Die Quatember.

Zeitschrift

für naturwissenschaftliche, geschichtliche, philologische, literärische und gemischte Gegenstände.

Im Vereine
mit
Hofrath Dr. J. F. v. Eschscholtz in Dorpat,
Dr. J. N. H. Lichtenstein in Mitau,
Staatsrath J. F. v. Recke ebendaselbst,
Rath W. T. Hübner in Reval,
Dr. G. Merkel in Riga,

BIBLIOTH. ACADEM. DORPAT.

und unter Mitwirkung der
Kurländischen Gesellschaft für Literatur u. Kunst,

herausgegeben
von
Dr. Ernst Christian v. Trautvetter.

Band II.

Mitau, 1830.
Gedruckt bei J. F. Steffenhagen und Sohn.
In Kommission bei G. A. Reyher.

Ist zu drucken erlaubt.

Im Namen der Civil-Oberverwaltung der Ostseeprovinzen.

No. 540.
Mitau, d. 6. Decbr.
1830.

Hofrath v. Braunschweig,
Censor.

Inhalt des zweiten Bandes.

Heft I.

Seite.

Vorerinnerung. Vom Herausgeber . . . . . 1.

I. Naturwissenschaftliches.

Ueber die Fliehkraft . . . . . 3.
Der Weidenholzspinner. Von C. W. T. Huebner . . . . . 22.

II. Geschichtliches und Philologisches.

Roh oder verwildert? Ein Beitrag zur Völkerkunde. Von Dr. G. Merkel . . . . . 29.
Bacchus, im Slavischen nachgewiesen. Vom Herausgeber . . 44.
Blick auf die Gründer des Russischen Reichs. Von N. Tschaschnikow . . . . . 48.

III. Literärisches und gemischte Sachen.

Vorschläge zu einer neuen Anthropologie. Vom Kreismarschall Otto v. Mirbach . . . . . 61.
Eigne Art und Nachahmung. Von E. C. v. T. . . . . 69.
Eschscholz: System der Acalephen. Von Dr. J. G. Fleischer . . . . . 73.

Heft II.

I. Naturwissenschaftliches.

Die Ostseelande als ein natürlicher Pflanzen- und Thiergarten. Vom Herausgeber . . . . . 1.
Systematisches Verzeichniß der bis hiezu in Livland aufgefundenen zweiflügeligen Insekten, nach Meigen geordnet und bestimmt. Von B. A. Gimmerthal in Riga . . . . . 6.
Nachtrag, in Kurland aufgefundene Zweiflügler betreffend. Vom Rath Lindemann . . . . . 15.
Erster ergänzender Beitrag zur Vervollständigung der Flora der Ostseeprovinzen. Von Dr. J. G. Fleischer . . . . . 17.

II. Geschichtliches und Philologisches.

Blick auf die Gründer des Russischen Reichs. (Beschluß.) Vom Herrn Oberlehrer N. v. Tschaschnikow zu Mitau . . . 29.
Ueber den Ursprung der Russen; oder Beweis, daß keine von den skandinavischen verschiedene, sogenannte pontische Russen anzunehmen sind. Von E. C. v. Trautvetter . . 28.

III. Literärisches und gemischte Sachen.

Statistisch-Literarischer Rückblick auf das Jahr 1828. Von N. Borchardt, Lehrer an der adeligen Pensions-Anstalt der Univers. Moskau . . . . . 49.
Gedicht auf den Tod des Professors v. Lenz. Vom Collegienrath Prof. J. V. v. Francke . . . . . 74.
Der Moritzholm. Von Otto v. Rutenberg . . . . . 77.
Uebersetzung drei auserlesener Oden des Horaz nach den Sylbenmaßen der Urschrift. Von Ferdinand v. Rutenberg . 81.

Heft III.

Seite.

I. Naturwissenschaftliches.

Vermuthungen über die Urbildung der Erdoberfläche, gegründet auf Beobachtung und Vergleichung fossiler Reste organischer Körper. (Nach Brogniart). Von Dr. H. Lichtenstein . . . . . 1.

Die Springkäfer Livlands, unter neuere Gattungen vertheilt. Von Fr. Eschscholtz . . . . . 13.

Witterungsbeobachtungen, angestellt im Jahre 1828 in Neu-Archangelsk von Hrn. Direktor Chlebnikow . . . . . 19.

Naturwissenschaftliche Literatur:

Von H. Lichtenstein . . . . . 20.

Von Dr. Fleischer . . . . . 27 und 31.

Von Tr. . . . . 30. 33. u. 34.

II. Mathematisches und Philologisches.

Neue Theorie der Parallelen. Von J. F. R....r. (Nebst einer lithographirten Tafel.) . . . . . 35.

Ansicht von der Uebersetzungsmethode eines Dichters überhaupt, u. des Horatius insbesondere. Von Dr. Fr. Fr. Kosegarten 53.

III. Geschichtliches und gemischte Sachen.

Eine Reliquie von Büsching. Von M s n. . . . . 62.

Südlicher und nördlicher Kunsthimmel. Eine kunstgeschichtliche Betrachtung.) Vom Herausgeber . . . . . 63.

Goethe's Würdigung in Rußland zur Würdigung von Rußland. Von Nic. Borchardt . . . . . 68.

Heft IV.

I. Naturwissenschaftliches.

Einige geognostische Bemerkungen über den Muschelkalk in Popilani. Von E. v. Eichwald . . . . . 1.

Ueber die Nebenblätter. Von Ernst Rudolph v. Trautvetter in Dorpat . . . . . 17.

Neuere Untersuchungen über das in der Argonauta befindliche Thier. Von H. Lichtenstein . . . . . 44.

II. Philologisches.

Ueber einige Stellen in Xenophon's Schrift: de republica Lacedaemoniorum. Von Ph. v. Willigerod . . . . . 47.

Neue Erklarung der Eclogen Virgils, als Bilder der zehn Monate des alten römischen Jahres. Von E. Chr. v. Trautvetter . . . . . 60.

Rüge einiger jetzt gewöhnlichen Sprachvergehungen. Von demselben . . . . . 71.

III. Geschichtliches und gemischte Sachen.

Goethe's Würdigung in Rußland zur Würdigung von Rußland. Von Nic. Borchardt. (Beschluß.) . . . . . 78.

Anmerkung über die alten Belgier oder Niederländer. Von Tr. . 93.

An die Sonne. Von E. Chr. v. Trautvetter . . . . . 95.

Die Quatember.

Band II. Heft I.

Vorerinnerung.

Obwohl der Aufsatz „über den Plan der Quatember“ zu Anfang des ersten Heftes im ersten Bande dieser Zeitschrift die nöthigen Gesichtspunkte zur Beurtheilung des Verhältnisses dieser literärischen Unternehmung anzugeben schien, so hat sich doch Veranlassung gefunden, hier Einiges darüber zu wiederholen oder näher zu bezeichnen. Der Zweck dieser Zeitschrift ist keineswegs, Orakel auszustreuen (oracula fundere), oder dem Orakelglauben Vorschub zu thun, sondern wissenschaftliche Untersuchung anzuregen und zu befördern. Es würde Anmaßung von Seiten des Herausgebers verrathen und zu großer Einseitigkeit führen, wenn er nur das aufnehmen wollte, was durchaus mit seinen Ansichten übereinstimmt, und was er durchgängig als seine eigne Ueberzeugung unterschreiben möchte. Er glaubt nur darauf sehen zu müssen, daß jeder Beitrag etwas für die Geistesbildung Ersprießliches auf eine würdige Weise zur Sprache bringe. So wird dann mancher Aufsatz selbst durch die Beleuchtung oder Berichtigung, die er veranlaßt, seine Stelle verdienen. Ich muß es erwähnen, daß die Gelehrten, deren Arbeiten mitgetheilt wurden, dieselbe Ansicht hegten; so wie denn auch der Verfasser der folgenden Abhandlung „über die Fliehkraft“ mir schreibt: „ich werde mich freuen, eine Beurtheilung meiner Arbeit von irgend einem Physiker gleichfalls in den Quatembern zu finden.“ Die zum Verein gehörigen Gelehrten aber, welche ihres Orts Beiträge sammeln, haben ohnehin

nur für die von ihnen selbst verfaßten und gelieferten Sachen als Schriftsteller aufzukommen. Dasselbe gilt hinsichtlich der Kurländischen Gesellschaft für Literatur und Kunst, deren Mitwirkung sich bloß auf die Lieferung von Beiträgen aus ihren Schriften bezieht, welches bei Ermangelung eines Journals dieser Gesellschaft ihr zu Statten kommt. Diese Beiträge sind daher auch als vorgelesen in der genannten Gesellschaft bezeichnet worden. Da übrigens die Quatember kein Zubehör dieser Gesellschaft, sondern eine davon ganz unabhängige und verschiedene Unternehmung sind, und der Herausgeber für das Literarische sowohl als das Oekonomische überhaupt allein verantwortlich ist, so ergiebt sich daraus auch, daß für die Quatember eingesandte Beiträge nur dann in der genannten Gesellschaft vorgelesen werden, wenn die Verfasser dieses ausdrücklich wünschen. Ich bitte um fernere Nachsicht, wenn eingesandte Arbeiten nicht immer in die nächsten Hefte oder nicht auf einmal ganz aufgenommen werden können. Für das Ganze aber bitte ich ferner um jene richtige, vorurtheilsfreie Schätzung, welche ein literarisches Erzeugniß, bloß darum, weil es einheimisch und vaterländisch ist, weder ungebührlich erhebt, noch auch ungebührlich herabsetzt. Buchhandel und gelehrte Zeitungen, nebst Bibliotheken, machen jetzt wissenschaftliche Leistungen aller Orten möglich, da sie über den Stand der Wissenschaft in Kenntniß setzen. Auch das nördliche Schweden hat seinen Linné hervorgebracht: warum sollte unser ostseeländisches Klima guten Anlagen und angestrengtem Fleiße weniger günstig seyn? Es ist aber gewöhnlich nur der Eigendünkel, der sich durch falsche Beurtheilung hiesiger Leistungen selbst zu schmeicheln sucht.

Der Herausgeber.

I.

Naturwissenschaftliches.

Ueber die Fliehkraft.

1. Es ist bekannt, daß, nachdem Kopernikus es gewagt hatte, gegen die seit Jahrhunderten herrschende Meinung, die Erde, die bis dahin geruht hatte, in Bewegung zu setzen, der größte Theil der damaligen Gelehrten Europa's gegen diese neue Lehre stritt, obgleich es wenigen aufgeklärten Männern damaliger Zeit dennoch bald einleuchtend wurde, daß der weise Schöpfer des Weltalls sehr viel zweckmäßiger in der Zeit, in welcher der ganze unendliche Raum, mit allen darin enthaltenen Körpern, sich um die ruhende Erde bewegen sollte, die Erde sich konnte einmal drehen lassen. In jenem Zeitalter voll Finsterniß und Aberglauben, *) in welchem des Kopernikus Lehre auftrat, und einen Irrthum, der

*) Es scheint hier nicht am unrechten Orte zu seyn, anzumerken, daß des Kopernikus Ansicht, wenn auch für ihn und seine Zeit neu, doch, was man oft übersieht, im Alterthum schon gewonnen war. Cicero sagt in seinen akademischen Untersuchungen (4, 123.): „Niketas von Syrakus behauptet, daß der Himmel, Sonne, Mond, Sterne, kurz alles Ueberirdische“ (in Bezug auf die Erde) „stille stehe, und ausser der Erde kein Ding in der Welt sich bewege. Da aber diese um ihre Achse sich mit der größten Geschwindig-

das Zeugniß der Sinne für sich hatte, bestritt, erhoben sich, wie gesagt, viele Gegner der neuen Lehre, und brachten eine Menge Gründe gegen dieselbe vor. Die Gründe alle anzuführen, gehört nicht zur Sache, sie haben auch alle vor der lauteren Wahrheit, die Kopernikus lehrte, weichen müssen, indeß das System desselben nicht allein unerschüttert steht, sondern noch durch immer mehrere Erfahrungen an Festigkeit gewinnt. Aber zu bemerken ist nur, daß, nachdem schon des Kopernikus Lehre seit mehr als einem Jahrhundert bekannt war, und, im Laufe dieses Jahrhunderts durch wichtige Entdeckungen befestigt, im rechten Glanze erschien, noch Vorschläge zu Versuchen über die Umdrehung der Erde gemacht wurden, weil sie den Sinnen durchaus unerkennbar war.

2. Unter mehreren in dieser Hinsicht vorgeschlagenen Versuchen ist der von dem berühmten Newton angegebene derjenige, der uns hier beschäftigen soll, da er uns mit einer merkwürdigen, obgleich, wie es scheint, bis jetzt nur wenig beachteten, Er-

---

keit kehre und drehe, so werde Alles eben so bewirkt, als ob, bei stille stehender Erde, der Himmel sich bewegte." — In der angeführten Stelle spricht Cicero auch von den Gegenfüßlern. Man sieht also, daß auch in diesem Stücke die Weisheit des Alterthums durch den Supernaturalismus des Mittelalters in Nacht vergraben worden ist. Freilich mußte das mythische Kalendergebäude erschüttert werden, wenn Sonne und Mond aus der Siebenzahl der Planeten heraustraten. Anm. d. Herausg.

scheinung in der Natur bekannt macht. Newton sagte nehmlich:

„Man solle einen Körper von einer großen Höhe „herabfallen lassen: wenn die Erde sich be„wegte, so würde der fallende Körper durch „diese Bewegung eine Fliehkraft erhalten, und „von der Senkrechten östlich niederfallen.“

Der Vorschlag, der damals (1679) allen Beifall, den er auch noch heute verdient, erhielt, wurde angenommen und von dem Dr. Hook ausgeführt, aber auf eine Art, die an ihrer Genauigkeit sehr zweifeln ließ. So viel es bekannt ist, sind nur einige wenige Versuche angestellt worden, und dieselben sind wahrscheinlich mißlungen oder haben keine genügende Resultate gegeben, was auch bei einer Fallhöhe von nicht mehr als 27 Fuß (von dieser Höhe ließ Dr. Hook in freier Luft gläserne Kugeln herabfallen) nicht anders seyn konnte. Nachher hat man keine Versuche mehr angestellt, weil man sie vermuthlich zu schwierig hielt, und an der Möglichkeit zweifelte, sie so anzustellen, daß die Fehler, die man beging, kleiner wären, als die Größe, die man bestimmen wollte.

3. Erst nach mehr als einem Jahrhundert (es bedurfte noch eines Beweises, daß die Erde sich um die Sonne und um die eigene Achse bewege?!) wurden wieder die von Newton vorgeschlagenen Versuche von Guglielmini in Bologna und später von Dr. Benzenberg in Hamburg (auch von Flauguerges in Viviers und anderen noch) wiederholt.

Die Genauigkeit, mit welcher diese Herren, besonders aber Dr. Benzenberg, ihre Versuche angestellt haben, ließ vermuthen, daß die Resultate derselben völlig genügend seyn würden, und, so viel es sich bei so delikaten Versuchen thun läßt, sind sie es in der That, denn Dr. Benzenberg's Versuche geben ein Resultat, das nur um ein Minimum von der Theorie verschieden ist. Wer jetzt an die Umdrehung der Erde nicht glauben will, kann sich aus Dr. Benzenberg's Beschreibung seiner Versuche davon überzeugen.

4. Diese Versuche, durch welche es unläugbar dargethan ist, daß die Erde sich bewege, und allen gegen den Mittelpunkt der Erde frei fallenden Körpern die Bewegung mittheile, haben auch die Sinnentäuschung, daß die Erde stille stehe, durch eine in die Sinne fallende Erscheinung geradezu widerlegt. Daß die schweren Körper in allen diesen Versuchen, von einem festen über der Oberfläche der Erde befindlichen Punkte, der den fallenden Körper unmittelbar vor dem Anfange seiner Bewegung unterstützt, die größere Geschwindigkeit des erhöheten Punktes (z. B. einer Thurmspitze, die weiter von dem Mittelpunkte der Erde, als der Fuß des Thurmes, entfernt ist, daher auch einen größeren Weg macht, und in welcher folglich auch der Schwung größer ist,) mitgetheilt erhalten, ist bekannt; es bedürfte aber auch keines Beweises, daß wenn nur hinlänglich über der Oberfläche der Erde erhöhete Punkte vor-

handen wären, selbst in einer Entfernung mehrerer 100 Fuß oder Meilen über der Oberfläche der Erde, fallende Körper die größere Geschwindigkeit solcher erhöheter Unterstützungspunkte mitgetheilt erhalten würden, die dann die gleichzeitige Geschwindigkeit des Lothpunktes an der Oberfläche der Erde beträchtlich übertreffen würde.

5. In irgend einer bestimmbaren Entfernung eines erhöheten Unterstützungspunktes von der Oberfläche der Erde, würde die, von demselben einem fallenden Körper mitgetheilte Fliehkraft so groß seyn, daß sie der Schwere des fallenden Körpers das Gleichgewicht halten würde, und also diesen gar nicht mehr auf die Erde herabfallen ließe. Ein solcher Körper würde also, von der mitgetheilten Fliehkraft und seiner Schwere zugleich bewegt, um die Erde fortdauernd und ununterbrochen eine krumme Linie beschreiben.

6. Alle Körper, deren Unterstützungspunkte näher an der Oberfläche der Erde wären, als der eben angegebene, würden von denselben herab nach längerer oder kürzerer Zeit auf die Erde fallen; so wie alle Körper, deren Unterstützungspunkte noch entfernter als jener von der Oberfläche der Erde sich befänden, von dem Zusammenhange mit dem Unterstützungspunkte befreit, sich ganz von der Erde entfernen würden, trotz der Schwere der Körper gegen die Erde. Die Geschwindigkeit aller dieser Körper untereinander wird verschieden seyn, und in einem gera-

den Verhältnisse mit den Entfernungen ihrer Unterstützungspunkte stehen; immer wird sie aber größer seyn, als die Geschwindigkeit des jedesmaligen Lothpunktes, an der Oberfläche der Erde. Nochmals sey es hier absichtlich bemerkt, daß bei allen diesen vorausgesetzten Erscheinungen die Körper vor ihrer Bewegung von einem festen mit dem Mittelpunkte der Erde zusammenhängenden Punkt unterstützt angenommen werden.

7. Welche besondere Berücksichtigungen durch die Wirkung dieser Fliehkraft bei manchen physikalischen Versuchen veranlaßt werden können, wollen wir hier, da sie gar nicht zu unserem Zwecke gehören, übergehen und Andern zur ferneren Untersuchung überlassen; wir wollen hier nur ganz besonders hervorheben, daß nicht allein, wie gesagt, die Sinnentäuschung, daß die Erde stille stehe, durch die in die Sinne fallende Wirkung der Fliehkraft widerlegt ist, sondern daß durch den Vorschlag zu diesen Versuchen über die Fliehkraft der unsterbliche Newton auf ein Naturgesetz aufmerksam gemacht hat, ohne selbst zu bemerken, welche wichtige Folgerungen aus der erwiesenen Fliehkraft hergeleitet werden können. Es ist nehmlich dadurch gesagt, daß alle Körper an und über der Oberfläche der Erde durch die Umdrehung derselben eine Fliehkraft erhalten; dadurch ist aber auch gesagt, daß die Erde nicht allein als bewegter, sondern auch als bewegender Körper zu betrachten ist.

8. Nun sind aber die, in den oben angeführten Versuchen durch die Fliehkraft hervorgebrachten Erscheinungen, wonach die fallenden Körper ihrem Lothpunkte voreilen, unmöglich die einzigen, und es muß noch andere Modifikationen dieser Erscheinung geben. Alle jene Erscheinungen werden nehmlich von den Körpern hervorgebracht, die, vor ihrer Bewegung, über der Oberfläche der Erde in einer festen unbiegsamen Linie mit dem Lothpunkte an der Oberfläche und mit dem Mittelpunkte der Erde sich befanden, also mit dem erhöheten Unterstützungspunkte schon während der Ruhe einen größeren Schwung bekamen, als gleichzeitig der Lothpunkt der Erde. Nicht alle Materie über der Oberfläche der Erde ist aber mit dem Mittelpunkte dieser durch feste unbiegsame Linien verbunden, wird also auch nicht in erhöheten Punkten einen größeren Schwung annehmen, ja nicht einmal gleichzeitig mit dem Lothpunkte sich fortbewegen können.

9. Wenn man z. B. eine feste Kugel, die um eine Achse gleichförmig bewegt werden kann, in ein, mit einer (tropfbaren) Flüssigkeit angefülltes Gefäß stellt, und schnell um ihre Achse bewegt, so wird diese Bewegung der in dem Gefäße vorhandenen Flüssigkeit mitgetheilt. Die Geschwindigkeit der bewegten Flüssigkeit ist indeß unmittelbar an der sich bewegenden Kugel am größten, oder vielmehr der Geschwindigkeit derselben gleich, und nimmt in jeder Schicht der Flüssigkeit ab, so wie die Entfernung

der Schicht von der Kugel zunimmt. Die Geschwindigkeit der, der Flüssigkeit durch die bewegte Kugel ertheilten, Bewegung steht also in irgend einem umgekehrten Verhältnisse mit den Entfernungen der Schichten der Flüssigkeit von der Kugel. Man könnte wohl glauben, daß durch die Reibung endlich einmal die Bewegung der ganzen in dem Gefäße enthaltenen Flüssigkeit gleichförmig werden müßte, wie La Place meint; *) nimmt man aber an, daß die zu bewegende Flüssigkeit gegen die bewegende Kugel unendlich ausgedehnt ist, so läßt sich sehr wohl ein Punkt in der Flüssigkeit denken, in welchem die von der bewegenden Kugel abhängende Bewegung gleich Null seyn wird, und wenn dieses erst angenommen werden kann, so lassen sich zwischen dem Punkte, wo die Bewegung der Flüssigkeit gleich Null ist, und dem zweiten Punkte an der Oberfläche der Kugel, der mit der Geschwindigkeit der Kugel und zugleich mit derselben sich bewegt, eine unendliche Menge Punkte denken, deren Geschwindigkeit unter einander verschieden ist, und in irgend einem Verhältnisse mit ihren respectiven Entfernungen von der Kugel steht.

10. Die Erde ist in einem ähnlichen Falle, sie ist eine bewegte, in eine (elastische) Flüssigkeit eingehüllte Kugel, die ihre Bewegung der sie umgeben-

*) M. s. Fischer's Geschichte der Physik 6. Band S. 665.

den Flüssigkeit mittheilt. Die letztere (die atmosphärische Luft) bewegt sich an der Oberfläche der Erde mit der Geschwindigkeit dieser letzteren: es giebt aber gewiß einen Punkt, in welcher Entfernung von der Oberfläche der Erde es auch sey, da sie von keinen Gränzen eingeschlossen ist, sondern sich in die Unendlichkeit hinaus erstreckt, wo die Geschwindigkeit derselben gleich Null ist. Zwischen diesem Punkte und der Oberfläche der Erde hat sie dann aber in verschiedenen Entfernungen eine diesen umgekehrt proportionirte Geschwindigkeit.

11. Ob durch die bewegende Kraft der Erde die Atmosphäre derselben in verschiedenen Entfernungen mit verschiedener Geschwindigkeit bewegt werde, ist natürlich durch keine directen Erfahrungen zu beweisen möglich, eben so wenig wie das Gegentheil; indeß ist es höchst wahrscheinlich, da die eben angeführte Analogie dafür spricht, auch überdem nicht anzunehmen ist, daß die flüssigen verschiebbaren Theile der entfernteren Schichten der Atmosphäre zugleich mit der Oberfläche der Erde sich fortbewegen sollen, eben so wie die über ihre Basis erhöhete Thurmspitze sich zugleich mit jener bewegt. Einen etwanigen Beweis dafür, daß die Atmosphäre der Erde nicht mit derselben Geschwindigkeit, wie die Erde selbst, sich bewege, hat man schon in dem beständigen regelmäßigen Ostwinde zwischen den Wendekreisen, der dadurch entsteht, daß die Atmosphäre die Geschwindigkeit der Erde nicht mit annehmen

kann, und so gegen die Oberfläche der Erde nach Westen zurückbleibt. Diese Erklärung der Entstehung des beständigen Ostwindes zwischen den Wendekreisen haben übrigens schon Hube und Mariotte gegeben. Daß man in größeren Breiten diesen beständigen Ostwind nicht mehr so sehr bemerkt, hängt, abgesehen von einigen besonderen zufälligen Umständen, davon hauptsächlich ab, daß die Punkte an der Oberfläche der Erde unter den Parallelkreisen sehr viel langsamer, als die Punkte unter dem Aequator, fortgeführt werden.

12. Unläugbare Thatsache ist es übrigens, daß die Atmosphäre der Erde von dieser eine Fliehkraft erhalte, und vermöge derselben mit der Erde sich fortbewege; wäre das nicht der Fall, bewegte sich die Atmosphäre nicht zugleich mit der Erde, so müßte selbst in größeren Breiten ein beständiger Sturm herrschen, der zwischen den Wendekreisen als wüthendster Orkan toben würde, und so ist man nach der oben angeführten Analogie und der Thatsache, daß schon unter dem Aequator die Atmosphäre die Geschwindigkeit der Erde nicht so schnell annehmen kann, veranlaßt, vorauszusetzen, daß in größern Entfernungen von der Erde die Atmosphäre der Geschwindigkeit derselben noch weniger folgen, und also mit der Entfernung sich langsamer fortbewegen werde.

13. Wie weit die bewegende Kraft der Erde auf die Atmosphäre sich erstrecke, bestimmen zu können, müßte man erst genau kennen, wie weit

die Atmosphäre der Erde sich ausdehnt, dieß ist jedoch bis jetzt nicht genau bestimmbar gewesen. G. G. Schmidt, *) von dem Grundsatz ausgehend, daß die Gränze der Atmosphäre da liege, wo die specifische Elasticität der Luft mit der Schwere ins Gleichgewicht komme, findet für die mittlere Höhe der Atmosphäre 273 Meilen. La Place **) erklärt, die größte Höhe der Atmosphäre, so fern diese der Erde noch angehören soll, könne nicht höher seyn, als bis zu dem Punkte, wo die, mit der Höhe zunehmende Centrifugalkraft mit der Schwere ins Gleichgewicht kommt. Dies soll da eintreten, wo ein nicht mehr zur Erde gehörender Körper, ein Mond, in 24 Stunden um die Erde rotiren würde. Diese Höhe beträgt 6. 66 Erdhalbmesser. Jedes Lufttheilchen also, welches durch seine Expansion über diese Höhe getrieben würde, müßte vermöge überwiegender Schwungkraft die Erde verlassen; daraus soll also klar hervorgehen, daß die Atmosphäre nicht über diese Gränze hinausreichen könne. Indeß kann dieses nur in so fern richtig seyn, als angenommen wird, wie hier auch geschehen, daß die Atmosphäre bis zu ihrer Gränze mit derselben Geschwindigkeit wie die Erde sich bewege, d. h. ein Punkt an der äussersten Gränze der Atmo-

*) M. s. Gehler's Physikalisches Wörterbuch. N. Ausg. 1. Bd. S. 445.

**) M. s. eben daselbst S. 443.

sphäre eben so, wie ein Punkt an der Oberfläche der Erde, in 24 Stunden einen Kreis um den Mittelpunkt der Erde zurücklege, was nach dem oben Beigebrachten ganz unwahrscheinlich ist. Daß die Gränze der Atmosphäre da nicht sey, wo die Dichtigkeit der Luft nicht größer ist, als in der Guerikschen Leere unter dem Recipienten, welcher durch eine vorzügliche Luftpumpe luftleer gemacht ist, oder bei etwa 7 geographischen Meilen, dieses geht evident daraus hervor, daß die Gränze der Strahlenbrechung noch bedeutend höher liegt. Die Atmosphäre der Erde (d. h. die elastischen Flüssigkeiten über der Oberfläche der Erde, die diese wie eine Hülle umgeben, und gegen dieselbe noch schwer sind) wird also noch bis jetzt als in sehr enge Gränzen eingeschlossen angenommen, und es ist an nichts weniger, als an eine genaue Bestimmung der Ausdehnung derselben, zu denken.

14. Da nun über die Ausdehnung der Lufthülle, die die Erde umgiebt, für's Erste keine Gewißheit erlangt werden kann, so muß man versuchen, ohne genaue Kenntniß derselben, die mögliche Ausdehnung der Wirkungssphäre der Erde zu erforschen. Zur Wirkungssphäre der Erde gehört nun unstreitig jeder Körper, in welcher Gestalt und Form er sey, der gegen die Erde schwer ist, er mag übrigens zwei, drei oder auch viel mehrere Halbmesser der Erde von derselben entfernt seyn. Ein solcher mehrere Halbmesser der Erde von dem Mtttelpunkte derselben

entfernter Körper, der jedoch gegen die Erde schwer ist, ist bekanntlich der Mond, der beständige Begleiter der Erde, und es könnte wohl möglich seyn, daß er nicht allein gegen die Erde schwer ist, sondern daß er auch selbst in seiner bedeutenden Entfernung durch die bewegende Fliehkraft der Erde eine auf die Richtung der Schwere senkrecht gehende Fliehbewegung erhalte.

15. Der Mond wäre hier, vorausgesetzt, daß er durch die bewegende Fliehkraft der Erde eine Fliehbewegung wirklich erhält, in dem Falle, wie ein Sandkorn in der Flüssigkeit, die durch eine in derselben sich bewegende Kugel bewegt wird. Er bewegte sich mit der, der Entfernung der Schicht der Flüssigkeit, in welcher er sich befindet, verhältnißmäßigen Geschwindigkeit um die bewegende Kugel. Ist es aber wahrscheinlich, daß der Mond vermittelst der Fliehkraft der Erde eine Fliehbewegung erhalte, so ist es auch nicht unwahrscheinlich, daß die Erde und die übrigen Planeten vermittelst der Umdrehung der Sonne eine Fliehbewegung erhalten, die sie dann stetig von der Richtung der Schwere ablenkt.

16. Noch ehe Kepler die Umdrehungsbewegung der Sonne kannte, hat er dieselbe gemuthmaßt, und dabei bemerkt, daß wohl durch diese Umdrehung der Sonne die Umlaufsbewegung der Planeten bewirkt werden könne *). Auch hat

*) Astronomia nova, tradit. comment. de motibus stellae martis. Pragae 1607. Fol. In introductione.

wieder in neuerer Zeit Wiedeburg bemerkt *), daß der Kreislauf aller Planeten von Abend gegen Morgen gerichtet sey, und eine gemeinschaftliche Ursache haben müsse, als welche er die Bewegung der Sonne um ihre Achse nach eben derselben Richtung angiebt. Warum Newton, der doch selbst auf eine Fliehkraft aufmerksam machte, dadurch die oben angeführten Versuche veranlaßte, und der es lehrte, daß die Planeten schwere, gegen die Sonne fallende Körper wären, nicht auch auf diese Ansicht gekommen, besonders nachdem Dr. Hook gezeigt hatte, daß ein von der Schwere und von einer Fliehkraft bewegter Körper um die Erde eine Ellipse beschreiben müsse, folglich die Aehnlichkeit der Bahnen gegen die Sonne fallender Planeten mit der Linie, die ein fallender Körper über der Oberfläche der Erde beschreibt, sehr überraschend war, ist nur daraus zu erklären, daß Newton glaubte, wie es auch noch jetzt geschieht, daß jede einen Weltkörper umgebende Atmosphäre eben so schnell, wie der Körper selbst, sich bewegen müsse.

17. Nach der Entdeckung des Thierkreislichtes (Zodiacalscheins) hat man nicht mehr gezweifelt, daß die Sonne eine feine Materie als Atmosphäre umgebe, und die abgeplattete Gestalt dieser Sonnenatmosphäre hat man daraus erklärt, daß die Theil-

*) Einleitung in die physisch-mathematische Kosmologie. Gotha 1776.

chen derselben durch die Rotation der Sonne mit um die Achse der Sonne fortgeführt würden, und die daher entstehende Schwungkraft (Fliehbewegung) den Aequatorealdurchmesser eben so vergrößern müsse, wie es im geringeren Maaße der Fall bei der Erde ist, deren Meere ja aus demselben Grunde eine sphäroidische Oberfläche bilden. Aber so gegründet diese Ansicht zu seyn scheint, so hat doch schon La Place eingewandt, daß wenn man der ganzen Atmosphäre der Sonne eben die Rotationszeit wie der Sonne selbst beilegt, sie sich nicht bis zur Merkurbahn erstrecken könne, weil in einer solchen Entfernung ein in 25 oder 26 Tagen um die Sonne herumlaufendes Körpertheilchen eine Schwungkraft erhalten müßte, die viel größer als die anziehende Kraft (Schwere) der Sonne wäre; die entfernteren Theilchen der Sonnenatmosphäre würden sich also im Weltenraume zerstreuen. Hieraus könnte also mit Recht gefolgert werden, daß die entfernteren Theile der Sonnenatmosphäre nicht so schnell um die Sonne laufen, als es der Rotation der Sonne gemäß wäre, sondern nur etwa diejenige Geschwindigkeit haben mögen, die ein in eben der Entfernung befindlicher Planet haben würde, indem nur dann zwischen Schwungkraft und anziehender Kraft ein Gleichgewicht besteht.*)

*) M. s. Gehler's Physikalisches Wörterbuch. N. Ausg. Bd. 1. S. 508.

18. Ist dieses die Ansicht eines der ersten Geometer unserer Zeit und der jetzigen Physiker, so ist schon damit im Allgemeinen gesagt, was auch oben meine Meinung war, daß nehmlich alle Körper eines gegebenen Systems durch die Umdrehung des Centralkörpers desselben eine Fliehkraft mitgetheilt erhalten, vermittelst welcher sie bewegt um den Centralkörper herumlaufen. Denn man darf nur den Satz, daß die entfernteren Theile der Sonnenatmosphäre, deren, durch die Umdrehung der Sonne mitgetheilte, Fliehkraft nicht geläugnet wird, nur etwa diejenige Geschwindigkeit haben, die ein in eben der Entfernung befindlicher Planet hat, anders geben, um ebendasselbe und zugleich unsere Meinung dadurch auszudrücken. Sagt man, die Atmosphäre mit allen darin enthaltenen Körpern, sie mögen in den verschiedenen Systemen Planeten, Kometen oder Trabanten heißen, bewegt sich in jeder Entfernung mit einer Geschwindigkeit, die mit der Entfernung in irgend einem umgekehrten Verhältnisse steht, so ist es dasselbe. Die Planeten (Kometen) im Sonnensysteme sind dann Körper, die in der flüssigen Materie der Sonnenatmosphäre und mit der Geschwindigkeit derselben in der Entfernung, in welcher sie sich befinden, durch die Umdrehung der Sonne um die Sonne geführt werden, oder vielmehr mit dem Strome der flüssigen Materie fort-

schwimmen. Das ist Alles, was ich mit der oben (9.) angeführten Analogie habe andeuten wollen, was aber auch zugleich die Meinung, von der eben die Rede war, in sich begreift. Wie sich die Geschwindigkeit der Sonnenatmosphäre in jeder Entfernung verhält, ist bekannt in dem Verhältnisse der Geschwindigkeiten der Planeten zu einander.

19. Zwar ist es die Meinung der Naturforscher seit Jahrhunderten, daß die Planeten ihre Tangentialbewegung nach einer Richtung von einem allen gemeinschaftlich ertheilten Stoße erhalten hätten, und diese durch einen uranfänglichen Stoß mitgetheilte Bewegung soll die ursprüngliche Bewegungsrichtung der Weltkörper seyn, von welcher sie dann durch die Schwere ununterbrochen abgelenkt werden und in sich selbst zurückkehrende krummlinigte Bahnen beschreiben. Nun ist wohl, abgesehen davon, daß nicht ersichtlich ist, von woher der uranfängliche Stoß gekommen seyn soll, begreiflich, daß die Wirkung einer augenblicklichen Kraft, die einen Körper in Bewegung setzt, wie die Kraft angenommen wird, welche die Tangentialbewegung der Planeten hervorgebracht haben soll, den Körper zwar in der anfänglichen Richtung der Bewegung in alle Ewigkeit fortführen muß, so lange keine andere Kraft auf ihn einwirkt: wirkt aber noch eine zweite Kraft, wie die Schwere, zugleich auf den Körper, und zwar stetig, dann ist es unbegreiflich, wie die Wirkung des einzigen uranfänglichen Stoßes, den die Planeten erhal-

ten haben sollen, nicht durch die beständig fortdauernde Gegenwirkung der Schwere ganz aufgehoben oder doch wenigstens bemerkbar vermindert worden sey. Denn wenn die Wirkung der Kraft (der Schwere) auf den in geradlinigter Bewegung begriffenen Körper stetig ist, so muß nicht allein die Veränderung der Richtung, sondern auch die Verminderung der Geschwindigkeit des bewegten Körpers stetig seyn. *) Jeder Einwand solcher Art hört auf, sobald die Sonne in ihre Rechte eingesetzt wird, und sie durch ihre eigene Umdrehung eben so stetig vermöge der mitgetheilten Fliehkraft auf die Planeten wirken kann, wie es die Planeten vermöge ihrer Schwere thun.

20. Man könnte wohl einwenden, daß es unbegreiflich sey, wie durch die Umdrehung der Sonne die Planeten und Kometen, die viele Millionen Meilen von der Sonne entfernt sind, eine Tangentialbewegung durch die mitgetheilte Fliehkraft erhalten sollen, die sie um die Sonne bewege. Die Sache ist aber um nichts unbegreiflicher, als wie es möglich seyn könne, daß die so viele Millionen Meilen entfernten Planeten und Kometen gegen die Sonne schwer sind, wie es, nach Delius Ausdruck, möglich sey, daß die Materie da, wo sie nicht ist, unmittelbar wirken könne. Es ist so viel über das all-

*) M. s. Fischer's Geschichte der Physik. Bd. 6. S. 376 und folgende.

gemeine Gesetz der Schwere hin und her gestritten worden, und doch möchte jetzt schwerlich ein Naturforscher in Europa zu finden seyn, der an der Richtigkeit desselben zweifelte, d. h. der daran zweifeln wollte, daß wirklich die Körper aus größeren Entfernungen gegen einander schwer sind. Die von mir aufgestellte Fliehkraft und die allgemeine Schwere haben aber genau dieselben Gründe für und wider sich und sind zuverlässig in gleichem Grade wahr, als unbegreiflich. Wenn man den Raum, in welchem die Planeten sich bewegen, als vollkommen leer betrachten wollte, wie es auch bis jetzt geschehen ist, so könnte man wohl nicht begreifen, wie durch die Umdrehung der Sonne nach der Richtung derselben in uns unbekannte Entfernungen hinaus alle Körper um dieselbe sich bewegen sollten. Gestehen wir aber bescheiden, daß wir weder absolut dichte, noch absolut ausgedehnte Körper kennen, sondern immer nur Verhältnisse dieser relativen Zustände derselben, so können wir auch gestatten, daß der Raum des Sonnensystems mit einem wirklichen materiellen Körper ausgefüllt sey, für dessen relative Dichtigkeit uns nur selbst der Maaßstab fehlt, und in welchem die Kometen- und Planeten-Körper mit fortbewegt werden.

Da es hier unser einziger Zweck gewesen ist, auf die wichtige Folgerung aufmerksam zu machen, die sich aus dem gleich zu Anfange angeführten Vorschlage Newtons ergiebt, und die ich nur be-

stimmt hervorheben wollte, um vielleicht dadurch zur Entdeckung der zweiten Centralkraft zu führen, so will ich auch die ferneren aus dieser Erscheinung zu folgernden Thatsachen für einen andern Ort ersparen.

Der Weidenholzspinner.

Nicht selten (im vorigen Jahre bei Reval besonders häufig) findet man im Sommer auf alten, besonders angefaulten, Stämmen der Obstbäume, Birken, Ulmen oder Rüstern, Linden, und vorzüglich der Weiden, die auffallend große und schön gezeichnete, mit einem Horne auf dem Rücken versehene Raupe des Weidenholzspinners (Phalaena Bombyx Cossus), eines Nachtschmetterlinges aus der Familie der Spinner. Sie ist glatt, fleischig, fingersdick, 3 bis 4 Zoll lang, fleisch- oder rosenroth mit gelbgrünen Ringen und einem breiten dunkelrothen Striche über den Rücken gezeichnet, vorne am breitesten, nach hinten schmäler (welcher zweckmäßige Bau bei allen ins Holz bohrenden Larven bemerkt wird), und mit einem glänzenden, schwarzbraunen und harten Kopfe versehen. Das Halsgelenk ist das breiteste von allen und hat oben auf der Mitte einen braunen, harten, hornartigen Schild. Das Maul hat ein scharfes Gebiß, womit die Raupe das Holz der Stämme, in welchen sie lebt, nach allen Richtungen zernagt und durch-

bohrt, so daß die Bäume ausgehen und vom Sturmwinde leicht umfallen. Gereitzt vertheidigt sie sich theils mit ihrem Gebisse, theils, indem sie aus dem Maule einen ekelhaft riechenden, ätzenden, rothen Saft spritzt. Mehrere von ihnen, ohne Futter zusammen eingesperrt, tödten und verzehren sich unter einander. Sie haben ein so zähes Leben, daß sie etliche Stunden im luftleeren Raume und fast 3 Wochen lang unter dem Wasser ausdauern können. An den Wänden der glattesten Gefäße können sie hinaufklettern, indem sie Fäden anspinnen, die ihnen als Strickleitern dienen. Gewöhnlich leben ihrer mehrere unten an den Baumstämmen zwischen der Rinde und dem Holze und bohren sich, da ihre Nahrung in den verfaulten Holztheilchen besteht, in dasselbe hinein. Sie sind höchst wahrscheinlich der bei den Alten unter dem Namen Cossus beliebte Leckerbissen, der gebraten gegessen wurde, wie heut zu Tage die in der Sagopalme wohnende und sich von ihrem Marke nährende Larve des Palmbohrers (Curculio Palmarum), eines in Westindien lebenden Käfers, von den dortigen Einwohnern, auch von Europäern, wenn sie sich allmählig daran gewöhnt haben, auf ähnliche Weise zubereitet, als Delicatesse hochgeschätzt wird. Der berühmte Naturforscher Lyonnet hat diese Raupe mit der größten Sorgfalt untersucht und in ihr 4061 Muskeln gefunden, von denen 2186, also über die Hälfte, an der Speiseröhre liegen, woraus sich ihre Geschicklich-

keit und Kraft beim Beissen und Fressen erklären läßt. Außerdem hat sie noch viele Blut- und andere Gefäße, ihre Nerven, Luftröhren, Eingeweide u. s. w.

Nachdem die Raupe 3 Jahre lang in dem Baumstamm gelebt und sich in dieser Zeit wohl 8 mal gehäutet hat, naht endlich die Zeit ihrer Verwandlung heran. Alsdann geht sie tiefer in den Stamm und baut sich darin ein eiförmiges Gehäuse von zerfressener Baumrinde und zernagten Holzsplittern, die sie theils mit einem seidenartigen Gewebe zusammenspinnt, theils mit einem, aus ihrem Maule fließenden, klebrigen Safte zusammenkittet. In dieser Hülle verwandelt sie sich in eine dunkelbraune, 2 bis 3 Zoll lange Puppe, und bleibt in diesem Zustande einige Wochen. Da jedoch in der engen Röhre in dem Baumstamme der Schmetterling unmöglich die Puppenhülse verlassen und ans Tageslicht kommen könnte, so ist die Puppe mit ganz besonderen Eigenschaften, die bei andern Schmetterlingsgattungen nicht wahrgenommen werden, begabt. Sie kann nehmlich durch allerhand Bewegungen, Krümmungen und Windungen sich, wie der Schornsteinfeger in der Röhre des Kamins, in dem von der Raupe gemachten Gange fortschieben und fällt nicht zurück, da die Ringe ihres Leibes mit vielen, nach hinten zu gerichteten Stacheln besetzt sind, welche das Zurückfallen verhindern. So rückt sie allmählig vorwärts, gelangt endlich an den Ausgang der Röhre ins Freie und bleibt mit der

hintern Hälfte des Körpers in derselben stecken. Bald öffnet sich nun die Puppe an ihrem vordern, in der freien Luft befindlichen Ende, und es verläßt der Schmetterling seinen bisherigen engen Kerker ungehindert; die leere Puppenhülse aber bleibt in der Röhre stecken, wenn sie nicht etwa durch andere nachrückende Puppen, deren zuweilen mehrere hinter einander sich im Gange befinden, hinausgedrängt wird.

Der gegen 2 Zoll lange und mit ausgespannten Flügeln 3 Zoll breite Schmetterling hat keine Spiralzunge, niederhangende Flügel und einen Kammrücken. Seine Vorderflügel sind bräunlichgrau, mit wellenförmigen schwärzlichen Strichen gezeichnet; seine Hinterflügel ganz grau. Der Brustschild hat eine blaugraue, braun eingefaßte Platte, die kappenförmig in die Höhe steht. Weil die Flügel steif sind und starke Nerven haben, ist der Flug dieses Nachtvogels sausend, weßhalb er auch hie und da Brummvogel heißt. Uebrigens ist er selten, obgleich das Weibchen gegen 1000 hellbraune Eierchen in die Ritzen der Bäume legt; wahrscheinlich hat die fleischige, fette Raupe unter den Vögeln viele Feinde und wird, wenn sie das Innere des Baumstammes verläßt, deren Beute.

Im Herbste des Jahres 1827 wurde mir eine Raupe dieser Art nebst ihrem, oben beschriebenen, ovalen Gehäuse, in welchem sie sich zur Verpuppung anschicken wollte, gebracht; Beides war in

einem zerspaltenen Baumstamme gefunden worden. In der Hoffnung, daß es mir gelingen könnte, die Raupe in ihre selbst gemachte Hülse einzuschließen und sich verpuppen zu lassen, legte ich sie, die schon ziemlich matt zu seyn schien (ein Zeichen der herannahenden Verwandlung), nebst dem Gehäuse in eine hölzerne Schachtel, die ich mit dem Deckel leicht verschloß und in einen mit Glasscheiben versehenen Naturalienkasten stellte. Durch einen Zufall wurde am nächsten Tage eine Glasscheibe des Kastens zerbrochen, und durch die dadurch entstandene Oeffnung war die Raupe, welche den Deckel der Schachtel abgestoßen hatte, ins Zimmer gekommen. Aufs neue ergriffen, wurde sie in dieselbe Schachtel gesperrt, der Deckel darüber festgebunden und das Ganze in denselben Glaskasten gestellt. Weil die Raupe sich nicht wieder zeigte, gerieth die Sache bei mir in Vergessenheit. Am 24sten Februar 1828 des Abends schwirrte plötzlich ein großer Nachtschmetterling durch die Zimmer, wurde von den Kindern erhascht und mir gebracht. Ich erkannte in ihm einen Weidenholzspinner und verfiel bald auf meine vernachlässigte Schachtel in dem Naturalienkasten mit der noch immer zerbrochenen Scheibe. Hier fand sich die Bestätigung meiner Vermuthung, indem die Puppe zur Hälfte in der Schachtel steckte, am herausstehenden Vordertheile aber geöffnet war; durch die Oeffnung in der Glasscheibe hatte der Schmetterling den Weg ins Zimmer gefunden.

Die genaue Untersuchung der geöffneten Schachtel zeigte mir einen, wie mich dünkt, sehr interessanten Umstand. Als die Raupe sich völlig eingesperrt sah, sich jedoch verpuppen mußte, weil die Zeit dazu nun gekommen war, dachte sie daran, daß künftig für die Puppe kein Ausgang vorhanden seyn und der Schmetterling nie das Tageslicht erblicken würde. Nach dem gewöhnlichen Gange der Natur bohrt ja die Raupe vorher von außen die Röhre in den Baumstamm, um sich darin aufzuhalten, sich zu nähren und zu verpuppen, folglich ist für den Ausgang der Puppe und des Schmetterlings gesorgt. Dies war aber in der Schachtel nicht der Fall. Ohne Zeitverlust fraß die Raupe von innen nach außen ein Loch, erweiterte es aber nicht gehörig, als sie einsah, daß sich dieses Loch an einer unpassenden Stelle, nehmlich an der Seitenwand des Glaskastens, neben welcher die Schachtel stand, befand und Puppe und Schmetterling dort keinen Ausgang finden würden. Sie verließ daher diese angefangene Oeffnung baldigst und wählte die entgegengesetzte Seite der Schachtel für die Bereitung des künftigen Ausganges, fraß durch dieselbe ein gehörig großes Loch in den freien und hellen Theil des Glaskastens, *) und legte sich dann,

*) Die von mir sorgfältig aufbewahrten Belege des Erzählten sind von achtbaren Naturfreunden aufs genaueste geprüft und mit vielem Interesse betrachtet worden.

nach wohlgethaner Arbeit, in ihren Sarg zum scheinbaren Todesschlafe, aus welchem sie als leicht beschwingte Psyche, siegend über Grab und Tod, sich in die Luft schwang.

Gewiß wird mancher Leser über meine, vielleicht zu gewagte, Erklärung dieses kleinen naturhistorischen Ereignisses lächeln, aber es wird auch nicht, ich bin davon überzeugt, an Lesern fehlen, die dabei mit mir gleich denken und fühlen werden.

Des fesselfreien Geistes lichte Schwingen,
Was hemmte wohl ihr freudiges Bewegen?
Auf neuen schönern, kaum geahn'ten Wegen
Muß ewig ja der Geist zum Lichte dringen.

Des Lebens Leid, des Kerkers Bande zwingen
Den schwachen Leib; er welkt dem Tod' entgegen.
Ihn nur, den Staub, könnt in das Grab Ihr legen;
Warum der Thräne Opfer Todten bringen? —

Sie ruh'n von ihren schweren Tagesmühen;
Ihr Abend kam und senkte stillen Frieden
In ihre wunden, lebensmüden Herzen.

Siehst du den Phönix aus der Asche Glühen
Entsteigen? — Ihm ward rein'res Licht beschieden
In jenen Höhen, frei von Tod und Schmerzen.

Reval,
den 14ten Januar 1830.

C. W. T. Huebner.

II.

Geschichtliches und Philologisches.

Roh oder verwildert?

Ein Beitrag zur Völkerkunde.

Von Dr. G. Merkel.

(Vorgelesen in der Sitzung der Kurl. Gesellsch. f. L. u. K. am 5ten Oktober 1827.)

Roh und wild sind bekanntlich ganz verschiedene Begriffe. Keiner, der gewohnt ist, seine Worte logisch richtig zu wählen, wird rohe (d. i. unreife oder ungare) Früchte, rohe (d. i. noch nicht abgerichtete) Pferde, oder rohe Menschen, die sehr sanft seyn können, mit wilden verwechseln. Nur in Rücksicht auf ganze Völker wählt man weniger den Ausdruck. Alle, die unsere Weltumsegler auf einer sehr tiefen Stufe der Gesittung fanden, nannte man bisher auf gleiche Weise roh und wild. War das richtig? Roh heißt nicht fertig für einen bestimmten Zweck; nimmt man nun wild in dem Sinne von nicht geregelt, so fällt es in die Augen, daß freilich jedes rohe Volk auch wild ist. Aber auch jedes wilde roh? Ich glaube nicht. Es scheint mir vielmehr, man habe oft für noch nicht fertig gehalten, was seine Fertigkeit (Reife zur Kultur) längst überlebt hatte.

Wieder roh werden, kann nichts, was einmal fertig war: das ist so entschieden, daß wir im Deutschen sogar kein Wort dafür haben. Wieder wild werden, verwildern, d. h. sich wieder von der Regel entfernen, kann alles Lebende; aber die innere Gestaltung seiner Natur durch sie, die Abweichung von der Rohheit, kann es nicht mehr verlieren. Ein vernachlässigter Obstgarten kann einem unberührten Walde ähnlich werden; aber seine künstlich veredelten Stämme werden nie wieder zu Waldbäumen. Und eben so wenig wird ein Volk wieder wirklich roh, wenn es einmal einen bedeutenden Grad von Kenntniß, Bildung und gesellschaftlicher Gesittung erlangt hat; wohl aber kann es verwildern, wie uns die einst so civilisirten Abyssinier, Kopten und Araber beweisen. Nur über den Grad, den diese Verwilderung erreichen kann — nur darüber ist man nicht im Klaren, ob wir sie nicht oft aus Mangel genauerer Prüfung mit Rohheit verwechselt haben?

Wir würden den Botaniker für unwissend erklären, der eine Knospe von einer durch Ueberreife abgewelkten Frucht nicht zu unterscheiden vermöchte: es wäre eine große Lücke unserer Völker- und Menschenkenntniß, wenn ihr eine ähnliche Verwechselung nachgewiesen werden könnte, — und eine wichtige Vervollkommnung der Kunde unsres Geschlechts und seiner Geschichte, wenn sich das ausmitteln ließe.

Um es zu versuchen, will ich hier zwei Völker mit einander vergleichen, die beide ohne Unterschied

roh und wild genannt werden, die mir aber vorzüglich dazu geeignet scheinen, den Unterschied zwischen Rohheit und Verwilderung hervorspringend sichtbar zu machen, wenn er vorhanden ist. Allem vorgefaßten Urtheil vorzubeugen, werde ich sie nicht nennen, sondern nur durch A. und B. bezeichnen, indem ich die wichtigsten Züge gegen einander stelle, welche wir durch Forscher von ihnen wissen.

Das Volk A. kennen die Europäer seit einer Reihe von Jahrhunderten, haben Kolonien bei ihm angesiedelt, und viele Individuen desselben sogar getauft. Sein Charakter war nicht blutgierig als man es kennen lernte, und es gewöhnte sich bald daran, die Europäer bei sich leben zu sehen; aber die Belehrungen derselben beachtete es sehr wenig, von ihren Lebens- und Vergnügungskünsten hat es kaum etwas angenommen, und lebt noch immer fast ganz so roh und dürftig, als damals, da man es fand.

Das Volk B. kennen die Europäer erst seit ungefähr 50 Jahren. Sie fanden in ihm halbnackte Menschenfresser, und das ist es noch. Es nahm die Europäer mit tapferer Feindseligkeit auf; aber für die Künste derselben hatte es so offene Empfänglichkeit, es begriff den Zweck derselben so schnell, suchte so eifrig sie nachzuahmen, daß sich die neuen Ideen offenbar an längst bei ihm vorhandene anzuknüpfen schienen. Bei näherer Nachforschung fanden sich wirklich auch die meisten jener Künste bei

ihm vor, nur in unvollkommner Gestaltung. In manchen Stücken indeß schienen sie den Europäern sogar vorgeeilt. Sie machten z. B. seit uralter Zeit schon ihre Speisen durch Dämpfe gar, was man in Europa erst ziemlich lange nach der Entdeckung ihres Landes anfing zu thun.

Beide Völker waren so vollkommen Herren der Natur ihres Landes, daß sie ihm Alles abgewannen, was zum Leben, und selbst was, nach ihren Begriffen, zum Luxus gehört; sie hatten es also schon lange bewohnt.

Bei A. fand sich indessen keine Spur von einer Verfassung, von Obrigkeiten oder Gesetzen, und statt der Priester hatte es nur Zauberer. Jeder thut, was ihm gefällt, und selbst Kinder erhalten von ihren Aeltern keine Befehle. Herkommen ist die einzige Richtschnur des Benehmens, und Spott die einzige Strafe ihrer Verletzung. Selbst Raub und Mord wird durch Erwiederung nur gerächet, nicht gestraft.

Die Menschenfresser B. hatten erbliche Stände. Die Volksmasse war kleinen Häuptlingen fast leibeigen, die wieder unter mächtigern Fürsten, und mit ihnen unter einem Oberkönige standen, der jene belehnte. Selbst der sehr einflußreiche Priesterstand war erblich, und der Vorzug edlerer Geburt galt für so ehrwürdig, daß wenn der König selbst einem Vasallen begegnete, der von edlerem Stamme

war, als er, der König still stehen mußte, um jenem seine Achtung zu bezeigen, ohne daß Jemand anzugeben vermochte, woher der Gebrauch stamme. Der Gesetze, vorzüglich polizeilicher, hatten diese Menschenfresser eine große Menge. Sie wurden von den Fürsten und Priestern durch strenge Strafen geltend gemacht; aber ihre Abfassung bestand größtentheils in einem einzigen Worte.

War dies eine Wort der Keim einer künftigen Gesetzgebung, oder die Mumie einer verdorrten? War sein Gebrauch Einfalt, die einen Zweck durch ein unkünstliches Mittel erreicht; oder Vereinfachung, die vielen Zwecken durch ein Mittel zu entsprechen gelernt hat?

Bei A. herrscht so wenig gesellige Theilnahme, daß zuweilen Einer den Andern umkommen sieht, ohne einen Versuch, ihn zu retten. Von gemeinschaftlichen Angelegenheiten hat es keinen Begriff, also auch nicht von Krieg und Frieden des Volkes. Die einzige allgemeine Unternehmung, von der sich die Sage bei ihnen erhalten hat, war eine Verschwörung vor einigen Jahrhunderten, um die erste europäische Kolonie zu ermorden, die sich dort eingedrängt hatte.

Bei B. herrscht so viel Gemeingeist, daß die Europäer bloße Kränkungen, die einem Einzelnen widerfahren waren, durch allgemeine Metzeleien rächen sahen. Ueber Krieg und Frieden wird in öffentlichen Versammlungen debattirt. Das Volk hat

eine eigenthümliche Taktik, Festungen, Kriegsflotten, nach Talenten gewählte Feldherren u. s. w. Das Andenken seiner gefallenen Helden verewigt es durch poetische Gesänge. Die gefallenen und gefangenen Feinde frißt es; nicht aus Mangel oder des Wohlgeschmackes halber, sondern aus gräßlich raffinirender Rachsucht: es will dadurch auch ihre Seelen vernichten, die sonst am fünften Tage hinlänglich gereift seyn würden, um zum Urwesen zurückzukehren.

Bei beiden Völkern ist Vielweiberei üblich; bei A. indeß nur nicht selten, bei B. allgemeiner Gebrauch.

Bei A. führen die Weiber ein sehr mühseliges Leben; doch nur weil das Klima die häuslichen Geschäfte dazu macht. In dem Familienleben haben sie gleiche Rechte mit dem Manne, und selbst ihre erwiesene Untreue rächt er nur durch Verstoßung oder Verlassen.

Bei B. stehen die Weiber fast in den Verhältnissen hartdienender Sklavinnen. Sie essen nicht einmal mit den Männern, und ihre Untreue wird mit dem Tode bestraft. Dieser trifft indeß nur den verführenden Theil; und mit juristischer Feinheit ist festgesetzt, unter welchen Umständen der Mann, unter welchen das Weib dafür gelten solle.

Bei A. lieben die Aeltern ihre Kinder mit der ungemessenen Anhänglichkeit der thierischen Natur und ohne Authorität über sie zu üben.

Bei B. lieben die Aeltern freilich auch ihre Kinder, aber fordern streng Gehorsam; ja zuweilen werden Kinder feierlich geopfert, um vom Vater oder vom Fürsten ein drohendes Unheil abzuwenden.

Beide Völker halten die Seele für ein vom Körper verschiedenes Wesen, daß diesen überleben kann, wenn es nicht vernichtet wird.

A. stellt sich nehmlich vor, daß sie nach der Trennung vom Körper über steile schlüpfrige Klippen am Rande tiefer Abgründe in das allgemeine Land der Seelen wandere, und wenn sie nicht unterwegs umkomme, setze sie dort das irdische Leben glücklich oder unglücklich fort, je nachdem sie auf Erden gut oder böse gehandelt.

B. weiß nichts von der Zurechnung nach dem Tode. Nach seiner Vorstellung hängt die Gut- oder Bösartigkeit eines Menschen größtentheils davon ab, ob er als neugebornes Kind früher oder später dem Priester zur weihenden Besprengung mit Wasser dargeboten worden. Die Seelen guter und böser Menschen gehen daher auf gleiche Weise in den Wohnsitz der Gottheiten über, wenn sie nur Zeit hatten, durch einen fünftägigen Aufenthalt in dem Körper, nach dem Tode desselben, zur Fortdauer zu reifen.

Von allgemeinen Gottheiten der Welt weiß A. nichts. Es kennt nur zwei mächtige Geister,

von denen der eine ihm wohl, der andre übel will, und eine Unzahl kleiner Kobolde, welche die Menschen durch ihr Benehmen feindlich oder freundlich gegen sich stimmen können. Alle aber, die großen Geister wie die kleinen, können durch Zauberer zu Aenderung ihrer Gesinnungen gezwungen, oder doch bewogen werden.

B. hat eine völlig geordnete Götterlehre: einem allgemeinen Obergott, der die Welt regiert; untergeordnete Gottheiten für die einzelnen Theile derselben; andre für die einzelnen Hauptverhältnisse des Lebens; wie es scheint auch Schutzgeister der einzelnen Menschen; ächt poetisch hat es sogar die einzelnen Naturerscheinungen und Leidenschaften zu Gottheiten personificirt.

Die Erde stellt A. sich wie eine flache Scheibe vor, die im Meere auf morschen Stützen ruht und längst eingestürzt wäre, wenn seine Zauberer die letztern nicht flickten. Der Himmel ist ihm ein Land, wo der gute Geist und die glücklichen Seelen rund um einen See wohnen, der zuweilen überfließt: dann regnet es auf der Erde. Die Sonne hält es für ein Mädchen, den Mond für einen Mann seines Stammes, die sich dort hinauf verirrt haben und nicht wieder herunter kommen können. Aehnliche Mythen erzählt es von den Sternen.

B. glaubt, die Erde sey die Schöpfung der großen Gottheiten, von denen sich die eine noch

immer damit beschäftigt, festes Land auf dem Grunde des Meeres zu bereiten, und eine andere schafft es auf die Oberfläche desselben. Als was es sich den Himmel denkt, weiß ich nicht; aber es hat den Lauf der Sterne genau beobachtet, sich Sternbilder ersonnen, und ordnet nicht nur seine Arbeits- und Ruhezeit nach ihrem Auf- und Niedergange, sondern schreibt ihnen auch Einfluß auf das Schicksal der Menschen zu.

Was A. von der Urgeschichte unseres Geschlechts erzählt, scheint nur ein Gemische dessen, was es von der frühesten, untergegangenen Christenkolonie auffing, mit Abgeschmacktheiten, die es zur Erklärung gleichsam selbst ersann. Es sagt, der erste Mensch sey aus der Erde hervorgewachsen, und dann sey aus seinem Daumen das Weib entstanden. Späterhin sey die Erde einmal umgeschlagen, wie ein Boot; alle Menschen auf derselben seyen ertrunken, bis auf Einen; und als dieser mit einem Stock auf die Erde geschlagen, sey ihm ein Weib aus derselben hervorgewachsen.

Die Sagen des Volkes B. dagegen sind von so merkwürdigen Character, daß ich glaube, den Leser ausdrücklich daran erinnern zu müssen, daß ich von halbnackten Menschenfressern erzähle, die den Europäern erst seit einem halben Jahrhundert bekannt sind, und bei denen noch keine Missionarien

thätig gewesen waren, als sie den Reisenden ihre Mythen mittheilten.

Bekanntlich braucht Moses in der Schöpfungsgeschichte den Namen Gottes in der mehrfachen Zahl. Die Elohim sprechen bei ihm: „Lasset uns Menschen machen; ein Bild, das uns gleich sey.“ Der Mythus des Volks B. nennt drei Gottheiten, welche zusammen den Mann schufen, und aus seiner Rippe, wie in der Mosaischen Erzählung, das Weib; ein Knochen heißt aber in seiner Sprache Hăviah, — wie das aus dem Knochen geschaffene Weib bei Moses, Hevah.

Noch mehrseitig bedeutend scheint folgende Sage der wilden Menschenfresser vom Monde. Sie erzählen: der Mann habe bei seinem Gange nach dem Brunnen einen schweren Fall gethan, und sey so gebrechlich geworden, daß er nicht in seine Wohnung zurückkehren können: da sey in dunkler Nacht plötzlich der Mond über ihn gekommen, und habe ihn sammt einem Baum, an den er sich gehalten, in sich hinauf gezogen. Der Baum habe dort wieder Wurzel geschlagen, und der Mann hänge noch daran.

Es bedarf wohl wenigen Scharfsinnes und der Erinnerung, daß „der Brunnen oder Quell der Weisheit“ ein gewöhnlicher orientalischer Ausdruck ist, um in jener Sage die Geschichte des Sündenfalls und zugleich das uralte auch abendländische Volksmährchen vom Mann im Monde wieder zu

erkennen: vielleicht sogar wäre es nicht schwer, in der plötzlichen Erscheinung des Mondes und der Wirkung, die sie auf den Mann und den Baum gethan (das heißt auf das Menschengeschlecht, das hier wohl nur Repräsentant des ganzen thierischen Lebens ist, und auf die Pflanzenwelt), eine nahe Verwandtschaft mit dem alten persischen Mythus zu finden, der den Fürsten der Nacht, Ahriman, den Stier des Orimuz, — das heißt die Naturgestaltung durch die Sonne, — tödten und aus dessen zerstückten Gliedern alles gegenwärtige Naturleben hervorgehen läßt. — Doch zurück zu meinem Hauptgegenstande.

Irr' ich mich, wenn ich voraussetze, daß der ungeheure innere, geistige Unterschied zwischen diesen beiden Völkern jedem denkenden Leser einleuchten müsse? Beide stehen weit, sehr weit von unserer Kultur entfernt. Das Volk B. in vielen einzelnen Zügen sogar weiter als A.; aber wie tief ist dieses an Reife unter jenem! Bei A., den Grönländern, wie Cranz sie noch schilderte, ist alles erst im Beginnen, und selbst ihre scheinbaren Vorzüge deuten auf die Kürze des Weges, den sie auf der Bahn der Bildung zurückgelegt haben. Sie lieben ihre Kinder über alles, wie auch das Thier thut. Sie fressen ihre Mitmenschen nicht, wie auch das reißende Thier kein andres seiner Gattung frißt. Das Volk B., die Neuseeländer, — hier nach Ledyards, Nichols, Marsdens und Turn-

bull's Nachrichten geschildert, — opfert seine Kinder und verzehrt seine Feinde (ein verwandter Stamm, die Baltas in Malakka, auch seine Verbrecher); aber nur in Folge eines tiefen, wenn auch abergläubischen Raisonnements, eines so ausgebildeten Irrthums, daß er uralt seyn muß.

Bei den Grönländern ist alles, was aus dem Geiste hervorgeht, unreif, seicht und flach. Man könnte sagen: Sie haben als Menschen zwar ein Gestern, an dem sie aufhörten Thiere zu seyn, aber kein Vorgestern. Bei den Neuseeländern dagegen deutet alles auf eine längst, vor aller Erinnerung, verflossene Vorzeit zurück; auf einen dunklen tiefen Hintergrund, aus dem fern, fernher gespenstische leise Stimmen, in abgebrochenen Lauten herüberrufen; und was? Das ist das Ueberraschendste, das ist im ersten Augenblicke des Wahrnehmens fast schauderhaft! Bruchstücke sind's desselben Triumphliedes, das unsere Hochkultur den halbnackten Menschenfressern gegenüber anstimmt; — und doch ur-alt. Die Neuseeländer scheinen vor Jahrtausenden Alles gewußt, gedacht, geträumt zu haben, was wir jetzt wissen, denken, träumen, und alles, bis auf geringe Fragmente, vergessen zu haben.

Die Grönländer sind roh, ohne Widerspruch! Sind die Neuseeländer aber, wie alles andeutet, wirklich verwildert, das heißt, von einer hohen Stufe der Kultur wieder herabgesunken: zu welchem Schlüssen berechtigt das!

Dann ist es wahr, daß die menschliche sittliche und geistige Bildung der Verwitterung fähig ist! Wahr, daß ganze Racen unsres Geschlechts dieser Umwandlung schon unterlagen! Denn die Neuseeländer bilden mit den meisten Südseeinsulanern und den Malayen Einen Stamm. Dann ist es auch wahr, daß es keine gemeinschaftliche Veredlung giebt, der unser ganzes Geschlecht entgegen reift, sondern, wie bei allen andern Naturwesen, nur ein Höchstes, dessen der menschliche Geist fähig ist, zu dem alle Racen, eine nach der andern, sich emporschwingen, und von dem sie wieder hinabsinken, — wie eine Pflanzengattung nach der andern im Laufe eines Jahres ihre Blüthe entfaltet, dann ihren Saamen reift, und dann verdorrt. Dann — Welche durchaus neue Gestaltung würde daraus für fast alle Felder des menschlichen Wissens, vorzüglich aber für die Universalgeschichte unseres Geschlechts herfließen!

Doch ich überlasse es dem Geiste des philosophischdenkenden Lesers selbst, die Folgen fortzusetzen und zu prüfen, die sich aus dem Aufgestellten ziehen lassen, und wende mich zum Schluß zur Erörterung eines interessanten Umstandes.

Die große Aehnlichkeit der neuseeländischen urgeschichtlichen Sagen mit den mosaischen Erzählungen und ihr offenbarer Gebrauch der Kindertaufe könnte vielleicht Manchen zu dem übereilten Schlusse verleiten, sie für die Nachkommen einer verirrten

jüdischen, oder christlichen Kolonie anzusehen. Aber wir bedürfen dieser gewagten Erklärung nicht. Eine andere liegt nah.

Alle, welche die Neuseeländer und die ihnen enge verwandten Südseeländer beobachteten, stimmen überein, ihren malayischen Ursprung anzuerkennen. Sie stammen also aus dem festen Lande von Ostindien her und nahmen, vielleicht von den jetzigen Hinduh ins Meer gedrängt, die Lehrsätze und Mythen ihres Stammlandes mit und erhielten sie sich, ob sie gleich die Sitten und Kenntnisse desselben im Laufe von Jahrtausenden verloren.

Die Juden wiederum. — Abgesehen davon, daß ihre nationale Körper- und Gesichtsbildung völlig orientalisch und der mehrerer indischer Stämme sehr ähnlich ist, — lege man sich einmal die Frage vor: Wenn einer dieser Stämme unter die westlichen Nationen verschlagen würde, könnte er wohl (bei der unbesiegbaren stolzen Anhänglichkeit der Indier an der Heiligkeit ihrer Abstammung, ihrer Religionslehren, ihrer Sitten) in einer andern Gestalt unter uns dastehn, als jetzt die Juden? Dient nicht, z. B., der Indier schon in seinem Vaterlande, wie der Jude in der ganzen Welt, mit sklavischer Unterwürfigkeit eben denen, mit denen zu essen für ihn eine Verunreinigung seyn würde?

Ferner: Der Stammvater der Juden zog vor vier tausend Jahren aus dem fernen östlichen Lande Ur an und über den Euphrat. Er verehrte einen

höchsten Gott, den Schöpfer der Welt, und verweigerte den Sternen, als Geschöpfen desselben, seine Anbetung. Zu eben der Zeit ungefähr wurde die Baggwat-Geeta, das heilige Buch der Braminen, geschrieben, das ausdrücklich sagt: Dem höchsten Wesen allein, das alle andere Wesen schuf, gebührt die Anbetung der Menschen. Ferner, daß die alten Indier damals schon so gut als Abraham wußten, für was die Sterne zu halten seyen, beweisen ihre astronomischen Berechnungen aus eben jener Zeit. Wie schwer aber eine solche Uebereinstimmung in einem Zeitalter, wo bei allen übrigen Nationen, die wir kennen, starrer Götzendienst herrschte, als Beweisgrund wiegt, wird Jedermann bei geringem Nachdenken erkennen.

Ob endlich die Namen der beiden Stammväter und Religionsstifter, Bram-a und A-bram, sehr von einander verschieden sind, in ihrer Bedeutung, überlasse ich den Orientalisten zu entscheiden.

Mir reichen die angeführten Thatsachen hin, zu vermuthen, nicht daß die Neuseeländer Juden, wohl aber daß beide Völker Zweige eines und desselben Urstammes sind, die ihm vielleicht von einem und demselben Sturm des Schicksals entrissen, und der eine östlich, der andere westlich in die Ferne fortgeschleudert wurden.

Bacchus, im Slavischen nachgewiesen.

Es hat mir von jeher geschienen, daß in der griechischen Sagenlehre sich Stoffe von verschiedenen Volksgeschlechtlichkeiten zusammen fänden. Die verschiedenen griechischen Mundarten selbst deuten schon auf eine verschiedene Mischung hin. Und außerdem werden uns z. B. die Heloten im Peloponnes als ein eigner Stamm, verschieden von dem sie beherrschenden, selbst durch die Geschichte angegeben. Das Verhältniß mochte vielleicht seyn, wie in den Ostseeprovinzen zwischen den eingebornen Letten oder Finnen und den herrschenden Deutschen. Sklavenverhältniß überhaupt deutet in der alten Welt, auch wo es nur häuslich vorkommt, immer schon auf Verschiedenheit der Abstammung hin, wo aber, wie bei den Heloten, ein ganzes Volk in Sklaverei ist, da ist die verschiedene Volksgeschlechtlichkeit um so weniger in Zweifel zu ziehen. Daher mag es auch kommen, daß die Spartaner für manche Dinge ganz eigne Namen hatten; es waren vielleicht die, welche sie von ihren Sklaven angenommen hatten.

Wo nun verschiedene Volksgeschlechter oder Sprachen überhaupt sich zusammen finden, da darf es uns nicht wundern, auch verschiedene Calender und Calenderbilder oder Sagen anzutreffen. Die ursprüngliche Verschiedenheit muß sich noch erkennen lassen, wenn auch nachfolgende Dichter verschiedene

Bestandtheile zusammenzuschmelzen wußten. Ein solcher beigeschmolzener Bestandtheil der griechischen Sage scheint mir die Mähr vom Bacchus zu seyn. Bacchus (die Endung us, griechisch ος, ist ja zufällig) findet sich wieder im Slavischen Bog, welches überhaupt Gott heißt, hier also als der herrschende ursprüngliche Name anzusehen ist. So bedeutet hernach die Zusammensetzung Zurnebug nichts anders, als: der schwarze, der unterirdische Gott, welcher, nach der gewöhnlichen Erklärung, unter dem Sternbild des Schlangenträgers verehrt wurde, der Serapis, Jason. Hier aber ist vielleicht der Bock als unteres Zeichen, der Steinbock, zu verstehen.

Wodurch aber die Hinziehung des Namens Back (denn wie mit einem ck, nicht wie mit einem Deutschen ch, muß Bakchos ausgesprochen werden) zu dem Slavischen noch mehr bestätigt wird, ist, daß auch der Beiname des Bacchus, Semeleïus, ganz slavisch ist. Bacchus (Jacchus) soll ein Sohn der Semele seyn. Szemlja heißt aber im Slavischen die Erde, das Land. Szemlja ist das lateinische humus, das griechische γη, das deutsche Gôja, Gau; denn mehrmals geht der Zischer in den Gaumbuchstaben über. Nach Macrobius (Sat. 1, 12.) glauben die Böotier, die Semele sey die Bona Dea. Diese letztere ist bei den Römern die Gemahlin des Faunus (eins mit Pan, Sylvanus, und vielleicht Saturnus), auch Fauna und Marica ge-

nannt. Diese und die verwandten Gottheiten heißen bei den Römern Semones, welches ich nicht durch Semihomines, sondern durch dieselbe Wurzel Szem, Erde, Land, also als Landgötter erkläre. Die Rhea, oder Magna mater, Cybele, Gemahlin Saturns, würde also im Grunde mit der Bona mater oder Semele eins seyn, so wie Saturnus mit Attis (Odin) eins ist. Die Erklärung der Böotier ist uns aber von Wichtigkeit, weil Bacchus gerade ein Böotischer Gott ist (Baccho Thebae insignes. Hor. Od. 1, 7.), wie denn die Orgien vorzüglich zu Cithäron und Ismenus in Böotien, und zu Ismarus, Rhodope und Edon in Thracien gefeiert wurden. Die Böotier wurden von den Athenern für dumm ausgegeben. Kam dieß nicht daher, weil die Böotier ein Landvolk, die Athener hingegen städtisch gebildet, vielleicht, der Sage nach, mit fremden, sich da niederlassenden Handelsleuten vermischt waren, etwa wie die Massilier in Gallien? Die Böotier würden uns also nur um so mehr die unvermischte Landesart zeigen. Und dann werden wir durch die Orgienfeier nach Thracien hingewiesen, welches anzudeuten scheint, daß die ursprüngliche Landesart auch in entfernteren Gegenden noch Aehnlichkeit gezeigt habe, das Griechische also mit dem Thracischen nahe verbunden sey. Ans Thracische aber und Macedonische schloß sich schon in frühen Zeiten das Slavische an. Die Gleichheit von Bacchus und Bog darf also nicht befrem-

den. Wie im Slaviſchen A und O nach Mundarten verwechſelt werden, iſt bekannt. Von der Seite von Venedig (Veneti) ſtieß das Wendiſche oder Slaviſche auch ans Italiſche. Noch kürzlich hat man durch eine Ueberſetzung aus der Odyſſee die Verwandtſchaft des Slaviſchen mit der alten Homeriſchen Sprache nachgewieſen.

Bacchus iſt überhaupt der Jahresgott; in ſeiner Sage wird dann überhaupt der Jahreslauf ſinnbildlich dargeſtellt. Wie denn aber die verſchiedenen Volksgeſchlechter verſchiedene Jahresanfänge hatten, ſo waren auch verſchiedene Geſtirne Merkzeichen für dieſelben. Das Geſtirn des Bacchus nun iſt unſtreitig der Fuhrmann oder die Ziege, welche als eine von den Geſtirnformen der Weltſeele aufgeführt wird. Bacchus wird zuweilen mit Hörnern und einem mit Epheu umwundenen Stabe abgebildet. Auch Pan, deſſen Geſtirn der Steinbock, nach Andern auch der Fuhrmann iſt, wird mit Hörnern und Ziegenfüßen abgebildet, oder vielmehr ſinnbildlich vorgeſtellt. Es iſt das Sinnbild der Erzeugung. Der Name Pan iſt nicht etwa das griechiſche παν, das All, wie Einige es erklären, ſondern er findet ſich ebenfalls in den nördlicheren Sprachen (im Polniſchen), wo er Landesherr bedeutet. — Dieß mehr nur als Stoff zu fernerer Nachforſchung!

E. C. v. Trautvetter.

Blick auf die Gründer des Russischen Reichs *)

Der Anfang des Russischen Reichs ist, gleich dem Anfange fast aller Staatsvereine (die neusten ausgenommen), mit dem Schleier der Dunkelheit bedeckt. Der nächste Grund davon liegt ohne Zweifel in der Unwissenheit des Volkes, das anfänglich die Gesellschaft gegründet hat. Die Geschichte des ursprünglichen Daseyns eines jeden Volkes wird vor gänzlicher Vergessenheit bewahrt bloß durch die zu oft mit Erfindungen vermischten mündlichen Traditionen, oder durch wenige und, so zu

---

*) Meine Russische Abhandlung über eben diesen Gegenstand, ist in der Zeitschrift: Europäischer Bothe, herausgegeben von meinem unvergeßlichen und hochgeschätzten Lehrer, Herrn Professor Katschenowsky zu Moskau, abgedruckt.

Anm. d. Verf.

Auf den hier behandelten Gegenstand ist schon in dem Aufsatze über den Plan dieser Zeitschrift aufmerksam gemacht worden. Hier kam es nicht sowohl auf neue Aufschlüsse für den Kenner, als auf eine kurze Uebersicht der Sachen an, die ihrer Wichtigkeit nach wohl bekannter zu seyn verdienten. Meine eigne Ansicht über den Ursprung des Russischen Stammes, wohl zu unterscheiden von dem des Russischen Staates, in der Folge mitzutheilen, behalte ich mir vor.

Anm. d. Herausg.

sagen, fast unbedeutende Denkmäler, als: Ruinen, Gräber und dergleichen. Sogar die ersten Historiker, die mitten unter einem gebildeten Volke gelebt haben, mußten, um die Geschichte eines benachbarten ungebildeten Volkes zu schreiben, aus Noth nur diese einzigen Quellen benutzen.

Herodot, der durch seine wahren Verdienste sich den Namen des Vaters der Geschichte erworben hat, gestehet sehr oft, er habe das oder jenes nur als ein Gerücht oder als eine allgemeine Sage aufgenommen.

Die älteste Geschichte der Russen ist auf eben solche Grundpfeiler gebaut, oder, wie ich sogar sagen darf, auf Erdichtungen. Unser einheimischer Chronikschreiber, Nestor, ein Mönch im Kiewschen Höhlenkloster, ist es, der sich den ehrenvollen Namen des Vaters der russischen Geschichte erworben hat durch die schwierige Unternehmung, nicht nur die Begebenheiten seines Zeitalters zu schildern, sondern auch die Umstände, unter welchen das Russische Reich sich politisch und selbstständig entwickelt hatte. Da er jedoch schon lange Zeit nach der Gründung des Staates lebte (geb. im J. 1056), so ist es unmöglich, daß er alle diese Umstände genau wissen konnte, oder daß sie ihm von irgend Jemandem mit einer historisch-kritischen Glaubwürdigkeit mitgetheilt sind.

Nach den Berichten Nestor's (welcher der Byzantinischen Chronologie folgt) ist das Russische Reich im Jahre 862 von einem nicht einhei-

mischen Volke, Waräger-Russen, gegründet und (erst damals) Rußland genannt worden. [1]) Aber was für ein Volk waren diese Waräger-Russen? Woher sind sie nach den von slavischen Völkerschaften damals bewohnten Ländern gekommen? Darüber finden sich in der Nestor'schen Chronik gar keine ausdrücklichen Nachrichten.

Da uns *) nun die Nachrichten des vaterländischen Annalisten nicht befriedigen können, so werden wir uns an die fremden Völker, die mit unserem damaligen Vaterlande in mittelbarer oder unmittelbarer Verbindung standen, wenden müssen. Unter diesen nehmen, wegen ihrer Wichtigkeit, den ersten Platz die Byzantinischen Schriftsteller ein: erstens weil wir, und vorzüglich nach der Annahme der christlichen Religion, in ununterbrochener Verbindung mit ihnen standen, und zweitens, da so viele Byzantinische Schriftsteller im Laufe von mehreren Jahrhunderten immer unserer Vorfahren erwähnt haben.

Die wichtigste Frage unter den Gelehrten ist die: von welch einem Volke ward das Russische Reich gegründet, und wo hatte dieses Volk bisher gewohnt? Nestor, ohne weiter zu erklären, sagt: „Waräger-Russen, die bisher jenseits des Meeres

*) Der Herr Verfasser meint wohl: uns Russische Slaven —?
Anm. d. Herausg.

wohnten.“ Also die ausführlicheren Nachrichten darüber werden sich vielleicht in den ausländischen Schriftstellern finden.

Betrachtet man im Allgemeinen, was für ein Volk unter dem Namen Waräger bei den verschiedenen Schriftstellern zu verstehen sey, so siehet man, daß es kein eigentliches Volk Waräger oder ein Waräger-Land giebt, sondern daß unter jenem Namen eine kriegerische Gesellschaft tapferer und raubsüchtiger Menschen verstanden wurde, die damals ein Schrecken für die, auf den Ruinen des abendländischen Kaiserthums neu entstandenen europäischen Staaten waren. Mehrere andere Beispiele der Art findet man noch in der Weltgeschichte: Franken, die zur Zeit des Kaisers Valerianus durch ihre Angriffe die Römischen Gränzen beunruhigten, machten damals kein besonderes Volk aus, sondern waren verschiedene Völkerschaften, an den Ufern des Rheins und der Weser, die sich mit dem Beinamen der freien Mannen (franc) zusammen verbanden. Die Helvetier, welche auch zu derselben Zeit das Kaiserthum überfielen, wurden Allemannen genannt, um dadurch die Verschiedenheit der Abstammung dieser kriegerischen Schaaren zu bezeichnen.

Nestor erzählt diese Begebenheit mit folgenden Worten: „Und sie (nehmlich die Slaven und „Finnen) schickten über das Meer an die Wa„räger-Russen, denn so haben sich die genannt; „so wie diese anderen sich Sveonen, Norweger,

„Engländer, Gothländer nennen.“ [2]) Hielt Nestor Waräger-Russen für nördliche Waräger? Dieß ist zu bezweifeln! Man kann seinen Worten folgenden Sinn geben: Waräger ist das Genus, dessen Species sind Waräger-Russen, oder Waräger am schwarzen Meere; [3]) und nördliche Waräger, oder Schweden, Norweger, Engländer, Gothländer. Zur Unterstützung dieser Erklärung dienen mir dieselben Worte Nestor's: „Denn die haben sich Waräger-Russen genannt.“ Hier kann man, scheint es mir, unter dem Worte die, ein entferntes und nicht so bekanntes Volk verstehen, als die nördlichen Waräger, welche vor kurzer Zeit aus den slavischen Ländern verjagt worden waren und von welchen Nestor sagt: so wie diese anderen sich Sveonen nennen; hier scheinen die Worte: diese anderen, den näheren und bekannteren Gegenstand zu bezeichnen.

Ich finde es nöthig, noch einige Anmerkungen hinzuzufügen:

1) Bei dem ersten Feldzuge Igor's gegen die Griechen sagt Nestor: „Anno 6449 zog Igor gegen „die Griechen, und die Bolgaren schickten die Nachricht an den Kaiser, daß die Russen mit 10000 „Fahrzeugen heranzögen.“ Die Bolgaren also haben Igor und seine Truppen unter dem Namen Russen gekannt. Macht man nur eine geographische Vergleichung zwischen dem Wohnsitz der Donau'schen Bolgaren und dem der Russen am schwarzen Meere, so läßt sich, wenn nicht eine strenge Folge-

rung, doch wenigstens eine wahrscheinliche Muthmaßung daraus herleiten, woher die Gründer des russischen Reichs kamen!

2) Bei dem zweiten Feldzuge Igor's sagt Nestor: „Als die Chersoneser dieß gehört hatten, so gaben sie dem Kaiser Romanus davon Nachricht und „ließen sagen: da gehen die Russen mit unzähligen „Schiffen." Die Chersoneser sprechen zu Byzantinern und nennen Igor's Schaar Russen; da die Skandinavier nie in Konstantinopel Russen genannt wurden, hingegen das Volk der Russen am schwarzen Meere dort sehr bekannt war.

3) Nestor, als ob er absichtlich die Waräger-Russen von den nördlichen Warägern unterscheiden wollte, nennt, indem er diese letzten erwähnt, sie niemals Waräger-Russen, sondern immer bloß Waräger.

4) Noch bleibt zu einem Beweise eine sehr wichtige Frage zu entscheiden: Warum nennt Nestor die Russen (die, wie von einigen Kritikern behauptet wird, vom schwarzen Meere hergerufen sind) Waräger? Es ist bekannt, daß die Russen schon seit langer Zeit im Dienste des Kaisers sich befanden, daß zu Nestor's Zeit mehrere Skandinavier nach und von Konstantinopel immer über Rußland gingen. Vielleicht ließ sich mancher von ihnen in Kiew und andern Städten nieder. Nestor selbst hatte vermuthlich einige von ihnen persönlich gekannt und mochte von ihnen gehört haben, daß im

Dienste des Kaisers sich auch andere Völkerschaften befänden. Aus den Byzantinischen Schriftstellern aber erfuhr er, daß auch die Russen immer daran Theil genommen hatten. Und so scheint es offenbar zu seyn, daß er sie Waräger-Russen (und nicht bloß Russen) genannt hat, weil er vermuthete, daß unter dem Namen Waräger alle die dem Kaiser dienenden Ausländer zu verstehen wären.

5) Nestor berichtet, daß im Jahre 896, unter der Regierung Oleg's, die Ungern über Rußland und Kiew zogen, die Oleg als seine Bekannten ganz freundlich durchließ. Solch eine Wohlgewogenheit ist kaum zu erwarten von den raubsüchtigen und kriegerischen Normannen.

6) Nestor sagt: „und sie schickten über das Meer an die Waräger-Russen.“ Hier wird man einwenden: Warum sagte denn Nestor, die transbaltischen Waräger erwähnend, bloß: über das Meer, und drückt sich dießmal eben so aus (ohne das Meer namentlich zu bezeichnen), da doch das Volk, an welches die Gesandtschaft geschickt wurde, ein ganz anderes ist? Nestor selbst nennt anderwärts das schwarze Meer das Russische, indem er sagt: „Und der Fluß Dnepr fließt in das schwarze „Meer, welches das Russische Meer genannt wird.“ Allein da er hier von dem Volke spricht, nach welchem sogar das Meer seinen Namen führte, so fand er unnöthig, hier dasselbe mit dem Namen des Russischen zu bezeichnen, wie er es oben gethan hat.

7) Es ist bekannt, wie sich die Slavischen und Finnischen Stämme, von den nördlichen Warägern unterdrückt, gegen ihre Oberherrschaft empört, und die Fremdlinge über das Meer zurückgetrieben haben. Sonach scheint es unwahrscheinlich zu seyn, daß sie nach kurzer Zeit, vielleicht nach einigen Monaten, eben dieses Volk zu sich berufen haben sollten.

8) Nach seiner Ankunft im jetzigen Rußland vertheilte Rurik die Hauptörter an der nördlichen Gränze seiner Herrschaft so unter sich und seine Brüder, als ob er sie vor einem neuen Einfall der zurückgetriebenen transbaltischen Waräger beschützen wollte und von Süden keine Gefahr fürchtete.

9) Bei der siegreichen Rückkehr von Konstantinopel hatte Oleg (wie erzählt wird) die Segel an seinen Schiffen von kostbarem Seidenzeug gemacht. Das zeigt eine morgenländische Pracht, nicht die Armuth eines Normannischen Volkes. Wenn aber die Chronik weiter sagt: „Und Oleg kam, bringend „Gold, Silber und kostbare Kleider;“ so kann es seyn, daß dieß auch als ein Tribut genommen war. Konstantin Porphirogenet erzählt, daß der Kaiser Basilius von Macedonien die Russen zum Frieden bewog durch große Geschenke an Gold, Silber und seidenen Kleidern.

Das ist alles, was wir aus den wenigen Worten unsers Chronikers herausziehen können zum Vortheil der Meinung, daß die Russen nicht vom Baltischen Meere hergerufen worden sind. Jetzt bleiben uns

noch die ausländischen Schriftsteller und die verschiedenen Meinungen zu betrachten übrig, welche bisher in der gelehrten Welt über diese Sache zum Vorschein gekommen sind.

Aber welchen Schriftstellern sind die Waräger vorzüglich bekannt? Den Byzantinischen und abendländischen (obgleich diesen letzten unter einem andern Namen). Am Byzantinischen Hofe wurde der Name der Waräger schon lange vor Anfang des Russischen Reichs bekannt; wie es Ammianus Marcellinus und mehrere Byzantinische Historiker berichten, [4]) die unter Warägern immer die Skandinavier verstanden, oder, nach ihrem Ausdruck, die Einwohner einer entfernten nördlichen Insel, Thule. [5]) Man muß darauf Acht geben, zu welcher Zeit die Russen zuerst in der Byzantinischen Geschichte erscheinen, wo ihr vormaliger Wohnsitz gewesen seyn möge, und wen die Byzantiner unter diesem Namen verstanden. Nicephorus Gregoras, ein Schriftsteller des XIV. Jahrhunderts, erwähnt der Russen schon unter Konstantin dem Großen, an dessen Hofe einer der Russischen Fürsten das Amt eines Truchsessen (Dapifer) bekleidete. [6]) Weiter bei der Beschreibung der Feldzüge des Oskold und Dir, Oleg, Igor nennen die Byzantiner sie immer Russen. Sonderbar ist es, und sogar unmöglich zu glauben, daß so viele Gelehrte nur diesmal eben das Volk fälschlich Russen benennen sollten, welches sie überall Waräger genannt haben. Der Pa-

triarch Photius, der Gelehrteste seiner Zeitgenossen, verkündigt, in seinem Circulärbriefe an die Geistlichkeit am Ende des Jahres 866, den Einfall des Oskold und Dir in Konstantinopel, und nennt sie ausdrücklich: Russen. Das Zeugniß eines so gelehrten Mannes läßt keinen Zweifel übrig, daß Oskold und Dir gewiß Russen waren, aber durchaus nicht Normannen; denn Photius hätte sie sonst ohne Zweifel Waräger genannt. Dazu vergesse man nicht, daß diese Begebenheit nur drei oder vier Jahre nach der Gründung des Russischen Reiches vorfiel. Cedrenus und Zonaras zeigen bei eben dieser Gelegenheit namentlich auf die Russen am schwarzen Meere. [7]) Zum zweiten Male bei dem Angriff Igor's nennen eben diese Historiker ihn wieder einen Russen. [8]) Der Kaiser Konstantin Porphirogenet beweist, daß die Slaven schon in früheren Zeiten mit den Russen in Verbindung standen und sie als ein kriegerisches und in der Seefahrt sehr gewandtes Volk gekannt haben, und also konnten sie dieselben auch Waräger nennen, wegen der Aehnlichkeit mit den Normannen. Daraus siehet man ganz deutlich, daß die Russen ihren Wohnsitz südlicher als die Slaven hatten, und zwar vermuthlich an der Mündung des Dnepers: „Die Slaven in ihren Bergen," (unter diesen Bergen muß man, wie es scheint, die alaunischen Gebirge verstehen) „bereiten die Böthe im „Winter vor, und nachdem durch trockene und „warme Luft das Eis geschmolzen, tragen sie die-

„selben in den Fluß Dneper und begeben sich zu „Wasser (eodem flumine) nach Kiew. Dort zie„hen sie die Böthe heraus und verkaufen sie den „Russen.“ Aus dieser Stelle ist offenbar zu ersehen, wo der Wohnsitz der damaligen Russen gewesen ist. Die Böthe wurden gemacht in der Mitte des Landes (im Norden), von hier an wurden sie nach Kiew gebracht (südlicher), und erst von Kiew aus den Russen verkauft (noch weiter nach Süden).

Cedrenus und Zonaras erwähnen noch einmal der Russen bei der Gelegenheit, da der Großfürst Jaroslav Wladimirowitsch, beleidigt durch die Ermordung eines Russischen Kaufmanns in Konstantinopel, dorthin seinen Sohn Wladimir und den Feldherrn Wuischata schickte, den Mord seines Unterthanen an den Griechen zu rächen. [9]) Hier sehen wir wieder eben dieselben Russen, von welchen schon so vielmal gesprochen wurde.

So viel können wir aus den Griechischen Schriftstellern über die Russen erfahren. Nun aber müssen wir eben so auf das achten, was sie auch von den Warägern und besonders von dem Ursprung dieser Gesellschaft in Konstantinopel sagen. Jornandes im IV. Jahrhundert meldet, daß schon seit der Zeit der Alleinherrschaft Konstantin's des Großen mehrere Gothen, im Jahr 323, in Kaiserlichen Dienst getreten. [10]) Unter der Regierung des Kaisers Theodosius, im Jahr 380, ließen sich die Gothen unter ihrem Feldherrn Athanarich mit Genehmigung des Kai-

sers in Mysien und Dacien nieder. Nach den Berichten von Olympiodorus und Prokopius bekleideten sie viele Aemter, ausser dem Militärdienste in der kaiserlichen Leibwache. Die ersten Reisen der Skandinavier nach Konstantinopel gehören in den Anfang des X. Jahrhunderts, also kurze Zeit nach der Gründung des Russischen Reichs. Um genau zu sehen, daß die Byzantinischen Foederati (βαραγγοι) und die Skandinavischen Vaeringar ein und dasselbe Volk ausmachen, so vergleiche man einen der Byzantinischen und einen der Skandinavischen Schriftsteller. Codinus und Sturleson schildern sie fast mit den nehmlichen Worten. [11]) Sie hatten, wie bekannt, zwei verschiedene Wege nach Konstantinopel (austur vigi und vestur vigi), einen zu Lande durch das jetzige Rußland, und einen andern zur See um ganz Europa. Man kann wenigstens mit Wahrscheinlichkeit vermuthen, wie sie zuerst nach Griechenland gekommen sind, wenn man sich erinnert, daß sie gerade zu derselben Zeit an den Küsten von Frankreich und Italien umherschifften und plünderten. Durch ihre Reisen am Baltischen Meere kamen sie erst in Verbindung mit den Slavischen und Finnischen Völkerschaften. Die Slaven aber waren schon weit früher in Konstantinopel bekannt; denn unter dem Kaiser Justinianus helfen sie den kaiserlichen Truppen in Italien.

Soll ich noch weiter fortfahren mit Erörterungen über die Russen und Skandinavier? Der Unter-

schied zwischen beiden Völkern ist offenbar und unzweifelhaft. Unter den abendländischen Schriftstellern verdient vorzüglich hier noch angeführt zu werden Luitprandus, Bischof von Cremona, der zweimal als Gesandter in Konstantinopel gewesen ist: nehmlich zum ersten Male von Seiten des Markgrafen Berengar im Jahr 946, und zum zweiten Male, von Seiten des Kaisers Otto I. im Jahr 968. So erzählt er als Augenzeuge von dem Angriff Igor's: „Ein nördliches Volk, das die „Griechen der körperlichen Beschaffenheit wegen „Russen, das wir aber des Wohnsitzes wegen Normannen nennen. [12]) „Lingua quippe Teu„tonum Nord aquilo, Mann autem mas seu „vir dicitur". *)

(Der Beschluß folgt.)

---

*) Also: die Russen sind Waräger, d. i. Skandinavier, sind Normannen! Doch die Beleuchtung nach dem Beschluß im nächsten Stück.

Anm. d. Herausg.

III.
Literärisches und gemischte Sachen.

Vorschläge zu einer neuen Anthropologie.

Vom Kreismarschall Otto von Mirbach.

(Vorgelesen in der Sitzung der Kurländischen Gesellschaft f. L. u. K. am 5ten März 1830.)

In dem weiten Raume der Welt gleichen sich gewiß nicht zwei lebende Wesen weniger, als der Mensch dem Menschen. Gleiche Bedürfnisse und Schwachheiten, ähnliche Hoffnungen und Wünsche, derselbe Ursprung und dasselbe Ende sollten zwar, wie es scheint, unsern Ansichten, Gefühlen, Erwartungen u. s. w. eine gewisse Gleichförmigkeit mittheilen, so wie eine Nase, ein Mund, zwei Augen u. s. w. den Gesichtern eine große Aehnlichkeit geben müßten. Dennoch modificiren besondere, schwer zu bestimmende Umstände dergestalt unsern Körper und unsere Seele, daß der Elephant und die Ratze, der Strauß und die Eule oft nicht mehr von einander verschieden sind, als der Mensch vom Menschen.

Unsere Sprachen verallgemeinern zu sehr die Begriffe. Wir geben z. B. dem mittlern, hervorragenden Theile des Gesichtes ohne Unterschied den Namen der Nase, ohne zu bedenken, daß ein kleines, kaum merkliches Häkchen und eine römische Adlernase zwei ganz und gar nicht ähnliche Dinge sind. Wollte man die gleiche Benennung des Organs von dem gleichen Gebrauch herleiten, so antworte ich,

daß gewiſſe Naſen die Roſe von der Aſſafoetida nicht unterſcheiden können, andere wiederum von dem Lüftchen afficirt werden, das über einen entfernten, ſtinkenden oder riechenden Gegenſtand geweht hat. Kann überhaupt wohl ein Organ, das mit Wolluſt eine Priſe Blättertabak einſaugt, mit einem andern verglichen werden, das der bloße Anblick einer Tabaksdoſe nieſen macht? Eben daſſelbe gilt von anderen Werkzeugen und Hauptheilen des Körpers; aber Erziehung und Gewohnheit beſtimmen nun einmal den Menſchen, ſich immer derſelben ſpecifiſchen Bezeichnungen zu bedienen, obgleich Nachdenken und Beobachtung zu ganz andern Reſultaten führen müßten. Wenn die Naturforſcher nicht von Vorurtheilen verleitet wären, würden ſie die Menſchen in eben ſo viele Gattungen und Arten, als man den Vögeln und Fiſchen zugeſteht, abgetheilt, und nicht das Wörtchen homo auf die Adler und Sperlinge, auf die Forellen und Stinte unſeres Geſchlechts angewandt haben.

Vor einigen Jahren befand ich mich in dem Vaterlande Hogarths, wo eine freiere Erziehung und freiere Verhältniſſe des Lebens das Innere des Menſchen mehr nach Auſſen kehren, die Geſetze des Anſtandes und der Geſelligkeit nicht das eigenthümliche Gepräge des Characters verwiſchen, und nicht alle Menſchen gewiſſer Klaſſen, wie Yoriks bekannte Schillinge, durch vieles Reiben und Schleifen, gleich platt und eben machen. Eines Tages wan-

delte ich im Gewühle der schönen und vornehmen Welt die Straße Pall-Mall hinab, als ein Wagen, der mir durch die Schönheit der Pferde, die glänzende Kleidung des Bedienten, die Pracht des Geschirres und die herzogliche Krone auffiel, dicht neben mir still hielt. Ein Mädchen, oder eine junge Frau, in dem glücklichen Alter, das die Farben des Frühlings schmücken, schwebte bei mir vorüber, um in dem nahen Laden etwas zu kaufen. Es giebt Personen, die man nur einmal zu sehen braucht, um ewig ihr Andenken zu bewahren, und die einen ausgezeichneten Platz in unserm Gedächtnisse behaupten, wenn andere, selbst wiederholt gesehen, nur dunkle Spuren der Erinnerung zurücklassen, oder völlig in Vergessenheit gerathen. Von jener Art war die Gestalt, die wie eine glänzende Erscheinung bei mir vorüberging, aber ihr bezauberndes Bild in meinem Herzen zurückließ. Sie zog einen Handschuh aus, und mein Auge hing an dem vollen, weißen Arm, den ein prachtvolles Armband umschloß. Ich bemerkte die anmuthige Biegung des Schwanenhalses, die frische Rosenfarbe der Wangen, die Fülle der glänzenden Locken, und vor allen Dingen, die edle Haltung und den unbeschreiblichen Ausdruck einer angebornen Würde. Ich wollte, alle Damen meiner Bekanntschaft hätten in diesem Augenblick in meiner Seele lesen können. Wenn ich jemals in einem Anfalle übler Laune, zerstreut und nicht galant genug gegen sie, zu träge um zu tanzen, zu vernünftig

um ihren Muthwillen zu bewundern, und zu aufrichtig gewesen war, um selbst ihre Mängel zu loben, so hätte der Gang meiner Ideen auch die unversöhnlichsten eines Geschlechts versöhnen müssen, dessen Grazie und Schönheit ich, wie ein Paladin alter Zeit, in seinem Ideale anbetete.

In meine galanten Träumereien vertieft, näherte ich mich der Region Londons, die gemeinere Sitten und Lebensart von dem westlichen Ende der Stadt absondern, als mein inneres Selbstgespräch von einem heftigen Stoß unterbrochen, und mein Ohr von den gemeinsten Flüchen beleidigt wurde, noch ehe ich die Ursache des Stoßes entdeckt hatte. Ich sah mich um und erblickte eine Frau, großer Gott, welch eine Frau! — Sie hatte so eben einen Korb mit Austern auf die Erde gesetzt, um mit ihren aufgestreiften Armen den unglücklichen Sterblichen zu bedrohen, dessen philosophische Betrachtungen über die Reize ihres Geschlechts ihren Grenadierschritt aufgehalten hatten. Die dunkelrothen, aufgedunsenen Arme, das von Trunk und Zorn entbrannte Gesicht, die dicken, blutrünstigen Füße, die einem Nashorn hätten zur Stütze dienen können, die schwielige Haut der Brust und des Halses, schmutzige und zerlumpte Kleider und Züge, in denen sich Laster und Elend abmalten, brachten in mir ein Gefühl des Abscheues hervor, das ich nicht zu beschreiben vermag. Ich entfloh der Wuth dieser Furie; der Lauf meiner Ideen war nun aber einmal gehemmt.

Das reizende Geschöpf, in dem ich so eben alles, was schön, liebenswürdig und anmuthig ist, gleichsam vergöttert hatte, und das schmutzige Austernweib sollten nur eine bloße Varietät der menschlichen Gattung seyn! so wie eine Blume es zu seyn nicht aufhört, weil die Lieblichkeit ihrer Farben und ihres Geruchs in einem undankbaren Boden verloren ging. Die Naturforscher werden es behaupten und beweisen, daß der Unterschied zwischen jener Nymphe und dieser Megäre nur darin besteht, daß die Gewohnheit und der Aufenthalt nicht dieselben gewesen.

Aber dieser Unterschied umfaßt Körper und Seele, und besteht nicht bloß in Sprache, Kleidung und Nahrung; denn keines von diesen beiden weiblichen Wesen würde den Geschmack, den Widerwillen und die Wünsche des andern begreifen. Der Kopf jenes schönen Mädchens erweckt Ideen, die sich an Feste und Vergnügungen, an literärische Beschäftigungen und geistreiche Unterhaltungen knüpfen; der Kopf des weiblichen Unholdes mit den Austern ist dagegen ein Chaos von Unwissenheit und Schmutz. Es wäre vielleicht schwer, ein Nahrungsmittel zu finden, das dem Gaumen beider behagte, oder einen Umstand zu erdenken, der beiden auf eine gleiche Art gefiele oder mißfiele. Diese würde Walter Scott und Byron gar nicht verstehen, jene bei dem cynischen Ton einer Ballade erröthen. Jede von beiden fürchtet jedoch den Schmerz, ißt, wenn sie Hunger, und trinkt, wenn sie Durst hat.

Aber in dieſer Beziehung gleichen ſie ſich nicht weniger, als der Tiger und das Lamm, und alle Thiere, die doch, wegen ihrer Verſchiedenheit, ſpecifiſch verſchiedene Namen haben.

In dem Zeitalter der genauſten Claſſificationen, wo die Gattungen der Pflanzen und Inſekten wegen eines Staubfädchens mehr in einem Blumenkelche, oder wegen eines Gliedes weniger an einem Fühlhorn, in Arten und Unterarten abgetheilt ſind, in dieſem Zeitalter, ſage ich, ſollte man einem Verſuch machen, mehr Methode in die Kenntniß der Gattung Menſch zu bringen. Anfänglich würden wir uns wohl mit bloßen Gränzlinien behelfen müſſen; mit der Zeit würde aber die Wiſſenſchaft gewiß beſtimmter werden, und der Anthropolog, von einem Ball, einem Thee, oder einer gelehrten Verſammlung zurückkehrend, im Stande ſeyn, ſeinem abweſenden Freunde den lebendigſten Begriff von den Perſonen der Geſellſchaft zu geben, indem er ihm ſummariſch die anweſenden Gattungen, die vorherrſchenden Arten, und die Varietäten oder Spielarten bezeichnete, die mit ihm zu Tiſche geſeſſen, eine Parthie Whiſt gemacht, oder eine Quadrille getanzt haben.

Einige Schwierigkeiten könnten wohl die zwei ganz verſchiedenen Elemente machen, aus denen der Menſch beſteht, nehmlich der Körper und die Seele. Sie würden indeſſen bald verſchwinden und geübte Augen eine merkwürdige, von der Mode und dem

comme il faut unterdrückte Menschenart herausfinden. Die neue Wissenschaft müßte selbst für die Gesellschaft von Nutzen seyn und den Nacheifer erwecken, in den geselligen Zirkeln verschiedene Gattungen und seltene Spielarten zu vereinigen. Einerseits würde man aufhören, wie alle Welt erscheinen, sprechen oder gar denken zu wollen; andrerseits es eben so lächerlich finden, in einem Saale lauter Gecken und Koketten, wie in einem Treibhause bloß Pflanzen von einer Gattung, und wären es selbst Camelien oder Rhododendrone, zu vereinigen.

Eine andere Schwierigkeit könnte aus der sonderbaren Eigenschaft, die der Mensch mit dem Chamäleon gemein hat, oft mit jedem Jahre ein anderer zu seyn, und aus den Veränderungen entspringen, welche Zeit und Verhältnisse in unseren Gewohnheiten, Meinungen und Neigungen hervorbringen. Wenn wir den Sprung vom 16ten Jahre zu den 60gern gemacht, hat die Zeit nicht bloß auf den äussern, sondern auch auf den innern Menschen dergestalt eingewirkt, daß ein Seelenspiegel oft größere Veränderungen als der Toilettenspiegel zurückstrahlen müßte. Manche würden sich mit Unmuth von dem Bilde ihrer Jugend wegwenden, andere das edle Vertrauen und die mitfühlende Güte zurückwünschen, die ihnen einst Herz und Hand öffneten. Dieser würde vergebens die Frucht der reifen Jahre suchen, welche die Blüthe seiner Kindheit versprach; jener wie ein alter Zaunkönig aus dem Adlernest

hervorgucken. Alle diese vielfachen Schwierigkeiten der neuen Anthropologie würde der Kundige mit Hülfe der Schädellehre vollends überwinden können, um die Charactere der Menschen und ihre Abtheilungen nicht nur in ihrer Ausbildung, sondern schon in ihren Anlagen, als Embryone zu erforschen, wie z. B. der Botaniker die giftig Frucht schon in der Knospe und der Entomolog den buntfarbigen Schmetterling in der Chrysalide erkennt.

Welche Vortheile würde die Anthropologie in diesem Sinne nur allein den Heirathslustigen gewähren! Unter andern würden auch die Ehestandsbüreaue aufhören lächerlich zu seyn, weil man nun, wie in andern Läden, Bestellungen für die häuslichen Bedürfnisse machen und den moralischen Maßstab für den convenablen Gatten einliefern könnte. Aber ach! die Wissenschaft, die einst so große Resultate herbeiführen soll, ist noch nicht einmal in der Wiege! Es ist also gar nicht wahrscheinlich, daß ich jemals die Genehmigung der Sprache erhalten und die Freude erleben werde, jenes Weibsbild, das mir den Stoß beibrachte, und das holde Geschöpf, dessen Bild noch immer meiner Einbildungskraft vorschwebt, als zoologisch verschiedene Wesen getrennt zu sehen.

Eigne Art und Nachahmung.

Wenn wir auch durch Andere gebildet werden, so sollen wir uns deswegen nicht nach Andern bilden. So groß der Werth der Bildung ist, so zweideutig ist der, der Nachbildung. Die Bildung geht von innen heraus, wenn sie auch von aussen angeregt wird; sie ist etwas Lebendiges: die Nachbildung haftet an dem Aeusseren, sie hat nur den Schein des Lebens, ist etwas Leichenartiges. Die Nachbildung ist eine Unwahrheit, man will sich für etwas Anderes geben, als man wirklich ist. Anstatt aber sich dadurch geltend zu machen, wird man nur unbedeutend und nichtig. Die Nachäfferei zeigt an sich Mangel an Kraft und Geist, großentheils ist sie aber auch nur eine Verkehrtheit, eine Narrheit. Kein Mensch ist so von Gott verlassen, daß er nicht, wenn er seiner Art treu bleibt und diese ausbildet, andern werth und angenehm seyn sollte. Widerlich aber und lächerlich ist uns schon im gewöhnlichen Leben ein Mensch, der einen Andern copiren will, selbst wenn dieses sein Vorbild uns lieb und werth wäre. Was kann nützlicher für die Ausbildung des Einzelnen oder eines Volksstammes seyn, als die Bekanntschaft mit alten Sprachen? Und doch kann selbst diese nachtheilig wirken, wenn man an dem Aeusseren hängen bleibt und glaubt, mit der Einführung der alten Formen auch die alte Vortrefflichkeit erreicht zu haben. So glaubte man zu Klopstocks

Zeit einen neuen Tag für die deutſche Dichtkunſt aufgehen zu machen, wenn man die griechiſchen Versmaße nachahmte; und ſo glauben noch jetzt Manche, die ſlaviſchen und lettiſchen Stämme auf einen hohen Gipfel der Bildung zu heben, wenn ſie ſlaviſche und lettiſche Hexameter machen! Mit Recht hat deßhalb Göthe auf den Vortheil guter ungebundener Ueberſetzungen aufmerkſam gemacht, weil wir dadurch gerade das vom Dichter erhalten, was wir uns aneignen ſollen, den Sinn und Geiſt. Nicht nur jedes Land, auch jede Zeit hat ihr eignes Leben, alſo auch ihre eignen Lebensformen. Durch die Betrachtung des Schönen und Vortrefflichen jeder Zeit, jeder Gegend, können wir uns erheben, begeiſtern, unſern Sinn ſchärfen; aber die Bildung muß dann unſer eignes Erzeugniß ſeyn. Es kommt darauf an, daß wir gerecht ſind; nicht, daß wir die Rechtsformen der Römer oder eines neuern Volkes annehmen. So etwas wäre immer eine Unterjochung, wie dieß auch im Entwurfe zum allgemeinen Ruſſiſchen Recht ſehr ſchön geſagt iſt. Es kömmt darauf an, daß wir Geſchmack haben und Schönes in unſerer Art ſchaffen; nicht, daß wir die antiken Formen und Trachten nachbilden. Es kommt darauf an, daß wir fromm und heilig ſind; nicht, daß wir glauben, was unſere Vorfahren und die Morgenländer vor dreihundert oder dreitauſend Jahren geglaubt haben. Es kommt darauf an, daß wir uns geſittet und anſtändig betragen; nicht, daß

wir Franzosen oder Engländer in der Kleidertracht, in den Amtsnamen und dem übrigen Ceremoniel nachäffen. Es kommt darauf an, daß wir uns in der Mutterſprache deutlich und ſchön ausdrücken; nicht, daß wir die Mundart einer andern Nation radebrechen. Es kommt darauf an, daß unſere Bauern gerecht und menſchlich behandelt werden; nicht, daß ſie der Scholle angeſchrieben, daß ſie Pächter, oder daß ſie freie Landeigenthümer ſeyn, weil die Bauern es anders wo ſind. Es kommt darauf an, daß wir unſerm Boden eine reiche Aerndte abgewinnen; nicht, daß wir die Dreifelderwirthſchaft oder die Stallfütterung verſuchen, weil ſie anders wo Statt findet. Wir müſſen immer bedenken, daß jede Zeit, jede Oertlichkeit auch ihre eigenthümlichen Verhältniſſe herbeiführe. Aber, ſagt man, daß Beſſere muß man doch überall aufſuchen und annehmen! Ich meine, ſo wie der Künſtler ſeinem Drange folgen muß, um etwas Schönes zu bilden, ſo muß jede wahre und heilſame Bildung aus einem inneren Drang und Lebensbedürfniſſe hervorgehen, auſſerdem ändert man wohl, aber man bildet nicht, beſſert nicht. Gott iſt mit ſeiner Kraft, mit ſeiner Natur überall und allezeit gegenwärtig, und kann Alles, und wir können alles Menſchenmögliche mit ihm, nichts ohne ihn. Nach Menſchenhülfe brauchen wir nicht, weder rückwärts noch ſeitwärts, uns umzuſehen. Wenn es nöthig wäre, könnte ich für dieſe Anſicht auch einen alten Gewährsmann anfüh-

ren. Cicero sagt, nach der stoischen Lehre: „Gar sehr muß Jedermann an dem Seinigen halten, nicht an dem Fehlerhaften, aber doch an dem Eigenthümlichen. Man muß es nehmlich so machen, daß wir nicht gegen die gesammte Natur anstreben; jedoch mit Bewahrung derselben der eigenen Natur folgen: so daß wir, auch wenn das Andere größer und besser seyn sollte, doch unsere Bestrebungen nach der Richtschnur der Natur abmessen. Denn es gehört sich nicht, der Natur zu widerstreben, noch nach etwas zu verlangen, was man nicht erlangen kann. Hieraus ergiebt sich noch mehr, wie das Geziemende beschaffen sey, deswegen, weil nichts ziemend ist, wie man (im Lateinischen) sagt, invita Minerva, d. h. beim Widerstreben und Gegenkampf der Natur.“ Weit gefehlt, daß diese Bewahrung der eignen Natur oder Wesung uns Menschen und Menschenstämme einander entfremden, gegen einander gleichgültig machen sollte, werden wir uns dadurch einander vielmehr interessant und merkwürdig. Warum bereiset denn der Ethnograph den Caucasus? Nicht um dort Nachbilder des Pariser Modejournals zu finden, sondern um Menschen anzutreffen, die der eigenthümlichen Art noch treu geblieben sind. Natürliche Bildung sucht er, gerade wie der Gewächskundige. Warum durchsucht man das römische, und mit noch größerer Bewunderung das griechische Alterthum? Weil die eigenthümliche edle Bildung ein so anziehendes Schauspiel ist. Ge-

wöhnlich aber übersieht man eine der merkwürdigsten Erscheinungen dieser Art: die Juden.

E. C. v. T.

System der Acalephen. *) Eine ausführliche Beschreibung aller Medusenartigen Strahlthiere, bearbeitet von Dr. Fr. Eschscholtz ꝛc. Mit 16 Kupfertafeln. Berlin, bei Fr. Dümmler, 1829. IV u. 190 S. 4.

Der Herr Verfasser, der innerhalb sechs Jahre auf Seereisen viele Beobachtungen über Acalephen angestellt hatte, fand, indem er diese mit den frühern Beobachtungen anderer Naturforscher verglich, so viel Neues für die systematische Anordnung dieser Thierklasse, daß er sich bald entschloß, alles, Altes sowohl als Neues, zu einem Ganzen in vorstehen-

---

*) ἡ ἀκαλήφη, die Acalephe, bedeutet, wie im Lateinischen urtica, 1) die Nessel (von Nadel, Netel, acus, ἀκή wegen der ähnlichen Empfindung bei der Berührung); 2) die Seenessel, eine Art Meerquallen, von Andern unter die Strahlthiere gesetzt. Ficinus und Carus (Uebersicht des gesammten Thierreichs, 1826.) setzen den griechischen Namen (Acalephen) unter die Quallen, und den deutschen, gleichbedeutenden (Seenesseln) unter die Strahlthiere!

Anm. des Herausg.

dem Werke zu vereinigen. Von den darin aufgeführten 200 Arten hat der Herr Verfasser 73 Arten selbst untersuchen und im lebenden Zustande beobachten können. Das Werk wird gewiß seinen Zweck, allen künftigen weltumsegelnden Naturforschern als Leitfaden zu dienen, nicht verfehlen.

Die Acalephen sind Strahlthiere, welche mit besondern von der Körpermasse gesonderten Verdauungs-Organen und mit zur Ortsveränderung im freien Meere bestimmten Theilen begabt sind. Sie haben besondere Höhlen oder Röhren, in welchen die aufgenommenen Nahrungsstoffe verdaut werden; es mangelt ihnen allen ein besonderer Ausführungsgang aus jenen, durch welchen die Ueberbleibsel der eingenommenen Nahrungsmittel abgehen.

Bearbeitung. Die Acalephen als Klasse bearbeiteten Schweigger, Cuvier, Lamarck. Linné brachte sie unter Mollusca. — Die Gattung Medusa wurde von Modeer monographisch und von Peron systematisch bearbeitet. Andere Schriftsteller beschrieben einzelne Thiere dieser Klasse.

Bewegungs-Organe. Diese sind entweder solche, welche die Ortsveränderung des ganzen Körpers beabsichtigen, und das Bedürfniß des Thieres, sich frei schwimmend zu erhalten, unterstützen, oder sie bestehen in Gebilden, welche zur Anlockung und Zueignung der wohl vorzüglich aus lebendigen Thieren bestehenden Nahrungsmittel dienen und zum Theil auch zum Ergreifen derselben geschaffen sind.

Die zur Ortsveränderung des Thieres bestimmten Organe sind entweder active oder passive. Die zur Ernährung des Thieres beitragenden Bewegungs-Organe bestehen vorzüglich in, bei den verschiedenen Arten verschiedentlich gebildeten, Fangfäden. Das Ausführlichere muß im Werke selbst nachgelesen werden.

Ernährungs-Organe. Diese sind in den verschiedenen Ordnungen von ganz abweichender Beschaffenheit; in jeder Ordnung aber stimmen sie bei den einzelnen Gattungen im Wesentlichsten überein. Die Nahrungsmittel werden entweder in Höhlen aufgenommen und daselbst verdaut, oder sie werden durch Saugröhren ausgesogen. Kein Thier dieser Klasse hat härtere Theile am Munde oder im Magen, welche man als Kauwerkzeuge betrachten könnte.

Bei den Rippenquallen ist die Entdeckung eines, Wasser aus dem Magen ausführenden Kanales (nach dem dem Munde entgegengesetzten Ende des Körpers hin) von Wichtigkeit, und bei den Scheibenquallen hat der Herr Verfasser die Gestalt der Nebensäcke des Magens genau angegeben.

Gefäßsystem und Athmung. Bei den Rippenquallen, wo man früher Gefäße nur muthmaßte, findet man hier ein ganzes Gefäßsystem beschrieben. Bei den Scheibenquallen sind bisher noch keine Gefäße entdeckt. Bei allen mit Schwimmstücken versehenen Röhrenquallen nimmt man dagegen feine Gefäße wahr.

Fortpflanzung. Geschieht bei den Acalephen wie bei allen Strahlthieren nur durch Keime.

Empfindung, Wachsthum, Reproduction und Verbreitung. Eigene Organe für Empfindung sollen den Acalephen abgehen. Die Acalephen scheinen einjährige Thiere zu seyn und das Reproductionsvermögen scheint ihnen gänzlich zu mangeln. Man hat bisher in allen Zonen Acalephen angetroffen. Einige halten sich in Meerbusen und in der Nähe der Küsten auf; die größere Anzahl aber lebt im hohen Meere. Alle leuchten im Leben, wenn sie erregt werden, im Tode aber durch Fäulniß.

Eintheilung der Acalephen in Ordnungen. Durch die verschiedene Bildung der Verdauungs- und Schwimm-Organe lassen sich füglich drei Ordnungen unterscheiden.

Erste Ordnung. Rippenquallen, Ctenophorae. Mit einer großen centralen Verdauungshöhle. Schwimmorgane sind äusserliche Reihen von Schwimmfäden.

Zweite Ordnung. Scheibenquallen, Discophorae. Mit einer großen centralen Verdauungshöhle. Das einzige Schwimmorgan hat eine scheiben- oder glockenförmige Gestalt und bildet die Hauptmasse des Körpers.

Dritte Ordnung. Röhrenquallen, Syphonophorae. Einzelne Saugröhren als Verdauungsorgane und keine centrale Verdauungshöhle.

Schwimmorgane sind entweder besondere Höhlen, oder mit Luft gefüllte Blasen, oft beide zugleich.

Jetzt geht der Herr Verfasser zur Beschreibung der einzelnen Ordnungen und ihrer Eintheilung in Familien, Gattungen und Arten über, wobei so viel des Wichtigen und Neuen vorkommt, daß dasselbe hier unmöglich im Auszuge mitgetheilt werden kann, und wodurch diesem Werke sein hoher Werth gesichert bleiben wird. Am Schlusse folgt die Erklärung der 16 Umrißtafeln.

Dr. Fleischer.

Subscribenten-Verzeichniß.

In Mitau und dem übrigen Kurland.

Hr. Hofrath, Inspektor v. Bidder. — Hr. v. Bilterling. — Hr. Obhfger. Adv. Bormann. — Hr. Gem. Ger. Schreiber Brachmann zu Kalkuhnen. — Hr. kurl. Civil-Gouverneur v. Brevern, Excell. — Hr. v. d. Brincken auf Berghoff. — Hr. Past. Büttner zu Schleck. — Hr. Dr. K. Bursy. — Hr. Z. v. B. — Hr. Past. Conradi zu Sallgallen. — Hr. Gouv. Fiskal Conradi. — Hr. Prof. Cruse. — Hr. Major v. Derschau auf Autzenbach. — Hr. Reg. Assess. v. Diederichs. — Hr. Hofrath Döllen. — Hr. v. Drachenfels auf Sirgen. — Hr. Reg. Rath v. Ebeling. — Hr. Pastor Eichwald zu Grösen. — Hr. Dr. Fleischer. — Hr. Instanzger. Sekr. Friede. — Hr. Kronförst., Tit. Rath Guilbert. — Frau v. Hahn, geb. v. Korff, auf Meschenecken. — Hr. Koll. Rath v. Harder. — Hr. Past. Hesselberg zu Dalbingen. — Hr. Koll. Rath, Gouv. Postmstr. v. Jung. — Hr. Kand. Kawall. — Hr. Friedensr. Bar. v. Korff. — Hr. Graf E. v. Königfels. — Hr. Past. Kühz zu Ugahlen. — Hr. Kreisfiskal Kupfer. — Hr. Titulär-Rath Lindemann. — Hr. kurländ. Vicegouvern. v. Maydell. — Hr. Dr. Meerhold. — Hr. Kammerherr Graf v. Medem auf Elley. — Hr. Graf v. Medem auf Remten. — Hr. Graf Peter v. Medem. — Hr. Kreismarsch. v. Mirbach. — Hr. Obhfger. Adv. Mönch. — Hr. Dr. Mylich zu Würzau. — Hr. Stadtsekr. Neander. — Hr. Koll. Rath v. Paucker. — Hr. Dr. Prévot zu Altautz. — Hr. Oberhofger. Adv. Proch d. ä. — Hr. Kandid. Rapp. — Hr. v. d. Recke zu Schleck. — Hr. Buchhändler Reyher. —

Hr. Baron v. Rönne auf Wensau. — Hr. Oberstl. Baron v. Rönne zu Kumbern. — Hr. v. Rückmann auf Kunden. — Hr. Justizrath v. Rüdiger. — Hr. Oberhofger. Rath v. Rutenberg. — Hr. Rittersch. Aktuar v. Rutenberg. — Hr. Siegm. v. Sacken auf Wormen. — Hr. Dr. K. Chr. Schiemann. — Hr. Apotheker Schmidt. — Hr. Oberhofger. Advokat Schmölling. — Hr. Pastor Schoen zu Durben. — Hr. Geheimerath v. Schoppingk, Excell. — Hr. Pastor Schulz zu Birsgallen. — Hr. Pastor Schulz zu Schawl. — Hr. wirkl. Staatsrath v. Stanecke, Excell. — Hr. Kandidat Stürmer. — Hr. Kandidat Taube zu Alt-Rahden. — Hr. Oberlehrer Tschaschnikow. — Hr. Tit. Rath Tschudowsky. — Hr. Tit. Rath Veichtner. — Hr. Hofrath v. Wic. — Hr. Reg. Archivar Zigra. — Hr. Pastor Zimmermann zu Baldohn.

In Riga und dem übrigen Livland.

Hr. Dr. Bäuerle in Walk. — Hr. Propst Brockhusen zu Uexkül. — Hr. Lehr. Fleischer. — Hr. Sekr. Fliedner. — Hr. Oberl. v. Freymann. — Hr. Gimmerthal. — Hr. Oberpast. Dr. Grave. — Hr. Apoth. Grimm zu Pernau. — Hr. Past. Hartmann. — Hr. Dr. Hausmann. — Hr. Past. Hesse zu Pernau. — Hr. Pastor Hoepner zu Bersohn. — Hr. Rath Kählbrandt. — Hr. A. v. Löwis in Dorpat. — Hr. Schulinspekt. Marnitz in Lemsal. — Die Gesellschaft der Musse in Riga. — Hr. Gouv. Schuldir. Napiersky. — Hr. Dr. Prévot. — Hr. Dr. Rhode. — Hr. Pastor Schweder zu Loddiger. — Hr. Assessor v. Sievers. — Hr. Dr. Sodoffsky. — Hr. D. H. Sodoffsky. — Hr. Pastor Thiel. — Hr. Assessor

v. Tiesenhausen auf Neu-Bebershof. — Hr. W. v. Tiesenholt d. j. zu Berghof. — Hr. Obersekret. v. Tunzelmann. — Hr. Pastor Ulmann zu Cremonen.

In Kraslaw.

Hr. Dr. Med. Eichler.

In Moskau.

Hr. Kunstgärtner Holst.

In Reval.

56 Exempl.

In Wilna.

Hr. Hofrath v. Eichwald.

Die noch nicht eingelaufenen namentlichen Verzeichnisse der andern Orte folgen im nächsten Stücke.

Druckfehler:

Band I. Heft IV. S. 37 Z. 4 v. u. l. gränznachbarlich st. ganz nachbarlich.

Die Quatember.

Band II. Heft II.

I.
Naturwissenschaftliches.

Die Ostseelande als ein natürlicher Pflanzen- und Thiergarten.

Nebst Bemerkungen über ausgehende Arten.

Museen, in welchen man ausgestopfte Thiere, und Thiergerippe und Präparate sammelt, sind zwar für die Wissenschaft etwas sehr Lehrreiches, sind immer viel bessere Lehrmittel, als die besten und theuersten Kupferwerke; aber ein noch besseres Lehrmittel, ein noch besserer Lehrsaal, als das reichste Museum, ist die Natur selbst. Dahin verweiset auch Göthe den Jünger, mit den Worten: Flieh! Auf! Hinaus in's weite Land! Und wenn Natur dich unterweist, dann geht die Seelenkraft dir auf, wie spricht ein Geist zum andern Geist. Durch die Flora, durch die Fauna einer Gegend, wird diese Gegend selbst gleichsam zum lebendigen Pflanzen- und Thiergarten gemacht. Das geographische Vorkommen der Pflanzen und Thiere ist aber nicht bloß für die Kenntniß

der einzelnen Gegenden und der einzelnen Gewächse und Thiere höchst wichtig, sondern durch Zusammenstellung dieser einzelnen Beschreibungen lassen sich für die allgemeine Naturwissenschaft höchst umfassende und erhabene Ansichten gewinnen. Die ganze Erde als ein großer Pflanzen- und Thiergarten betrachtet, so lassen sich über die Urerzeugung der Gewächse und Thiere, über Bildung von Land und Meer, über die Alter der Erdbildung und über deren Zusammenhang mit den astronomischen Verhältnissen gar große Gedanken fassen.

Bei einem Naturalienkabinette ist dann, wie bei einer Büchersammlung, ein vollständiger und wohlgeordneter Catalog das erste Bedürfniß. Denn was helfen uns die Schätze, wenn wir sie nicht übersehen können und sie uns nicht zu Gebote stehen? Solche Verzeichnisse sind wie Wörterbücher. Freilich zur unterhaltenden Leserei sind sie nicht bestimmt, aber sie geben uns das Nothwendigste, die Kunde dessen, was da ist. Freilich in dem Sammeln an sich allein besteht noch nicht das Wesen der Wissenschaft, und es ist nicht zu läugnen, daß man damit oft nur beim Aeusseren stehen geblieben ist, eine angenehme, zuweilen kostbare Spielerei damit getrieben hat, z. B. mit den Muschelsammlungen. Aber deswegen bleibt ihr Nutzen für die Wissenschaft durch die Uebersicht und die Gelegenheit zu mannichfachen Aufschlüssen und Beobachtungen, die sie darbieten, doch immer unbezweifelt. Z. B. eben die

Muscheln lassen durch die verschiedenartigen Windungen eine frühere Bildungsepoche erkennen.

Nicht allein, was ist und was wir haben von Gattungen und Arten der Pflanzen und Thiere, sondern auch, was davon nicht mehr ist, oder auszugehen Gefahr läuft, zeigen uns solche Uebersichten und Verzeichnisse. Das Pflanzenreich ist zwar in dieser Hinsicht weniger gefährdet, desto mehr das Thierreich, das mehr mit dem Menschenreich in Zusammenstoß geräth. Bekanntlich ist die gänzliche Vertilgung der Wallfische zu befürchten, indem jährlich eine so große Zahl derselben die Beute der Menschen wird. Auch die Ausrottung der Meerotter läßt sich absehen, da man wegen des kostbaren Felles diesem Thiere unaufhörlich nachstellt. Der Naturforscher würde uns noch viele Thiergattungen und Arten angeben, die theils schon verschwunden sind, theils zu verschwinden drohen. Auch unsere Gegenden bieten Beispiele davon. Sonst war der Biber hier so häufig, jetzt ist er nur noch eine Seltenheit. Er liebt sumpfige, menschenleere Gegenden. Vom Bison finden sich in den Lithauischen Wäldern nur noch einzelne Exemplare, und auch diese würden sich vielleicht nicht mehr finden, wenn sie nicht gehegt würden. Dieses Hegen solcher, der Ausrottung nahen Gattungen und Arten ist in der That ein sehr schöner, wenn ich in Bezug auf Thiere so sagen darf — ächt humaner Zug. Gewiß, es kann dem Naturfreunde, dem Weisheitsfreunde überhaupt,

nicht gleichgültig seyn, solche Stücke aus dem Buche der Natur durch menschliche Habsucht und muthwillige Unbesonnenheit (z. B. der Jagdlust) ganz hinweggewischt und vertilgt zu sehen. Es ist in der That fürstlich, in einem großen Gebiete auch den Thieren, auch dem Wilde, Schutz und eine Zuflucht gegen die letzte Vernichtung angedeihen zu lassen. Das Menschenreich sollte in der That seine Vernunft durch Maß- und Ziel-halten auch hinsichtlich des Anbau's, der Cultur, auch durch Schonung der Wildniß bewähren. Schon setzt man nicht mehr in eine Uebervölkerung das Glück der Länder; es liegt aber gewiß auch nicht in der Ueberkultur. Ich möchte nicht in einem Lande leben, wo jeder Sumpf ausgetrocknet, jeder Baum im Walde gezählt wäre. Ich möchte nicht meine Hand dazu bieten, um eine Stadt her den Wald, die Wildniß, so weit auszurotten, daß kein Lustwandler, kein Naturfreund mehr das Freie, das Wilde, kurz den wahren Schauplatz der Natur, erreichen könnte. Ich möchte nicht England, nicht Sicilien bewohnen, wenn wirklich die ganze Insel ein Garten wäre. Ich würde nicht stimmen für die Zerschlagung der Güter, wo jede fünf Schritte ein neues Besitzthum anhebt; und ich möchte nicht einer von den zwölf Tausenden seyn, die, wenn auch ohne einander aufzufressen, auf jeder Quadratmeile leben. Und wenn man mir diese Ansicht für eine bloße Phantasie, für eine Paradoxie auslegen wollte, so würde ich zeigen,

daß eine Wirthschaft, die nicht naturgemäß ist, auch nicht rationell oder vernunftgemäß heißen könne, indem es das erste Gesetz der Vernunft ist, der Natur zu folgen. Wenn das Menschenreich auf Erden seine Congresse hat, warum sollte nicht auch das Thierreich, dessen Könige ohnehin einen diplomatischen Charakter haben, durch eine Deputation sich unter den Schutz der höchsten Mächte stellen dürfen, um der gänzlichen Ausrottung so mancher Gattungen und Arten vorzubeugen, die zum Theil ehrwürdige Denkmale und Wunder urweltlicher Bildung sind, wie sie unser Planet jetzt nicht mehr zu erzeugen im Stande seyn dürfte? Gewiß, man braucht nicht Naturforscher von Profession zu seyn, um für die Gegend, die man bewohnt, als für einen natürlichen Pflanzen- und Thiergarten ein Interesse zu fassen, und zu wünschen, daß, indem die menschliche Cultur einen angemessenen Spielraum hat, auch die kunstlose Natur mit den Gattungen und Arten ihrer Erzeugnisse ihres Orts vor menschlicher Zerstörungs- und Ausrottungssucht bewahrt bleibe.

E. C. v. T.

Nachschrift.

Die Stimmen einiger Wohlmeinenden sind zwar dahin ausgefallen, daß trockne Verzeichnisse von Naturſachen bei den meisten Lesern den Quatembern schaden möchten. Indeß, nicht aus Mangel an lesbaren Aufsätzen, sondern weil die Bestimmung dieser Zeitschrift, nach den beiden ersten Rubriken wenigstens, eine wis-

senschaftliche ist, und solche Verzeichnisse der Wissenschaft förderlich sind, werde ich ferner dergleichen liefern, und zwar vollständig, ohne Auslassung dessen, was schon in früheren Schriften aufgeführt ist. Diese Verzeichnisse erschöpfen sich ohnehin bald, und was die Zeitschrift etwa an augenblicklicher Anziehung für Manche verliert, gewinnt sie an bleibendem Werthe. Der Herausgeber würde es für eine Schuld halten, durch eine andere, als die wissenschaftliche Rücksicht sich bestimmen zu lassen: Und das Leben ist, auch für die Quatember, der Güter höchstes nicht, der Uebel größtes aber ist die Schuld. Mögen sie immerhin eingehen, wenn sie sich wissenschaftlich nicht halten können! nur daß man dann sage: es ist Schade darum.

Der Herausgeber.

Systematisches Verzeichniß der bis hiezu in Livland aufgefundenen zweiflügeligen Insekten, nach Meigen geordnet und bestimmt von B. A. Gimmerthal in Riga.

Den Freunden der Entomologie in unsern Ostseeprovinzen wird es vielleicht nicht unwillkommen seyn, ein Verzeichniß der bis jetzt in Livland größtentheils von mir selbst aufgefundenen Zweiflügler (Diptera Lin.) — (doch verdanke ich sehr viele auch einigen meiner Freunde, die sich der Mühe unterzogen, auf dem Lande hie und da für mich zu sammeln; desglei-

chen ist Herr Professor v. Eschscholtz so gefällig gewesen, mir einige Arten namentlich aufzugeben, welche bei Dorpat vorkommen, vielleicht auch hier, mir aber bis jetzt entgangen sind,) — in dieser Zeitschrift zu finden; besonders da es eine Insektenordnung betrifft, die bisher so wenig oder gar nicht beachtet worden ist. Es enthält dieß Verzeichniß 352 Arten, und ich zweifle nicht, daß sich nahe an 600 Arten werden auffinden lassen. Fischer hat in seiner Naturgeschichte Livland's 53 Arten angeführt. Diejenigen, welche mir davon vorgekommen sind, habe ich in diesem Verzeichniß mit einem (*) bemerkt.

Bei dieser Gelegenheit wage ich zugleich, einen Wunsch, eine freundliche Bitte und Aufforderung an sämmtliche Herren Entomologen in unsern Ostseeprovinzen laut auszusprechen †), nehmlich: diesem meinem Verzeichnisse das Ihrige anzureihen; — oder mir, zur Vervollständigung desselben, diejenigen einzelnen Arten, welche meinem Verzeichnisse abgehen, — oder auch Ihre ganze Sammlung dieser Insektenordnung — zur Ansicht und Aufnahme zuzuschicken. Ich verspreche dagegen, solche bald möglichst und unbeschädigt ihren Einsendern mit dem verbindlichsten Dank, den ich Ihnen dann öffentlich

---

†) In Beziehung auf das, was Herr Dr. Fleischer in Mitau im I. Bd. I. Hft. S. 18—19. schon gesagt hat.

abzustatten nicht unterlassen werde, wieder zurückzusenden. †) Einen bedeutenden Zuwachs hat die Fauna der drei Ostseeprovinzen schon durch das Käferverzeichniß des Herrn Dr. Fleischer in Mitau ††), desgleichen durch das Verzeichniß der Lepidopteren von Herrn Dr. Sodoffsky in Riga †††) erhalten. Und was läßt sich nicht noch für die Folge erwarten, wenn das, was im dritten Heft des ersten Bandes S. 2. Z. 26 gesagt worden ist, von jedem einzelnen Sammler recht beherziget wird?

Diptera Linnei. Antliata Fabriciü.

Die hier vorkommenden Abbreviaturen sind: Forst. Forster; — Fb. Fabricius; — Fall. Fallén; — Hffgg. Hoffmansegg; — L. Linné; — Megl. Megerle; — Pz. Panzer; — Schrk. Schrank; — Deg. De Geer; — Wied. Wiedemann; — F. Fischers Naturgeschichte von Livland. — Diejenigen Arten, denen kein Autor beigefügt ist, sind von Meigen beschrieben.

Culex: annulatus Fb., — nemorosus, — lateralis Megl., — cantans Hffgg., — rufus Hffgg., — sylvaticus, — *pipiens L. — punctatus, — lutescens Fb.

Anopheles: bifurcatus L.

Aedes: cinereus Hffgg.

---

†) Meine Adresse ist: B. A. Gimmerthal in Riga im Aelt. Bornhauptschen Hause, 3 Treppen hoch, Sünderstraße No. 278.

††) Siehe I. Bd. II. Hft. S. 9.

†††) Siehe I. Bd. III. Hft. S. 5.

Chironomus: * plumosus [1]) L. — pallens — riparius, — flaveolus Megl., — flavicollis, — littorellus, — pilipes Megl., — punctipes Wied., — pedellus Deg., — bifasciatus, — virescens, — tendens Fb., — nitidus, — Histrio Fb., — sticticus Fb., — bicinctus Megl., — tricinctus, — fuscipes.

Tanypus: nebulosus, — monilis L., — culiciformis L.

Cecidomyia: lateralis.

Campylomyza: bicolor Wied.

Psychoda: nervosa Schrk., — humeralis Hffgg.

Erioptera: flavescens L., — taenionata Wied.

Limnobia: * rivosa L. [2]), — pictipennis, — discicollis Megl., — barbipes, — lutea, — nubeculosa, — immaculata.

Ctenophora: bimaculata L., — atrata L., — flaveolata Fb.

Tipula: gigantea Schrk., — lutescens Fb., — marginata, — nubeculosa, — nervosa, — hortulana, — juncea Hffgg., — nodicornis Hffgg., — ochracea, — fascipennis Hffgg., — * oleracea L., — fimbriata, — nigra L., — * crocata L., — pratensis L., — scalaris Hffgg., — maculosa Hffgg., — Scurra Hffgg. — quadrifaria.

Ptychoptera: contaminata L., — scutellaris Hffgg., — paludosa.

Dixa: aestivalis.

Leja: flavicornis.

Mycetophila: maculosa Megl., — intersecta Hffgg.

Sciara: Morio Fb., — fuscipes, — fuscipennis, — pulicaria Hffgg., — minima, — bicolor Megl.

Scatopse: punctata.

---

1) Tipula plumosa. Fiſchers Naturgeſchichte v. Livland. — 2) Tipula rivosa F.

Penthetria: holosericea.

Bibio: hortulanus L., — Marci L., — pomonae Fb., — ferruginatus L., — flavicollis Megl.

Beris: vallata Forst.

Xylophagus: cinctus Deg.

Tabanus: * bovinus L., — tarandinus Fb., — cordiger Wied., — luridus Fall., — solstitialis, — tropicus L., — lateralis Megl., — fulvus.

Chrysops: * coecutiens L. [1]), — relictus Hffgg., — pictus, — quadratus.

Haematopota: * pluvialis L. [2])

Hexatoma: bimaculata Fb.

Leptis: strigosa, — scolopacea L., — tringaria L., — lineola Fb., — aurata Fb.

Atherix: luteola Fall.

Thereva: nobilitata Fb., — cincta, — plebeia L., — albipennis, — taeniata, — flavilabris Megl., — anilis L. — annulata Fb., — confinis Fall.

Anthrax: bifasciata, — semiatra Hffgg., — capucina Fb.

Bombylius: diagonalis Hffgg, — major L., — minor L. — ater L.

Dioctria: oelandica L., — rufipes Deg. — Wiedemanni, — geniculata, — nigripes, — Reinhardi Wied., — atricapilla.

Dasypogon: cinctellus Megl.

Laphria: gibbosa L., — flava L., — ephippium Fb., — nigra, — gilva L.

Asilus: crabroniformis L. — aestivus Schrk., — germanicus L., — micans, — cingulatus Fb., — varipes, — omissus Wied.

Leptogaster: cylindricus.

Hilara: globulipes Hffgg.

---

1) Tabanus coecutiens F. — 2) Tabanus pluvialis.

Empis: tessellata Fb., — albicans Megl., — livida L., — borealis L., — stercorea L., — testacea Fb. — pennipes L., — ciliata Fb., — punctata Fb.

Rhamphomyia: sciarina Fall.

Tachydromia: arrogans L.

Sargus: cuprarius L., — infuscatus Hffgg., — formosus Schrk., — * politus L. [1]) var. cyaneus Fb.

Nemotelus: pantherinus L.

Oxycera: pulchella, — * trilineata Fb. [2]), — hypoleon L.

Stratiomys: * Chamaeleon L. [3]), — concinna, — furcata Fb., — Microleon L., — felina Pz., — Hydropota, — Hydroleon L., — tigrina Fb., — viridula Fb.

Ceria: conopsoides L.

Microdon: apiformis Deg.

Chrysotoxum: bicinctum L., — arcuatum L., — fasciculatum Deg.

Paragus: bicolor Fb.

Ascia: podagrica Fb.

Xylota: pipiens L., — nemorum Fb., — segnis L., — pigra Fb., — lenta, — volvulus Fb., — sylvarum L.

Milesia: * diophthalma L. [4]), — vespiformis L., — bombylans Fb.

Pipiza: fasciata, — noctiluca L., — bimaculata, — quadrimaculata Pz., — virens Fb., — chalybeata.

Chrysogaster: metallica Fb., — chalybeata, — coemeteriorum Fb., — splendida Megl.

Syrphus: oestraceus L., — chrysocomus, — nigripes, — Viduus, — mutabilis Fall. — means Fb., — festivus L., — venustus, — lunulatus, — arcuatus Fall., — * Pyrastri L. [5]), — Ribesii L., — vitripennis Megl., — hyali-

---

1) Musca polita F. — 2) Musca trilineata F. — 3) Musca Chamaeleon. — 4) Musca diophthalma F. — 5) Musca Pyrastri F.

natus Fall, — balteatus Deg., — Lucorum L., — glaucus L., — nobilis, — Iris, — guttatus Fall., — * scriptus L. [1]) — taeniatus, — Menthastri L., — Melissae, — gracilis, — mellarius, — scalaris Fb., — albimanus Fb., — scutatus, — chalybeatus Megl., — conopseus Fb.

Sericomyia: borealis Fall., — mussitans Fb.

Merodon: ruficornis.

Helophilus: lineatus Fb., — trivittatus Fb., — * pendulus L. [2])

Eristalis: aeneus Fb., — * tenax L. [3]), — cryptarum Fb., — apiformis Fall., — intricarius L., — * Nemorum L. [4]), — Arbustorum L., — horticola Deg. — Rupium Fb., — alpinus Pz., — floreus L.

Volucella: bombylans L., — plumata Deg., — pellucens L., — inflata Fb.

Chrysotus: copiosus.

Dolichopus: nitidus Fall., — ungulatus L., — nigricornis Megl., — acuticornis Wied., — vitripennis.

Scenopinus: * fenestralis L. [5]), — senilis Megl.

Conops: flavipes L., — quadrifasciata Deg. — macrocephala L., — nigra Deg., — rufipes Fb., — vesicularis L.

Myopa: picta Pz., — buccata L., — testacea L., — dorsalis Fb., — ferruginea L., — fasciata, — variegata, — atra Fb., — punctata Fb.

Stomoxys: * calcitrans L. [6])

Gastrus: * haemorrhoidalis Fb. [7])

Phasia: brachyptera Pz.

Gymnosoma: rotundata L., — globosa Fb.

---

1) Musca scripta F. — 2) Musca pendula F. — 3) Musca tenax F. — 4) Musca Nemorum F. — 5) Musca fenestralis F. — 6) Conops calcitrans F. — 7) Oestrus haemorrhoidalis F.

Ocyptera: coccina, — brassicaria Fb., — pusilla.

Tachina: * grossa L. [1]), — ferox, — fera L., — radicum Fb., — quadripustulata Fb., — viridis Fall., — corusca, — signata, — affinis Fall., — plebeja Fall., — pudibunda Fischer n. sp. †)

Gonia: capitata.

Idia: fasciata.

Mesembrina: meridiana L., — mystacea L.

Sarcophaga: mortuorum L., — * carnaria L. [2]), — haemorrhoidalis Fall., — haemorrhoa.

Dexia: nigripes Fb., — Maura Fb., — rustica Fb., — vacua Fall.

Musca: * Caesar L., — cornicina Fb., — sericata Megl., — ruficeps, — * cadaverina L., — chrysorrhoea, — * vomitoria L., — Lanio Fb., — Vespillo Fb. — * domestica L.

Anthomyia: conica, — assimilis Fall., — erratica Fall., — testacea Fb., — pagana Fb., — Angelicae Hffgg., — dentipes Fb., — triquetra, — * pluvialis L. [3]), — alma, — * meteorica L. [4])

Drymeia: obscura.

Scatophaga: * stercoraria L. [5]), — merdaria Fb., — lutaria Fb.

---

1) Musca grossa F.

†) Eine neue Species. Siehe stes Heft des Bülletins der Kaiſerlichen Naturforſchenden Geſellſchaft zu Moskau. Descr. T. pudibunda, nigra, spinis longis nigris horrida; thorace nigro albo micante, vittis quatuor obscurioribus; scutello magno piceo; abdomine nigro, maculis triangularibus utrinque griseo micantibus; nervis alarum fortissimis.

2) Musca carnaria F. — 3) Musca pluvialis F. — 4) Musca meteorica F. — 5) Musca stercoraria.

Sapromyza: umbellatorum. Fb.
Ortalis: crassipennis Fb., — * urticae L. [1]), — connexa Fb., — vibrans L.
Sepsis: cynipsea L., — punctum Fb., — nigricornis.
Trypeta: cornuta Fb., — Winthemi, — Lychnidis Fb., — Arnicae L., — parietina L.
Psila: fimetaria L., — bicolor.
Loxocera: ichneumonea L.
Calobata: cibaria L., — cothurnata Pz.

Da der 6te und letzte Band von Meigens Europäiſchen Zweiflüglern ohne Zweifel dieſe Oſtermeſſe erſcheinen wird, ſo habe ich diejenigen Arten der noch folgenden Gattungen, die ich bis jetzt nach Fabricius und andern Autoren beſtimmt habe, in dieſem Verzeichniß noch weggelaſſen, ſollen aber dann dieſen folgen.

Diejenigen Arten, welche Fiſcher in ſeiner Naturgeſchichte Livlands, auſſer den im Verzeichniß bemerkten, noch als hier vorkommend anführt, habe ich darum in obiges Verzeichniß noch nicht mit aufgenommen, weil ſie mir noch nicht vorgekommen ſind, und ich von ihrem Hierſeyn nicht überzeugt bin; es ſind:

Chironomus stercorarius. — Ceratopogon pulicaris. — Cecidomyia palustris. — Psychoda phalaenoides. — Ctenophora pectinicornis. — Tipula hortorum, — cornicina. — Trichocera regelationis. — Simula equinus. — Stomoxys irritans. — Oestrus ovis, — bovis. — Gastrus nasalis. — Anthomyia canicularis. — Sepsis putris.

1) Musca urticae F.

Nachtrag,
in Kurland aufgefundene Zweiflügler betreffend.

Der Verfasser des obigen Aufsatzes hat den Entomologen der Ostseeprovinzen ein recht erfreuliches Geschenk mit dem Verzeichniß der inländischen Zweiflügler gemacht. Obgleich meine Sammlung nicht so reichhaltig ist, so will ich doch, da sich mehrere darin befinden, welche obigem Verzeichnisse abgehen, dem Wunsche des Verfassers gemäß, diese hier mittheilen. Die Beschreibung einiger Arten, welche ich für neu halte, so wie auch ein Verzeichniß der von mir in Kurland aufgefundenen Piezaten Fabr., gedenke ich nächstens mitzutheilen.

Anopheles: maculipennis Hffgg.

Chironomus: flavipes Meig., — geniculatus Hffgg., — viridulus L.

Tanypus: punctipennis Meig.

Ceratopogon: palustris Latr., — albitarsis Wied. — Morio F.

Cecidomyia: pennicornis F.

Psychoda: phalaenoides L.

Erioptera: atra F.

Limnobia: geniculata Hffgg., — littoralis Meig. — sylvatica Meig., — tripunctata F., — xanthoptera Meig., — quadrinotata Meig., — longirostris Wied.

Tipula: hortorum L.? — hortensis Hffgg., — clandestina Megl., — Lineola Megl., — vernalis Meig., — varipennis Hffgg., — plumbea F.? — imperialis Megl., — cornicina L.?

Nephrotoma: dorsalis F.

Sciophila: punctata Meig.

Mycetophila: lunata F., — arcuata Meig., — fenestralis Hffgg., — fusca Meig., — analis Megl., — subfasciata Hffgg.

Sciara: Thomae L.

Scatopse: notata L., — nigra Meig.

Dilophus: vulgaris Meig.

Bibio: clavipes Meig., — fulviventris Megl.

Rhyphus: punctatus F., — fenestralis Scop.

Xylophagus: ater F., — compeditus Wied.?

Tabanus: borealis F., — autumnalis L., — bromius L., — graecus F.

Chrysops: sepulcralis F.

Leptis: splendida Meig., — vitripennis Meig.

Atherix: nebulosa F.

Thereva: lugubris F., — fuscipennis Megl.

Anthrax: sinuata Meig.

Dasypogon: arcuatus F.

Lophria: fulva Meig., — atra L.

Asilus: forcipatus L., opacus Gürtl., — plebejus Meig.

Empis: opaca F., — funebris Meig., — nigritarsis Meig.

Rhamphomyia: sulcata Meig., — Falleni Meig., — pallidiventris Fall., — holosericea Meig.

Tachydromia: pallipes Fall., — nigra Meig.

Stratiomys: Potamida Meig.

Microdon: mutabilis L., — anthinus Meig.

Chrysogaster: viduata L.

Syrphus: ruficornis F., — scutellatus Fall., — ornatus Meig., — seleniticus Meig., — cinctus Fall., — umbellatarum F., — pictus Meig.

Helophilus: lunulatus Meig.

Eristalis: sepulcralis L., — campestris Meig.

Porphyrops: pallipes F.

Gastrus: Equi F., — Pecorum F.

Tachina: tessellata F.
Sarcophaga: striata F.
Musca: rudis F.
Anthomyia: lardaria F., — quadrum F., — strigosa F., — canicularis L.
Scatophaga: scybalaria L.
Trypeta. †
Calobata: petronella L.
Micropeza: corrigiolata L.

Lindemann.

Erſter ergänzender Beitrag zur Vervollſtändigung der Flora der Oſtſeeprovinzen. *)

Von Dr. J. G. Fleiſcher.

Fortgeſetzte eigene Forſchungen in dem Gebiete der Botanik, ſo wie die Beobachtungen und Mittheilungen meiner geſchätzten Freunde, des Herrn Tit. Raths Lindemann und des Herrn Paſtor-Vikarius Kawall, haben im Laufe eines Jahres, ſeit dem ich meine Beiträge zur Flora der Oſtſeeprovinzen den Freunden der Pflanzenkunde in dieſer Zeitſchrift mitzutheilen die Ehre hatte, Veranlaſſung gegeben, nachſtehend verzeichnete Pflanzen, die bis hiezu als einheimiſche noch nicht bekannt waren, zu entdecken oder von früher bekannten Arten genauer

†) Aus dieſer Gattung beſitze ich mehrere Arten, habe ſie aber noch nicht beſtimmt.

*) Vergl. Quatember, Band I. Heft I. S. 23. u. folg.

zu unterscheiden. Ich habe um so weniger Anstand nehmen können, diese aufgefundenen Bürger unserer Flor nachträglich zur allgemeinen Kenntniß zu bringen, als ich mit vielem Danke erkennen muß, daß meine Aufforderung und meine Beiträge zur Vervollständigung der hiesigen Flora und Fauna im Allgemeinen von einem so günstigen Erfolge gekrönt sind, und als ich auf diese Weise Sachkundige zu fernern Untersuchungen anzuregen hoffen darf. Manches war bereits früher zur Erforschung der Naturprodukte unsers Vaterlandes geschehen, allein eitel der Glaube, daß es dabei sein Bewenden haben könne oder daß nichts mehr zu thun übrig sey. Viel bleibt noch zu ermitteln, und lange noch wird Keinem, der einen regen Sinn für die Naturwissenschaft besitzt, die Gelegenheit mangeln, Etwas — und, sey es auch noch so wenig, dem Naturfreunde bleibt es gewiß stets ein willkommnes Geschenk — den vorhandenen Materialien anreihen zu können.

Aira parviflora Thuill.

Aus der Gattung Ornithogalum, von der bis jetzt nur O. luteum und minimum bekannt waren, besitzen wir 4 Arten, nehmlich:

O. luteum L. (Mertens und Koch, O. Persoonii Hoppe bei Sturm.) Bei Jungfernhof und Dorpat.

O. pratense Pers. (O. stenopetalum Fries nach Mert. und Koch; O. luteum L. bei Sturm) mit den Abarten: O. Schreberi Reichenb. (nach Mertens und Koch) und O. intermedium bulbiferum Schultz. Bei Mitau.

O. arvense Pers. (Mertens und Koch, O. minimum L. bei Sturm.) Bei Dorpat.

O. minimum L. (Mertens und Koch, O. Sternbergii Hoppe bei Sturm.) Bei Mitau, Würzau, Doblen, Dorpat.

Alisma lanceolatum Schultz, Abart von A. Plantago, mit ablang-lanzettförmigen, nach beiden Enden hin verſchmälerten Blättern, und:

Alisma graminifolium Ehrh., gleichfalls eine Abart von A. Plantago, mit linealiſchen, grasartigen Blättern. Beide bei Schlampen.

Populus canescens Sm. wie P. alba L. angepflanzt und verwildert.

Rubus corylifolius Hayn. Bei Mitau.

Rosa mollissima W. Bei Frauenburg.

Hyssopus officinalis L. An der Gränzhöfſchen Kirchhofsmauer gleichſam wildwachſend.

Linaria Loeselii Schweigg. Am Windauſchen Strande.

Barbarea arcuata Reichenb. Bei Würzau, Lieven-Berſen, Garroſen.

Corydalis fabacea Pers., W. Bei Jungfernhof.

Anthyllis maritima Schweigg. Am Angernſchen und Windauſchen Strande.

Tragopogon orientalis L. Bei Mitau.

— — floccosus Kit. Am Libauſchen und Windauſchen Strande.

Serapias atrorubens Hoffm. Auf den Lämmerbergen bei Riga.

II.
Geschichtliches und Philologisches.

Blick auf die Gründer des Russischen Reichs.

(Beschluß.)

Nächst diesen Meinungen und Angaben der einheimischen, byzantinischen und abendländischen Schriftsteller müssen nun auch die allmähligen Fortschritte der kritischen Geschichte im Laufe des vergangenen Jahrhunderts in Betrachtung gezogen werden.

Die Kaiserliche Akademie zu St. Petersburg beschäftiget sich schon seit ihrem Anfange auf eine ehrenvolle und nützliche Weise mit diesem wichtigen Gegenstande. Das Licht der Kritik, durch welches Anfangs die gelehrten Ausländer die Russische Geschichte erleuchtet haben, munterte auch unsere vaterländischen Kritiker zu historischen Untersuchungen auf und förderte sie auf dieser eben so schwierigen als nützlichen Bahn. Gegenwärtig aber wird die Bestrebung nach weiterer Entdeckung, so zu sagen, zerstreut durch zwei verschiedene und entgegengesetzte Meinungen der Gelehrten über den ältesten Wohnsitz des Volkes, von welchem das Russische Reich gegründet worden ist.

Der erste, der die kritische Aufmerksamkeit auf die alte Geschichte des Russischen Reichs hinwandte, war Bayer, Professor an der Academie zu St. Petersburg. Nach seiner Meinung sind die Russen vom Baltischen Meere hergerufen worden, und gehören zu irgend einer der Schwedischen Völkerschaften. Diese Meinung wurde angenommen von Müller und Thunmann, und der berühmte A. L. v. Schlözer hat sie durch seinen damaligen gelehrten Ruf und seine vorzügliche historische Auctorität in Europa bis auf den heutigen Tag fast zur herrschenden gemacht, so daß auch der gewesene Reichs-Historiograph N. M. Karamsin, in seinem vortrefflichen Werke über die Geschichte der Russen, sich für eben diese Meinung erklärt hat. Allein von der andern Seite trat ein Mann auf, sowohl ausgezeichnet durch mannigfaltige gründliche Kenntnisse, als bewaffnet mit außerordentlicher Geisteskraft, Gustav v. Ewers. Schon Schlözern selbst stellte er einige kräftige Widersprüche entgegen, die bereits die Veranlassung zu manchen Streitigkeiten in der gelehrten Welt gaben. Ewers gründete seine Meinung auch auf die Arabischen Schriftsteller, von denen einige durch die Bemühungen des Herrn Academikers Frähn neulich bekannt geworden sind.

Seiner Meinung nach, hat man den ältesten Wohnsitz der Russen am Asowschen Meere zu suchen, unter den damals im südlichen Rußland herrschenden

Chasaren, welchen, wie solches auch Nestor berichtet, die Kiew'schen Polanen bis zur Zeit Oleg's Tribut entrichtet haben. Obgleich nach einiger Zeit Ewers selbst von seiner ersten Meinung etwas abwich, so wurde sie doch sogleich unterstützt durch die Uebereinstimmung berühmter Gelehrten, unter denen vorzüglich zu nennen sind: Mannert, Vater, Hammer u. a. m. Die beiden Meinungen sind durch historische, mehr oder weniger zuverlässige Zeugnisse unterstützt. Doch hatte Ewers die Beweise von Bayer und dessen Nachfolgern entweder ganz ausdrücklich verworfen oder wenigstens entkräftet, und war der erste Urheber der Meinungsverschiedenheit unter den Gelehrten. Schlözer beziehet sich unter Anderem auf den Kaiser Konstantin Porphyrogennet, welcher in dem Briefe an seinen Sohn, De administrando Imperio (i. J. 949 bis 952), indem er die Wasserfahrt der Russen bis zum schwarzen Meere beschreibt, die Wasserfälle im Dneper auf Russisch und auf Slavisch nennt. Wenn wir jetzt diese Benennungen lesen, so finden wir bei einigen Worten wenigstens die ursprüngliche Wurzel in der slavischen Sprache; aber die russischen Namen sind sowohl der damaligen als jetzigen russischen Sprache, ganz fremd. Bayer suchte allererst diese wie Konstantin sagt, russischen Benennungen aus der skandinavischen Sprache zu erklären. Thunmann (Ueber einige Gegenstände der Russischen Geschichte) und Struve

(Dissertation sur les anciens Russes) traten dieser Meinung bei, und Lehrberg (Untersuchungen ꝛc.) behauptete sie nachdrücklich, übrigens durch eine sehr entfernte und unbefriedigende Beziehung auf die schwedische, dänische und englische Sprache. Obgleich Schlözer eine solche Art von etymologischer Combination sogar verlachte, war er doch dießmal damit zufrieden, weil sie, beim ersten Anblick, zur Unterstützung seiner eigenen Meinung zu dienen schien.

Andere Nebenumstände, welche auch die Aehnlichkeit zwischen den Russen und Normannen verrathen, können eben so erklärt werden ohne den geringsten Bezug auf den Normannischen Ursprung unserer Vorfahren. So weisen z. B. Schlözer und Karamsin auf die Beschreibung des Todes von Oleg bei Nestor hin und auf ein anderes ganz ähnliches Ereigniß in den skandinavischen Sagen bei Torfeus. Es ist sehr möglich, daß Oleg durch den Biß einer Schlange gestorben ist. Zu Nestor's Zeit konnte man noch alle die Umstände des Todes eines so berühmten Fürsten genau kennen. Nestor hatte vermuthlich diese Begebenheit in seiner Chronik erzählt, und die redseligen Abschreiber haben das Mährchen von der Weissagung der Priester hinzugefügt. Es ist also offenbar, daß aus dieser Erzählung gar nicht folgt, daß die Waräger-Russen Normannen sind, um so mehr, da die skandinavischen Sagen jünger sind als die Nestor'sche Chronik, und da

ferner vom Nestor selbst bisher noch kein Manuscript zum Vorschein gekommen ist, sondern die ältesten Abschriften erst in's 13te Jahrhundert gehören.

Von allen Beweisen Bayer's und seiner Nachfolger scheint bis jetzt noch folgende Begebenheit vom Jahr 839, von Bayer in einer Chronik des Bertinischen Klosters in Frankreich gefunden, übrig zu bleiben: „Die Gesandtschaft von dem Byzantini„schen Kaiser Theophilus an den Fränkischen Kaiser „Ludwig den Frommen begleiteten auch etliche Men„schen, die sich selbst Rhos und ihren Fürsten Cha„kanus nannten. Ludwig wurde durch Erkundigung „bei diesen Menschen belehrt, daß sie zu dem Schwe„dischen Völkerstämme gehörten.“ (Comperit, eos gentis esse Sveonum.)

Diese, so zu sagen, nur zufällig gefundene und zufällig passende Nachricht wurde sogleich von allen Gelehrten der Bayer'schen Parthei als Beweis angenommen. Karamsin's Meinung über dieses Ereigniß ist diese: „Chakanus war vielleicht „einer von den Fürsten des damals in kleine Staa„ten zertheilten Schwedens, und da er von der „Macht des Griechischen Kaisers gehört hatte, ent„schloß er sich, an ihn eine Gesandtschaft zu schicken.“ Wunderbar! Ueberall behauptet Karamsin, daß die Waräger in Konstantinopel Skandinavier sind, beziehet sich deshalb auf die morgen- und abendländischen Schriftsteller, zeigt die von Sturleson be-

schriebenen Wege der Skandinavier nach Griechenland, und nun sagt er, daß die Byzantiner von diesem Volke gar nichts gewußt und jene Leute an den Fränkischen Kaiser als ganz unbekannte Menschen geschickt hätten. Ferner: gesetzt, daß bei dieser Gelegenheit die Waräger noch nicht in Konstantinopel bekannt waren; so scheint es natürlich zu seyn, daß beim ersten Eintritt der Skandinavier in die Kaiserliche Leibwache doch einer der byzantinischen Schriftsteller bemerkt haben würde, daß diese Leute zu dem Volke gehörten, aus welchem damals einige Menschen Ludwig dem Frommen gesendet worden waren; allein sie erinnern über diese Sache ganz und gar nichts. Nicht weniger ist es merkwürdig, daß eben die Gelehrten (vorzüglich Schlözer), welche die historischen Nachrichten immer so streng geprüft hatten, nur bei dieser für die Fränkische Geschichte so unbedeutenden, für die Russische aber so wichtigen Gelegenheit, sich auf die Nachricht eines unbekannten Mönchs des Bertinischen Klosters verließen, bei dem diese Nachricht unter andern Begebenheiten, und sogar zufällig, als ein Nebenumstand vorkommt, und wo sie vielleicht später hinzugefügt und durch das wiederholte Abschreiben ganz verfälscht worden ist.

So stehen jetzt die beiden Meinungen der berühmten Männer, welche Meinungen ich hier zusammenzustellen und durch meine eigenen Bemerkungen zu erweitern versucht habe. Die genaueren

Nachrichten sind für jeden Wißbegierigen in den trefflichen Schriften dieser Gelehrten vorhanden. Meine Absicht war, weder als Schiedsrichter in einer so wichtigen Sache aufzutreten, noch meine eigene Meinung einzuführen, sondern nur eine schon meistens bekannte Sache von einer Seite darzustellen, von welcher sie vielleicht nicht Jeder angesehen hat.

Bemerkungen.

1) Nestor: Im Anfange der Regierung des Kaisers Michael im Jahr 6360 fing das Russische Land sich so zu nennen an.

2) Nach der Königsbergischen Abschrift. In manchen Handschriften findet sich hier eine unbedeutende Veränderung.

3) Das Daseyn des Volkes Russen am schwarzen Meere verwirft Schlözer selbst nicht.

4) Byzantinische Schriftsteller, welche der Waräger erwähnen, sind folgende: Der Kais. Konst. Porph. im Jahr 935, Nicephorus Bryennius 1071, Anna Komnena 1081, Cinnamus 1123, Nicetas Choniatas 1180 und 1190, Pachimeres 1308, Codinus 1453.

5) Unter dem Namen Thule verstanden, wie Bayer bewiesen hat, die Byzantiner entweder ganz Skandinavien, oder nur England und Norwegen, bisweilen auch die orkadischen Inseln; übrigens immer die Länder an den Küsten des Baltischen und des Deutschen Meeres, oder des Abendländischen Oceans.

6) Jam Constantini Magni aetate, si Nicephoro Gregorae fides, Russi Romanis innotuerunt eorumque Princeps, ab Imperatore isto Dapiferi dignitatem obtinuit. Stritt. Memoriae populorum etc.

7) Cedrenus: Quidquid est intra Euxinum Pontum maritimarum regionum, Rossica incursionibus vexabat atque vastabat classis. Hi cum ipsam Constantinopolin in grave conjecissent periculum, paulo post Dei iram experti domum reversi sunt. Zonaras: Gens autem Scythica Rossi Tauri montis accola, Euxinum Ponthum aggressa, ipsi Byzantio agro minabatur; sed consilum ei non successit, divina providentia impeditum. Quae efficit, ut invita, vel potius iram Numinis experta, rebus infectis discedere cogeretur. Stritt. Memor. Popul. Pag. 958.

8) Cedrenus: Decima quarta indictione mense Junio, Rossica classis hostilis ad urbem appulit, navibus constans X. M. Zonaras: Classis Rossica non mille sed decies et quinquies mille navium aggressu esse dicitur.

9) Cedrenus: In urbe orta rixa cum quibusdam Scythis negotiatoribus, res ad manus venit et est quidam de nobilioribus Scythis interfectus. Proinde ejus gentis regulus, Vladimirus, casum hunc sibi annuntiatum aegerrime ferens, . . . adversus urbem tendit. Zenoras: Multi Tauroscythae, cum constantinopoli merces suas venderent et nostrates commercarentur, accidit, ut inter eos et Romanos quosdam, contentione orta, a pugnis ad vulnera, a vulneribus ad caedes fuerit progressio, et inter caeteros illustris quidam Scytha caderet. Ex eo Russorum princeps occasione sumta, . . . bellum Romanis non ante indictum infert. Stritt. Memor. Populor.

10) Jornandus: Dum famosissimam et Romae aemulam in suo nomine conderet civitatem, Gothorum interfuit operatio, qui foedere inito cum imperatore, XL. suorum millia illi in solatia contra gentes varias obtulere. Quorum et numerus et militia usque ad praesens in republica nominatur, id est foederati.

11) Codinus: Ministri sunt ad fores conclavis imperatorii et triclinii. Memor. Pop. Sturleson: Circa Caesarem excubias tum agebant Vaeringi. Ewers Krit. Vorarb.

12) Ewers citirt auch eine andere Stelle ebendesselben Schriftstellers: „Constantinopolitana urbs habet ab „aquilone Hungaros, Pizenacos, Chazaros, Russios, quos „alio nomine nos Nordmannos apellamus, atque Bulgaros „nimium sibi vicinos.“ Nicht weniger wichtig ist eine von Ewers beim Kais. Konst. Porph. (De Administrando Imperio) gefundene Stelle: Si aliquando sive Chazari, sive Turci, sive aliae quaepiam boreales et scythicae gentes .... aus diesen Worten kann man unfehlbar schließen, welche Völker in Konstantinopel für nördliche gehalten wurden.

N. Tschaschnikow.

Ueber den Ursprung der Russen; oder Beweis, daß keine von den skandinavischen verschiedene, sogenannte pontische Russen anzunehmen sind.

In der Geschichte aber muß es uns bloß um Wahrheit zu thun seyn.
Cicero.

Nach meiner Ueberzeugung ist als reines Ergebniß der bisherigen Forschungen über den Ursprung der ächten Russen der Satz aufzustellen: daß die Unterscheidung zwischen nördlichen und pontischen Russen grundlos ist, und daß die Russen überhaupt skandinavischen Ursprungs sind. Schlözer behaup-

tet und beweiset zwar, wie bis dahin fast alle Gelehrten, in seinem Nestor auch, daß die Russen Skandinavier, Schweden sind; aber er unterscheidet diese Russen, als Stifter des Russischen Reiches, von angeblichen pontischen Russen, deren früher die byzantinischen Schriftsteller erwähnen sollen. Meines Erachtens hat er dadurch seinen Beweis nicht befestigt, sondern geschwächt, und eine Ausflucht gelassen, die dann noch zu allerley Hypothesen führen konnte. Schlözer wurde dazu verleitet durch das allzugroße Ansehen, daß er seinem Chroniker beimaß; so daß er sich an ihn auch da hielt, wo er nicht unbedingter Gewährsmann seyn konnte, nehmlich in Betreff der einzelnen Angaben über Gründung des Russischen Staats, die ins Jahr 862 n. C. gesetzt zu werden pflegt, da Nestor zu Ende des eilften Jahrhunderts lebte. Auch wurde diese schwache Seite, die Schlözer gelassen, benutzt, um das Ergebniß seiner Forschungen in Zweifel zu stellen, und zu andern Ansichten hinzuleiten. Blind ist indeß Schlözer auch in diesem Stücke nicht für seinen Chroniker. Er führt (B. 2. S. 196.) Murray's Bemerkung an, daß eine auffallende Aehnlichkeit zwischen der Erzählung von Rurik und der von der Ankunft der Ostmannen oder Norweger in Irland um das J. 853 Statt finde, nach welcher ebenfalls 3 Brüder, Amelaus, Sytaracus und Yvorus, gutwillig aufgenommen, 3 Städte anlegen, deren jede einem der Brüder zu Theil wird. Allein Schlözer

sucht die daraus entstehenden Zweifel zu widerlegen, selbst mit Hülfe des Witzes, indem er sagt: „Einen dritten Zweifel würde Voltaire daraus erregt haben, daß sich der Name des zweiten der Brüder (Rurik, Sineus und Truwor) auf us endigt!...“ Das sagt Schlözer, der doch selbst die Geschichtsforschung mit Zweifeln anfing. Oder sollen wir es etwa machen wie die Muselmanen, die an allem zu zweifeln erlauben, nur an der Wahrheit des Korans nicht? Hätte sich Schlözer in Betreff dieser Sage an seinem Nestor zu zweifeln erlaubt, so würde er nicht in die Verlegenheit gekommen seyn, zweierlei Russen, kiew'sche und pontische Roos, anzunehmen. Ich sehe die Sage von Rurik und seinen Brüdern fast eben so an, wie die von einem Roos, als Stammvater der Russen. Dennoch giebt selbst jene Nestorische Sage einen geschichtlichen Beweis ab: sie weiset durch ihre Einkleidung auf's Skandinavische hin, wo dem Aehnliches öfter, z. B. auch bei der Ursage der Insel Gothland, vorkommt; und sie zeigt, daß Nestor, so wie die, von denen er die Sage erhalten hatte, nicht anders wußten, als daß Schweden sich in der Gegend von Nowgorod festgesetzt, und von da aus, längs dem Flusse Lowat und dem Dneper, sich des Landes, namentlich der Gegend von Kiew, bemächtigt, und dann das pontische Meer befahren hatten, das von ihnen den Namen des Russischen erhielt. Die Sage hatte also ihren geschichtlichen Grund und bleibt uns immer

als geschichtliche Sage merkwürdig. Sie soll uns nur nicht hindern oder binden in der geschichtlichen Untersuchung.

Wenn wir nun so unbefangen zu der Untersuchung schreiten, so findet sich, daß wir gar keinen Grund haben, pontische Russen, als verschieden von den kiew'schen oder skandinavischen, anzunehmen. Schlagen wir den Stritter auf, der durch seine Auszüge aus den Byzantinern *) zu den Untersuchungen auf diesem Felde den Grund gelegt und sie so unendlich erleichtert hat, daß es jedem Anfänger vergönnt ist, auf seine Kosten gelehrt zu seyn! Was lehren uns Stritters Russica? (Memoriae etc. B. 2. S. 956. ff.)

1) Den Stammvater Roos schenkt er uns selber, und wohl jeder Vernünftige mit ihm. — Diesen also in's Fabelreich geschickt, so folgt

2) Ein Rossischer Truchses zu Constantins des Großen Zeiten, also um 330 n. C., von dem uns Nicephorus Gregoras berichtet, der um 1350 n. C. schrieb, und zwar ohne alle geschichtliche Gewähr. Also, wie Du Cange sagt, ein Altweiber-Mährchen, nicht werth, sich dabey aufzuhalten.

3) Die dritte Stelle ist, daß im J. 774 der Kaiser eine Flotte gegen die Bulgaren rüstete, er selbst

*) Memoriae Populorum, olim ad Danubium, Pontum Euxinum etc., et inde magis ad septentriones habitantium, e scriptoribus historiae Byzantinae erutae et digestae etc. 1777.

aber gegen die rothen Schiffe aufbrach, um in die Donau zu dringen. Im Griechischen heißt es ρωσια χελανδια und bey Stritter ist bemerkt, daß dieß nirgends durch Russisch, sondern durch roth zu übersetzen ist, daß also diejenigen sich gewaltig irren, welche hier den Namen der Russen gefunden zu haben glauben. Uns, die wir uns an die Stiftungs-Jahreszahl 862 nicht ängstlich binden, hinderte es nicht, wenn der Name Russen auch hier schon vorkäme. Es enthielte an sich auch nichts Unmögliches, daß schon im J. 774 Normannen im schwarzen Meere gekreuzt hätten und daß von dem Volke und den Geschichtschreibern aus Unbekanntschaft ihre Schiffe rothbemalte (rusia), statt russische (roosica), genannt worden wären.

4) Nun folgt der sogenannte erste Zug der Russen nach Konstantinopel, nach Stritter im J. n. C. 863 und 864, nach Nestor und den übrigen Russischen Jahrbüchern im J. der Welt 6374, welches im J. n. C. 865 den 1sten Sept. anfängt. Der Kaiser Michael III. war gegen die Araber gezogen, die im Aegeischen Meere schwärmten, wie die Russen im schwarzen, und stand beim schwarzen Fluß, an Thracien, als die Russen mit 200 Schiffen vordrangen, und die Stadt umzingelten, welche, indem der Patriarch Photius ein heiliges Gewand ans Gestade brachte, durch einen wunderbar erregten Sturm gerettet wurde. Die Byzantiner nennen weder Jahreszahl noch Namen der Russi-

schen Anführer, die Russischen Annalen aber nennen als letztere den Oskold und Dir. — Der Fortsetzer Konstantins setzt nach Erzählung dieses Zuges hinzu: „und nicht lange nachher schickten sie Gesandte in die Hauptstadt und verlangten getauft zu werden, welches sie auch erhielten.“

5) Diese Bekehrung der Russen folgt dann bei Stritter vom J. 867-886 unter dem Kaiser Basilius Maced., als bewirkt durch ein Wunder, indem die Evangelien im Feuer nicht verbrannten. Dieß und viel Wunderbares von Konstantinopel erzählten die Gesandten zu Hause ihrem Großfürsten, der sich hierauf Lehrer von Konstantinopel ausbat, worauf denn Cyrillus und Athanasius hingeschickt wurden. Hier sagt nun Simeon Logotheta, die Russen, welche auch Dromiten genannt würden, stammten von Roos, einem tapfern Manne; Dromiten hießen sie wegen des schnellen Laufs: ihr Geschlecht aber leiteten sie von den Franken her. — Zwischen diesem und dem folgenden Zuge hat Nestor noch Olegs (nach Schlözer, angeblichen) Heereszug nach Konstantinopel.

6) Der s. g. andere Zug der Russen nach Konstantinopel im J. 941 unter den Kaisern Konstantin Porphyrogennet und Romanus Lecapenus. Die gegen zehntausend Schiffe starke Russische Flotte wird bei Hierum an der Meerenge von Konstantinopel durch griechisches Feuer besiegt. Dieß ist nach den Russischen Annalisten

Igor's erster Zug; Luitprand (Gesandter in Konstantinopel im J. 946) nennt ihn König Inger.

7) Darauf führt Stritter die Stellen über den Kriegsdienst der Russen in Konstantinopel an. J. 902 = 1077.

8) Dann die Aufnahme der Olga oder Elga zu Konstantinopel unter dem Kaiser Konstantin Porph. im J. 956.

9) Endlich gemischte Nachrichten über die Russen aus der Zeit des Kaisers Konstantin Porph. und aus dessen eigner Beschreibung von Rußland in dem Buche: Constantinus de administrando imperio. Weiter brauche ich hier nicht zu gehen, um meine Ansicht über den Ursprung der Russen deutlich darzulegen.

Also: nach Schlözer wäre bei 4) und 5), also beim ersten Zug der Russen und der gleich darauf folgenden Bekehrung, gar nicht von den Kiew'schen Russen die Rede, sondern von gewissen pontischen Roos, welche erschienen und verschwunden wären. Ein eigner Abschnitt bei Schlözer ist überschrieben: Roos im J. 866, nicht Russen. Gegen diesen Abschnitt ist also meine Untersuchung gerichtet. Schlözer's Grund zu jener Annahme liegt eigentlich in der Zeitrechnung der Russischen Annalisten. Diese haben nehmlich (s. Nestor Th. 2. S. 238 und 254.): „Da kamen Waräger und legten ihnen (den früher sich frei regierenden Völkern) Tribut auf. Nachdem im J. 859 die Waräger verjagt

worden, wurden sie im J. 861 (862) wieder gerufen; im J. 862 (863) kamen sie an; im J. 864 (865) starben Ruriks beide Brüder. Rurik vertheilt nun Lehen; Oleg und Dir gehen leer aus und ziehen (864) als Mißvergnügte nach Kiew, und führen — mit den Drewiern und Andern Krieg. In demselben Jahre (864) wird Igor, Ruriks Sohn, geboren. Im J. 866 gehen sie vor Konstantinopel, wo das Wunder mit dem Kleide der Maria geschah. Im J. 869 Bekehrung der Bulgaren. Im J. 879 stirbt Rurik. Nun sagt Schlözer: „Der Zug der Roos gegen Konstantinopel geschah um 866, also gleich nachher, als sich, nach Russischer Zeitangabe, Oskold mit Rurik entzweit, und Kiew occupirt hatte! — Die Byzantiner schildern diese Roos als ein mächtiges, eroberndes, Volk. Selbst nach dessen gänzlicher Niederlage fand der Byzantinische Hof noch für rathsam, Friede mit ihm zu suchen, und ihm durch Geschenke zu schmeicheln. Wer kann bei solchen authentischen Angaben an den kleinen Waräger Oskold in Kiew denken?“— Aber, behaupte ich, das haben wir ja auch nicht nöthig, selbst nach Schlözer's eignen anderweitigen Behauptungen. Schlözer scheint hier gar nicht zu berücksichtigen, was er (B. 2. S. 253) sagt: „Man wird sich überzeugen, daß diese Chroniken von den wichtigsten Begebenheiten gar kein Jahr angeben..., daß es folglich in dem ganzen Zeitraum vom J. 852 bis 879 keine Zeitrechnung

gebe. Und (S. 255): „Also nicht Eine Jahrzahl hier vom J. 862 bis zum unten folgenden J. 866, bei dieser Menge von Begebenheiten, die ihrer Natur nach unmöglich alle in 4 Jahren erfolgt seyn können!“ — Wohl zu merken! — „Von nun an, J. 860, wieder nicht eine Jahrzahl bis zu Ruriks Tod A. 879.“ — Wenn dem also ist, was hindert uns dann, den Byzantinischen Geschichtsangaben zu folgen? Sollen wir uns etwa nur allein an die Angabe des Jahres 862 binden? Viel natürlicher ist es doch, der Geschichte zu folgen, und anzunehmen, daß im J. 866 die Russen schon mächtig waren und sich, wenn auch nicht am Pontus selbst, doch in Kiew schon in der Art festgesetzt hatten, wie es Konstantinus Porph. nachher beschreibt. Dabei lassen wir die Angaben des Russischen Annalisten als geschichtliche Sage immer gelten. Der Zeitraum nach 200 Jahren war keinesweges so entfernt, daß sich nicht mündliche und örtliche Ueberlieferung erhalten haben konnte. Nur bemerken wir, daß die Zeitrechnung zu diesen Angaben später gemacht worden seyn müsse, und wir uns daran nicht binden können.

Schlözer sagt (S. 250): „Wofür die Byzantiner diese *Ρως*“ (er schreibt zur Unterscheidung Roos griechisch) „gehalten, sagen sie mit keiner Sylbe: aber daß sie nie daran gedacht haben, sie für die späteren Russen zu halten, kömmt mir höchst

wahrscheinlich vor" u. s. w. Aber Schlözer giebt keinen Grund an, weshalb dieß wahrscheinlich sey. Denn daß er nicht Eine Stelle hat finden können, wo die Byzantiner über diese Einerleiheit einen Wink gäben, spricht ja vielmehr dafür, daß Niemand an dieser Einerleiheit gezweifelt habe. Hätte diese Einerleiheit nicht Statt gefunden oder wäre sie auch nur bezweifelt worden, so würde gerade ein Wink bei den Byzantinern zu erwarten seyn. Auch brauchen die Byzantiner bei dem sogenannten ersten Zuge gerade denselben Namen Roos (*Ρωσ*), wie beim zweiten und wie überall; also braucht Schlözer diesen griechischen Namen ganz ohne Grund zur Unterscheidung seiner pontischen Russen. Daß bei der Gleichheit der Namen nicht immer Gleichheit der Sachen Statt finde, weiß Jeder, und Schlözer hätte nicht mit Beispielen der Art eine Seite zu füllen gebraucht. Wo eine Verwechselung zu fürchten wäre, wird man den nöthigen Zusatz machen. Bei unsern Russen aber stimmt Name und Sache so überein, daß kein Zweifel aufkommen kann. Die Nowgorod'schen Russen heißen nachher Kiew'sche Russen, sofern sie am Dnepr herabgezogen und Herren auch dieses Ortes geworden waren; sie heißen pontische Russen, oder vielmehr der Pontus euxinus heißt nach ihnen das Russische Meer, so fern sie von Kiew aus entweder an den Ufern des Pontus noch Eroberungen gemacht, oder vielmehr, als normannische Seeräuber, ihn lange Zeit durch-

schwärmt und beunruhigt hatten. Zu meiner Behauptung stimmen alle Angaben der Byzantiner über die Russen, sowohl bei frühern als spätern Zügen, welche Angaben ich hier, um Weitläuftigkeit zu vermeiden, nicht wiederholen will. Cedrenus sagt vom ersten Zuge: „Unterdessen wurde alles, was innerhalb des Pontus euxinus von Küstengegenden ist, von der Russischen Flotte durch Einfälle geplagt und verwüstet. Russen sind ein Scythischer Stamm nach dem nördlichen Taurus hin wohnend, wild und unmenschlich.“ Ueber die Bedeutung der Namen Scythien und Taurus hat Schlözer genügende Auskunft gegeben. Eben so über die andern unbestimmten schwankenden Namen, die diesem neu erscheinenden Volke gegeben werden, und die uns durchaus nicht an den Pontus binden können. Nicht nur die Byzantiner, sondern auch die neusten Geschichtsforscher, Bayer, Müller, Thunmann ꝛc. bis auf Schlözer, wissen nichts von einem Unterschiede zwischen Pontischen und Kiew'schen Russen. Ich entschlage mich der Nebenuntersuchungen, z. B. daß Müller zwei frühere Züge annimmt, den einen im J. 852, den andern 866. Auch die doppelte Bekehrungsgeschichte übergehe ich, die den Gelehrten Schwierigkeit machte. Das Wunderbare darf uns dabei nicht wundern; auch nicht daß mehrmalige Bekehrungen bei demselben Volke vorkommen, was sich ja auch bei den Sachsen und Andern findet. Ohnehin scheint mir hier eine Scheidung gemacht

werden zu müssen zwischen Slaven unter Russischer Herrschaft, deren Bekehrung mit der der übrigen Slaven zusammenzuhängen scheint, und zwischen der Religionsveränderung der eigentlichen, herrschenden Russen. Also auch in dieser Hinsicht ist die Aushülfe ganz unnöthig, welche Schlözer (a. a. O. S. 243) durch seinen angenommenen Unterschied der Roos von den spätern Russen geben will.

Nachdem ich nun hinreichend gezeigt zu haben glaube, daß kein Grund vorhanden, den ersten Zug von andern als den Kiew'schen Russen zu verstehen, bleibt mir noch der zweite Theil des Beweises übrig, nehmlich, daß diese Russen Normannen und namentlich Schweden sind. Da aber das, was Schlözer von den Nowgorod'schen und Kiew'schen Russen behauptet, durch frühere Geschichtsforscher, durch Bayer namentlich, von den Russen überhaupt behauptet und bewiesen worden, da selbst Ewers von der abweichenden Ansicht nachmals wieder abgegangen ist; so würde ich etwas Abgethanes zu thun scheinen, wenn ich diesen Beweis hier nochmals führen wollte. Ich will nur einige Hauptstücke desselben herausheben und dabei zeigen, daß die spätern Einwendungen jenen Beweis nicht entkräftet haben *). Das erste Beweisstück ist: daß

*) Man vergleiche die in diesem Heft vorhergehende und übrigens wegen Hervorhebung der Meinungsverschiedenheit schätzbare Abhandlung: „Blick auf die Gründer des Russischen Staates.“ Mit dem

der Ostweg nach Konstantinopel die Schweden zuerst durch finnische Stämme führte, und daß, wie schon Büsching anführt, gerade hier das Land Schweden finnisch Ruotzi, estnisch Rootsi- (Rodsi-) maa heißt, ein Schwede aber finnisch Ruotzalainen, estnisch Roots, rootsi mees, rootslane heißt. Hier also findet sich der Ursprung des Namens, wie des neuen Staats. Auch hat der Name Rußland, lange Zeit, vorzugsweise auf der Gegend von Nowgorod oder Holmgard gehaftet (s. Schlöz. Nest. B. 2. S. 193). Kaiser Konstantin nennt die Gegend, worin Nowgorod liegt, das äussere Rußland, weil damals schon Kiew der Hauptsitz war. Das zweite Beweisstück ist, daß die frühesten Namen schwedisch sind, nicht nur die in den inländischen Annalen, sondern auch die in den Byzantinern und den abendländischen Schriftstellern, als: Rurik, Truor, Iggor oder Inger, Håkan, Oleg, Holga oder Olga, Isborg, Wibork, Holm (Cholm), Holmgard, Sam-

---

Herrn Verf. derselben habe ich mich manchmal mündlich in freundschaftlicher Unterhaltung über Russische und Slavische Ursprünge gestritten. Solcher schriftlicher Austausch verschiedener Ansichten nun liegt in dem Anfangs mitgetheilten Plane dieser wissenschaftlichen Zeitschrift. So abhold ich der Polemik bin, so sehr liebe ich solche Disputation, die nur die Sache, nur die Gründe vor Augen hat, und die man vielmehr Hetärik nennen sollte.

batas, Gyra (s. unten) u. s. w. Das dritte Beweisstück ist die auffallende Aehnlichkeit der alten Russischen Gesetze mit den Schwedischen. Das vierte Beweisstück liegt in den Angaben der Byzantinischen Schriftsteller, welche, wenn der erste Zug von einem Volke am schwarzen Meere geschehen wäre, dieses wohl gekannt und unterschieden haben würden, welche aber die Russen vom hohen Norden, als Normannen, von Thule kommen lassen, woher auch die Gothen nach denselben Gegenden gekommen waren. Die Beschreibung des Kaisers Konstantin aber setzt die Sache ganz ausser Zweifel; er giebt den Sitz der Russen bei Kiew, und die ihnen zinsbaren slavischen Völkerschaften ausdrücklich an; er nennt die Wasserfälle des Dneprs erst auf Russisch, dann auf Slavisch; die Russischen Benennungen stimmen mit der altschwedischen Sprache, die Slavischen dagegen mit dem, was man heut zu Tage uneigentlich Russisch nennt, überein. In dieser uneigentlich Russischen, der Russisch-Slavischen Sprache, sind die Schiffsausdrücke von den Griechen geborgt, welches nicht befremden kann, da die Slaven, welche sich am Dnepr herauf verbreitet haben, südliche Slaven, aus der Nachbarschaft von Dacien und vom Dniester gekommen sind. Das eigentlich Russische hat sich nach der Hand hier im Slavischen verloren, wie in der Normandie die nordische Sprache im Französischen untergegangen ist. Nach der Beschreibung Konstantins von dem Zustande der

Russen wird es sehr begreiflich, wie diese die umliegenden Völkerschaften in Zinsbarkeit erhalten, wie sie auf dem schwarzen Meere durch ihre Raubzüge furchtbar seyn, und wie dennoch, während sie in Kiew saßen, weiter südlich die Madjaren vorbei ziehen konnten. Um die Russen nach dem schwarzen Meere zu bringen, hat man den Einwurf gemacht, die Böte wären von den Slaven nach Kiew gebracht und erst von da aus den Russen verkauft worden (noch weiter nach Süden). Zur Widerlegung braucht man nur auf dieselbe Stelle bey Konstantin zu verweisen, wo es ausdrücklich heißt: „Anfang Novembers gehen ihre Fürsten mit dem gesammten Stamme der Russen aus Kiew weg und beziehen die Ortschaften (πολιδια), welche Gyra genannt werden, oder die Sclabischen Oerter der Verbianer, Drungubitaner, Kribitzen, Serbier und der übrigen Sclaben (Sclabi), welche den Russen zinsbar sind.“ Ich will hier nur kurz bemerken, daß, wenn man diese ganze Konstantinische Beschreibung von der Lebensart der Russen mit der Geschichte und Beschreibung der kriegerischen Verfassung der kleinrussischen Kosaken (den Stammvätern der übrigen) vergleicht, wie sie G. F. Müller gegeben und wovon sich ein Auszug in Büschings neuer Erdbeschreibung (Th. 1. B. 2. S. 730 ff.) findet, man zwischen beiden Schilderungen die auffallendste Aehnlichkeit bemerken wird, so daß ich wenigstens nicht umhin kann, in der Kosaken-Einrichtung die Fortsetzung

der alten Russischen zu erblicken, die freilich um das J. 1340 den damaligen Umständen gemäß sich eigen und unter dem andern Namen gestaltet haben mag. Der oberste Befehlshaber der Kosaken führt noch den schwedischen Titel eines Hetmanns (von Het, Haupt). In der angeführten Stelle sagt Kaiser Konstantin: „Die Kähne werden zusammengeführt beim Schloß (castrum) Kioaba (Kiew), das benannt wird Sambatas.“ Schlözer schaltet hier ein Fragezeichen ein. Ich erachte, daß dieser Beiname offenbar skandinavisch, daß er der Russische Name von Kiew ist, wie wir bei den Wasserfällen die zweierlei Namen finden. Er heißt wörtlich commeatus, und zwar in der doppelten Bedeutung von Zusammenkunft und Zusammenhandel. Denn Bat heißt Pfad, meatus, Wandel, und Wantlun heißt handeln, negotiari, wie im Teutschen: Handel und Wandel. Der erste Theil des Namens aber ist das Teutsche zusammen. So heißt Samtale (Zusammenerzählung) ein Gespräch, Samquem eine Zusammenkunft. Sambatas heißt also die Zusammenfuhrt (s. Fulda Samml. germ. W. S. 200). „Im November (heißt es eben daselbst) gehen die Rossen von Kiew weg in die Ortschaften, welche Gyra heißen.“ Auch hier setzt Schlözer ein Fragezeichen hinzu, das ich beantworten will. Gyra ist das teutsche Schur, scissio, eine Abtheilung. Scyrian heißt im Angel-Sächsischen abtheilen, und Shire heißt eine Lan-

desabtheilung. — Also ein paar sprechende Beweise mehr!

Das fünfte Beweisstück liegt in den abendländischen Schriftstellern, welche die Russen geradezu für Normannen, für Schweden erkennen. Daß die Nachricht von denen mit der Byzantinischen Gesandtschaft zu Ludwig d. F. gekommenen Rossen oder Schweden beim Bertinischen Annalisten zufällig und als Nebenumstand vorkommt, bringt ja das Wesen der Sache mit sich und macht sie gerade um so unverdächtiger, da gleichwohl die Nachricht zur Erzählung gehört, und in einer gültigen Geschichtsquelle sich findet, nicht etwa in einem Arabischen oder Persischen Poeten!

Als sechstes Beweisstück endlich führe ich hier nur noch die Uebereinstimmung der Nestorischen Annalen selbst an. Unter Warägern verstehen auch sie Normannen, und geben den Russen jenen Namen. Sie nennen die Russen Niemtzen, und wenn dieser Ausdruck auch überhaupt Stumme, Andersredende bedeutet, so scheinen doch nur Völker von germanischer Abkunft so genannt zu werden, zu denen denn auch die Schweden gehören (s. Schlözers Nestor B. 2. S. 61 und 189). Befremden muß es, wenn man einerseits Nestor's Nachrichten nur als Herodotische Sagen gelten lassen und doch zugleich aus denselben Nachrichten Beweise ziehen will für das Gegentheil von dem, was sie besagen. Z. B.: wenn Nestor, die Russen zu den Warägern

rechnend, von ihnen sagt diese andern, so soll dieß nicht von Skandinaviern, sondern von einem südlichen Volke zu verstehen seyn. Und doch sagt Nestor selbst kurz vorher: Waräger-Russen, die bisher jenseits des Meeres wohnten. Wer „südlicher als Kiew, etwa an der Dnepr-Mündung,“ wohnt, wie Manche dieß von den Russen behaupten wollen, der wohnt doch nicht jenseit des Meeres. Dahin gehört auch der eben so unhaltbare, von der Lage der 3 Festungen hergenommene Einwurf; man vergl. darüber Schlöz. Nest. B. 2. S. 190. Finden Manche es unwahrscheinlich, daß die Finnischen und Slavischen Völkerschaften die Waräger selbst gerufen haben sollen; so lassen wir dieß gern zur Einkleidung der Sage rechnen, rechnen aber auch dahin die kurz vorhergehende Zurücktreibung der Waräger; denn wenn man von dieser Begebenheit sagt: „es ist bekannt,“ so müßte dieß doch eben sowohl von jener gelten; beide sind aus Nestor gleich bekannt. Die übrigen Gegenbemerkungen, z. B. die von den seidenen Segeln, übergehe ich ganz, indem sie eben so in sich selbst zerfallen. Man führt zwar Beweisstellen an, aber diese selbst sprechen laut für das Gegentheil dessen, was sie beweisen sollen. Daß die Byzantiner beim ersten wie beim zweiten Zuge nur von Russen sprechen und diese nicht Waräger nennen, ist begreiflich. Diese Russen hatten sich ja früher und von dem Ostwege her bei den Griechen einen Namen gemacht, ehe noch zur Zeit des Kaisers Konstantin

Porph. der Name Waräger in Konstantinopel auf=kam. Nestor selbst, der doch wissen konnte, was man unter Warägern verstand, und ob die Russen so genannt und dafür erkannt wurden, beantwortet den Einwurf. Waräger (Kriegsfahrer aus Thule) sind nach ihm Alle, wenn auch die einen Schweden, oder Engländer oder Gothen hießen, diese aber (von denen hier die Rede ist, die in die östlichen Länder eingedrungenen) Russen genannt wurden, und zwar zunächst von den Finnischen Stämmen, dann auch von den dasigen Slavischen, wodurch denn der Name an den Pontus und nach Konstanti=nopel kam, der zugleich bei den Slaven diese hieher ausgewanderten Waräger als Russen von den an=dern, den Schweden, Gothen u. s. w., unterschied. Wäre Waräger ein Griechisches Wort und hieße Verbündete, so würden es die Byzantiner nicht so verschieden schreiben, es würde sich nicht in der Nor=mandie wieder finden, wie in Rußland (s. Stritter B. 4. S. 431). Es könnte scheinen, daß jenes Wort entweder die Fahrenden, oder, noch wahr=scheinlicher, die Barkenleute bedeute. (Nach einer Zeitungsnachricht heißen diese im Jaroslaw'=schen auch jetzt Барочники.) Doch besser leitete man das Wort ab von War, Gwer, der Krieg, welches eine sehr passende Erklärung giebt. Wärin=ger, Krieger. Vielleicht heißt Barke eben eigentlich Kriegsfahrzeug, und vereinigen sich also beide Be=deutungen. Den Byzantinern war der Name fremd.

Aber woher diese Waräger kamen, sagen sie deutlich genug. Ohne also unter den Warägern ein eignes Volk zu verstehen, wissen wir doch recht gut, was für Landsleute sie waren. Zu den Worten Nestors: „Noch bis auf den heutigen Tag sind die Nowgoroder von Warägischem Geschlecht," bemerkt Schlözer: „Hieraus sollte man schließen, daß die Waräger eine Zeitlang die Mehrheit der Einwohner in Nowgorod ausgemacht, und folglich auch ihre (altschwedische) Sprache die herrschende dort geblieben sey."

Hiemit glaube ich, die Gelegenheit zu Zweifeln, welche Schlözer durch sein Festhalten an dem Nestor'schen Stiftungsjahre und durch seine Unterscheidung von pontischen Russen wohl selbst gegeben, hinweggeräumt zu haben. An mehrern Stellen seines Nestors (Bd. 2. S. 183, 283 u. 303) läßt sich Schlözer über den Krebsgang in diesen Forschungen, und darüber aus, daß so Manche den geschichtlichen Beweis nicht fassen können oder wollen. Das Letzte ist es wohl hauptsächlich: Man läßt sich nicht von Gründen leiten, sondern von falsch patriotischen Wünschen. Allein mit reiner, ächter Geschichtsforschung ist immer auch der wahren Ehre des Vaterlandes am besten gedient, und wäre es nicht um die Erforschung einer wichtigen geschichtlichen Thatsache zu thun, so könnte es uns, wie schon Schlözer bemerkt, einerlei seyn, ob die Russen vom Asow'schen oder Baltischen Meere ge-

kommen sind. Wenn Schlözer noch lebte, würde er es gewiß für eine merkwürdige Erscheinung halten, daß man den Satz, die Russen sind ursprünglich Schweden, an dem, wie er sagt, damals kein Geschichtsgelehrter zweifelte, jetzt noch zweifelhaft finden will; er würde begierig seyn, zu erfahren, wie man den Gegenbeweis führe. Auf diese Veranlassung habe ich hier in möglichster Kürze Untersuchungen mitgetheilt, zu denen ich durch vieljährige Beschäftigung mit der Germania des Tacitus und dem betreffenden Theil der Ptolomäischen Erdbeschreibung, also eigentlich auf philologischem, nicht auf geschichtlichem Wege, geführt worden war, und die, wie man sieht, im Ganzen auf die Bestätigung der auch von Karamsin angenommenen Meinung hinaus laufen. Ueber den Ursprung der Slaven mußte ich Schlözers Nestor zu Rathe ziehen. Ueber den dabei vorkommenden Ursprung der Russen wünschte ich mich selbst aufzuklären. Möge nun meine Erörterung auch Andern nicht überflüssig erscheinen!

E. C. v. Trautvetter.

III.

Literärisches und gemischte Sachen.

Statistisch-literarischer Rückblick auf das Jahr 1828.

Von N. Borchardt.

(Vorgelesen in der Sitzung der Kurländischen Gesellschaft f. L. u. K. am 2ten April 1830.)

I. Administrative Organisationen: Marine. — Allgemeiner Codex. — Censur. — Verordnungen. —

II. Finanzen und Handel: Officielle Angaben. — Verbesserungen und Einrichtungen. — Ackerbau-, Landwirthschaft- und andere Gesellschaften. — Industrie. — Ausbeute edler Metalle. — Canäle. — Schiffbau.

III. Wissenschaft und Kunst: Universitäten. — Erziehungsanstalten. — Academien.

IV. Philanthropie: Wohlthätigkeits-Vereine. — Mildthätige Stiftungen. — Hospitäler und Heilanstalten. — Statistische Data.

V. Verschönerungen: Kunstprodukte, Denkmale und Bauten.

VI. Literatur: Deutschlands Einfluß, besonders von Göthe, Tiek, A. W. Schlegel.

VII. Oeffentliche Vergnügungen: Musik. — Theater. — Russische Dramaturgie.

„Um von einer Nation zu urtheilen, muß man in ihre „Zeit, ihr Land, ihren Kreis der Denkart und Empfindung „treten, sehen wie sie lebt? wie sie erzogen wird? was für „Gegenstände sie sieht? was für Dinge sie mit Leidenschaft „liebt? wie ihre Luft, ihr Himmel, der Bau ihrer Organe, „ihr Tanz, ihre Musik sey? Dies alles muß man nicht als „Fremdling oder Feind, sondern als ihr Bruder und Mitge„borner lernen, und dann fragen, ob sie einen Homer oder „Ossian in ihrer Art für ihre Bedürfnisse habe?“

Herder.

Die letzten Decennien haben Europas Antheil an Rußlands Kaiserreich fortwährend gesteigert, dessen ungeachtet aber keine allgemeine, geschweige nähere, gleichzeitige Bekanntschaft mit dem Wissenswürdigsten aus dessen Regionen, der Zeit und dem Raume nach, gefördert; eine solche zu versuchen, bewog den Referenten zu vorliegendem Aufsatze, wobei er eine früher vergangene Zeit wählte, um aus geprüften Materialien genauere Resultate darbieten zu dürfen. Unsern, noch immer nur spärlich in die Fremde flatternden Correspondenzblättchen, mangelt der Stützpunkt, von welchem aus der Leser sich ein Ganzes zu bilden vermöchte; das ihn, nach allen Richtungen hin, mit Rußland befreunden und die relative Würdigung der neuesten Mittheilungen sowohl, als die richtige Ansicht des Geschehenen, erleichtern könnte. Einen solchen, wenn auch nur in leichten Umrissen gestalteten Rückblick, legen wir hiermit dem Leser vor; ist derselbe bei der Masse von Thatsachen verhältnißmäßig doch höchst unvollkommen, so entschuldige uns hier ein erster Versuch,

der Mangel an Raum und die Schwierigkeit der Zusammenstellung so verschiedenartiger Materialien. In Hinsicht der Anthenticität des statistischen Theils stützen wir uns auf officielle und journalistische Angaben, welche wir diesem Aufsatze mehr oder weniger zu Grunde gelegt haben.

I. Administrative Organisationen.

Mit dankbarem, herzerhebendem Gefühle gewahret der Beobachter beim ersten Hinblick auf Rußlands nahe und ferne Gebiete die rastlosen und segensreichen Bemühungen des erhabenen Monarchen zum Heil und zur Wohlfahrt seiner Unterthanen. Wir beginnen daher mit der Aufführung der wichtigsten Ergebnisse aus dem Bereiche der legislativen Administration.

Die russische Flotte ward ein Gegenstand des ersten politischen Augenmerks Seiner Majestät, des Kaisers; die neue Organisation des Seeministeriums und des Marine-Etats im April 1828 verlieh diesem wichtigen Theil der Staatsmacht eine neue und zweckmäßigere Gestaltung. Wir brauchen bei der mächtig emporstrebenden so verjüngten Glorie der Seemacht im gegenwärtigen Augenblicke keine ferneren Belege für das herrliche Gedeihen dieser Maaßregeln hinzuzufügen.

Die russischen Gesetze wurden sämmtlich in einem Zeitraume von zwei Jahren, durch unaufhörliche Kraftanstrengungen, zu einem vollkomme-

nen Systeme geregelt, und vom 23sten April a. St. 1828 an erging der Befehl, eine definitive End-Uebersicht der ganzen Masse zu fördern, um zur Herausgabe des Codex schreiten zu können; auf diese Weise werden nun mannigfaltige Unebenheiten und Anlässe zu juristischen Irrthümern und Mißgriffen gehoben werden.

Am 22sten April a. St. ward das neue umsichtige Censur-Reglement bestätigt und zu gleicher Zeit die Rechte der literarischen Producte gesichert und bestimmt. Im November 1827 erschienen bereits in den Statuten zur Verwaltung der kaiserlichen Theater Vorschriften für diejenigen dramatischen Dichter, welche ihre Erzeugnisse und Uebersetzungen den Theaterdirectionen zur Darstellung überantworten wollen. Die dramatischen Dichtungen zerfallen in fünf Abtheilungen. So genießen die Verfasser oder Uebersetzer der ersten Abtheilung (welche metrische Original-Trauerspiele, Lustspiele in vier Acten, und Compositionen großer Opern in sich greift) den zehnten Theil der Einnahme in beiden Residenzen lebenslänglich; wünscht aber der Dichter sein Erzeugniß für ein bestimmtes Honorar abzutreten, so ist das Maximum für diese erste Classe 4000 Rubel u. s. w.

Bei Gelegenheit der neuen Rekrutirung ward zum ersten Male verordnet, die Hebräer mit einzuschließen, da dieselben diese bürgerliche Verpflichtung bisher nicht getragen hatten.

Im Laufe der Zeit erhielt das Civil-Recht eine Reihe von Verbesserungen und Veränderungen, Bessarabien bekam ein neues, den Localitäten angemessenes Verwaltungs-Reglement, die Kosten der Verwaltung dieses ganzen Districts betragen jährlich 156,945 Silber-Rubel.

Im December 1827 wurden die Steuerverpflichtungen der Kaufmann- und Bürgerschaft der handeltreibenden Bauern und einige Zweige des Gewerbfleißes bedeutend erleichtert.

Die Verwaltung der Griechisch-Unirten Glaubensgenossen bekam eine zweckmäßigere Einrichtung in der Gründung eines besonderen geistlichen Collegiums unter dem Vorsitze des Metropoliten dieser Kirche.

Am 17ten Januar ward der Codex der polnischen Schuldtilgungsbank für äußere und innere Schuldposten des ehemaligen Herzogthums Warschau, so wie auch das Wechselrecht, zum Besten des Handels und des Gewerbfleißes des Zarthums Polen, confirmirt.

II. Finanzen und Handel.

Nach der Angabe des Ministers der Finanzen, beträgt die Summe der Termin- und Rentenschulden Rußlands bis zum ersten Januar 1825, 652,396,012 Rubel 46 Kopeken; die Totalsumme der sich im Umlaufe befindenden Assignaten wird bereits seit einigen Jahren nicht vermehrt und

belief sich auch im Jahre 1827, wie früher, auf 595,776,310 Rubel. Der Umsatz der Leihebanken betrug gegen 200 Millionen und brachte der Krone einen Vortheil von ungefähr zwey Millionen. Der reine Gewinn der Bank und ihrer Comptoire beträgt nach Abzug aller Unkosten 1,608,661 Rubel 28 Kopeken.

Der auswärtige Handel des Jahres 1827 war bedeutender als 1826; die Ausfuhr betrug eine Summe von mehr als 236 Millionen, die Einfuhr dagegen über 108 Millionen; 5314 Schiffe waren in den verschiedenen Häfen Rußlands ein-, und 5309 ausgelaufen. Im Ganzen heben sich Rußlands Industrie und Handel zusehends. Zur Leipziger Ostermesse 1828 wurden zum ersten Male russische Manufactur-Erzeugnisse gesandt und daselbst mit Beifall aufgenommen. Die Maschinen verbreiten sich auf eine unglaublich schnelle Weise in den russischen Fabrikanstalten. Die Seidenweberei in Grusien; — die Einführung der Baumwollspinnereien (welche letztere auch die Herrn Osterried und Bohl bewogen haben, in Moskwa eine eigene Compagnie für die Einrichtung einer filature du Coton zu errichten); — der Handel mit den Ländern jenseits des Caucasus und mit Persien; — die Gründung neuer Handels-Messen zu Tiflis, Sympherpol und an andern Orten (besonders ergiebig für den südrussischen Wollhandel); — die neuen Dampfbote zwischen London

und Petersburg, Odessa und der Krimm; die neuen Diligencen aus Petersburg nach Radziwiloff (275 Rubel-Banco, den ganzen Weg) und Reval, aus Moskwa nach Rasan und Tula — alles zeugt von der emporstrebenden Thätigkeit des gesellschaftlichen Lebens. Beim Departement der Manufacturen ward im Juli 1828 ein Manufactur-Conseil errichtet, wovon eine Abtheilung in Moskwa, und in den Gouvernements-Städten Comitäten errichtet werden sollen.

Wir müssen hier einiger neuer Stiftungen von Gesellschaften in Bezug auf Handel, Industrie und Landwirthschaft erwähnen. Zu Anfang 1828 ward in St. Petersburg eine Ackerbau-Gesellschaft zur practischen Verbesserung mancher Theile der Landwirthschaft gegründet; das Capital derselben besteht aus 2000 Actien, jede zu 250 Rubel.

Im August 1827 ward eine russische Feuerassecuranz-Compagnie errichtet, welche die für Prämien in die Cassen der englischen Capitalisten fließenden Summen künftig im Lande erhalten wird. Der Erfolg hat sich den Unternehmern außerordentlich günstig erwiesen, und die 200 Rubel kostenden Actien waren bereits den 1sten Juni 1828 bis auf 675 Rubel gestiegen.

Die Landwirthschaft-Gesellschaft zu Moskwa beschäftigt sich mit vielem Erfolge sowohl mit ihrer Musterwirthschaft, unter Leitung des ausgezeichnet würdigen Professors Pawloff, dem

Director der blühenden Landwirthschaft = Schule derselben Gesellschaft, wie auch mit der Cultur der amerikanischen Tabakpflanze in Rußland und der Veredlung der vorzüglichsten Getraidearten.

Eine gleiche Gesellschaft bildete sich in den weißreussischen Provinzen.

Die Zucht der Merinos und der englischen langwolligen Schafe gedeihet in Rußland recht wohl. Die Wettrennen in Lebedän, welche manches zur Verbesserung der Pferdezucht beitragen dürften, die Krimmische Gesellschaft zur Veredlung des Weinbaues, die Zeichenschule für Gewerbe und Künste zu Moskwa, und die Bergschule (beide von der Familie Strogonoff gestiftet); das Moskowische Comptoir zur Sichtung der Merinos = Wolle, die Ansiedelung der anhaltischen Auswanderer in der Krimm auf den 48,345 Desätinen betragenden bisherigen Kronländereien in Taurien, welche dem Herzoge von Anhalt = Köthen abgetreten worden sind. — Alles dieses ist gewiß von Wichtigkeit und in fortwährendem Gedeihen.

Die reichen goldhaltigen siberischen Sandlager erregten eine gespannte Aufmerksamkeit durch ihre höchst ergiebigen Resultate, denn im Jahr 1827 wurden aus denselben 282 Pud 6 Solotnik 45 Theile Gold und beinahe 26 Pud Platina (an Gold 50 Pud 14 Solotnik und an Platina 12 Pud 10 Pfund mehr, als im Jahre 1826) gefördert.

A. von Humboldts Reise hat in ihren Ergebnissen die glänzendsten Hoffnungen vom Neuen belebt.

Die große Menge Platina gab Anlaß zu einer neuen 2 Solotnik 41 Theile schweren, drei Silberrubel an Werth enthaltenden, geschmackvollen Platina-Münze von der Größe eines silbernen 25 Kopekenstückes.

Am 27sten Mai desselben Jahres ward für die Schifffahrt der neue Kyrillowsche Canal eröffnet, welcher die Schexna mit dem Kübenskischen See vereinigt und eine bleibende Communication zwischen St. Petersburg und Archangel bezweckt; dieser Canal ward in drei Jahren unter Aufsicht des Majors Fanthof gegraben, und wird, laut Allerhöchsten Rescripts vom 23sten August 1828, zur Erinnerung an die ausgezeichneten Leistungen Seiner Königlichen Hoheit, des Oberverwesers der Wege-Communicationen, dem wir schon manches herrliche Werk verdanken, der „Canal des Herzogs Alexander von Würtemberg“ heißen.

Der Privat-Schiffbau breitet sich mehr und mehr aus. So durchsegeln die soliden Kauffahrer des Commerzienraths W. Brandt in Archangel seit vier Jahren die Meere nach allen Richtungen. Besonders bauet Finnland eine beträchtliche Anzahl von Fahrzeugen und Schiffen seit einigen Jahren mit vielem Erfolge. Gegenwärtig arbeitet man an einem neuen Canal, welcher die Moskwa mit der Wolga vereinigen wird.

III. Wissenschaft und Kunst.

Die Cultur des Volkes ist, gleich dem materiellen Reichthum, der Aufmerksamkeit des Beobachters würdig. Wir führen hiermit aus der ganzen Masse einige statistische Belege und Bemerkungen in diesem Zweige auf.

Laut Rechenschaft der unter der Leitung des Curators A. A. Pißarew sich kräftig entfaltenden Universität zu Moskwa, betrug die Zahl der zu ihrem Lehrbezirk gehörenden Individuen im Jahre 1827 und 28, — 12,443 Lernende; neu eröffnet wurden 1 Kreis-, 3 Pfarr- und 11 Privat-Schulen.

In der Universität zu St. Petersburg befanden sich, mit der dazu gehörigen Pension, 253 Studirende, und im ganzen Lehrbezirke 11,209 Lernende.

Die Universität zu Dorpat, welche am 24sten December 1827 ihr 25jähriges Jubiläum feierte, zählte in ihrem Lehrbezirk gegen 6800 Individuen. Bei derselben ward ein theologisches Seminar zur Bildung von Predigern für die evangelischen Pfarren in den südlichen Colonien im Innern von Rußland errichtet.

Einer Verordnung vom 18ten Februar zufolge wurden in zehn Städten Rußlands Schulen für Kinder der Kanzeleibedienten der Stadtbehörden errichtet, um Leute zu bilden, die zum Ei-

vildienst überhaupt brauchbar sind, und eine Veredelung dieser Klasse zu bezwecken.

Besonders blühen und gedeihen aber fortwährend unter allen Erziehungsanstalten die Institute unter dem Schutze der erhabensten Wohlthäterin der neuen Generationen des unermeßlichen Reiches, Ihrer Majestät der verklärten Kaiserin Mutter Maria Fedorowna. Die unter der directen Leitung der Hochseeligen entstandenen Anstalten können sich, ohne Schmeichelei, den ausgezeichnetsten des gebildeten Europa gleichstellen.

Die kaiserliche Academie der Wissenschaften zu St. Petersburg bekam einen neuen Etat und neue Mittel, ihren Wirkungskreis zu verstärken und auszubreiten. Sie hielt am 29sten December 1827 a. St., an dem Jahrestage ihrer 100jährigen Jubelfeier, ihre öffentliche Jahressitzung.

Nicht minder mußte den Patrioten die Prüfung im St. Petersburgischen Orientalischen Collegium erfreuen, wo die Zöglinge ungewöhnliche Fortschritte darthaten; ein Gleiches ist von dem Examen der Bergcadetten und andern öffentlichen Lehranstalten, welche sämmtlich einen neuen und regen Schwung genommen haben, zu sagen.

In der Academie der Künste fand 1827 eine öffentliche Ausstellung für Malerei und Sculptur statt, wo die Arbeiten unserer ausgezeichnetsten

Künstler, Kyprensky, Worobjeff, Utkin, Brülow, eines glänzenden Erfolgs sich erfreuten, und Krilow, Tschernetzow und einige andere junge Künstler zu großen Hoffnungen berechtigten.

Die wohlthätige Gesellschaft zur Aufmunterung der Künste fuhr fort, der hohen Theilnahme Seiner Majestät, des Kaisers, und der Spenden desselben gewürdigt, wie bisher zu wirken: es wurden im Jahre 1827 verschiedenen Künstlern, so wohl Ehrensold als Jahrgelder, zur Unterstützung und Belohnung über 32,000 Rubel ausgezahlt.

Es wäre unmöglich, die Leistungen des St. Petersburgischen patriotischen Frauenvereins mit Stillschweigen zu übergehen, indem dieses Institut mehrere Schulen in 7 Stadttheilen der nordischen Residenz für 105 Mädchen zu gründen gesonnen ist.

Eine andere bemerkenswerthe Erscheinung ist die Eröffnung der Schule für die Geißeln der asiatischen Völker. Sie ward zu Tiflis am 25sten Juni 1828 unter dem Vorstande des Oberhauptes der in Rußland lebenden Bekenner Mohamets Muschtaid-Aga-Mir-Jeti eröffnet, der seinen eigenen Sohn den Zöglingen als Mitschüler vorstellte; es wird gewiß diese wohlthätige Einrichtung heilsame Folgen für den Culturzustand der Caucasischen Völkerstämme haben.

IV. Philanthropie.

Indem wir unsere Blicke auf einen andern Theil der Wohlfahrt des Staates, der Gesundheit des Volkes und der Sorge für die leidende Menschheit wenden, müssen wir hier zuerst der rastlosen Bemühungen der Freien Oeconomischen Gesellschaft zu St. Petersburg in der Vaccination der Schutzpocken erwähnen, welches auch durch ein Allerhöchstes Rescript vom 5ten December 1827 an den Präsidenten Mordwinow des Dankes des menschenfreundlichen Monarchen gewürdigt ward. Bis zum 1sten Januar 1828 sind seit der Zeit, daß sich die Gesellschaft mit der Einimpfung befaßt hat, in 43 Gouvernements 1,251,375 Kinder von 3698 Vaccinateurs eingeimpft worden.

Die Haupt-Augenheilanstalt zu St. Petersburg machte im Jahre 1827 520 Operationen; 5000 Augen-Kranke erfreuten sich unentgeldlich ihres Rathes und ihrer Unterstützungen; zu Moskwa wurden in der Anstalt für gleichen Zweck 519 Operationen vollzogen und das Uebel bei 4512 Individuen gemildert.

Das Capital der Invaliden, welches von einer eigenen Comität verwaltet wird, bestand am 1sten Januar 1828 in 8,235,001 Rubel 70 Kopeken; im Jahre 1827 wurden 132,700 Rubel an 2582 Individuen vertheilt.

Einem Ukas vom 25sten April 1828 gemäß ist beschlossen, ein großes Krankenhaus auf Was-

silj Ostroff in Petersburg zu erbauen, und zu diesem Behufe, wie auch zur Verbesserung anderer Peterburger Hospitäler, 1,865,000 Rubel assignirt worden.

In Moskwa ward am 13ten Juni 1828 gleichfalls der Grund zu einem aus 450 Betten bestehenden Hospitale für die Stadt gelegt, welches sich bereits bedeutend erhebt.

Das von der Gräfin Scheremetjew zu Moskwa begründete große Hospital theilt fortwährend menschenfreundliche Spenden aus, mit welchen es 1827 gegen 2400 Personen auf verschiedene Weise beglückt hat. Zu unserem Leidwesen haben wir keine genaue Kunde von den beständigen Mitteln und Spenden mildthätiger Stiftungen, bei deren Gründung die Namen russischer Patrioten, Kurakin, Golitzin und so mancher anderer weniger bekannten, aber gewiß nicht minder unvergeßlichen, Wohlthäter, in den Annalen der Menschenliebe auf immer verzeichnet sind. Wir erwähnen hier nur zweier neuer Opfer der Wohlthätigkeit: der Lieutenant S. G. Iwanoff vermachte bei seinem Ende der St. Petersburgschen Philantrophischen Gesellschaft 821,000 Rubel, deren Zinsen im Sinne des Stifters zu mildthätigen Spenden und zur Erziehung von armen Kindern angewendet werden sollen. Dieses Capital bildet eine eigene Summe unter dem Namen „Armenhülfs-Casse „des Herrn Iwanoff.“

Die Friedrichshammschen Kaufleute Nabilkoff brachten der Moskowischen Philantrophischen Gesellschaft mehr als 20,000 Rubel zugleich mit einem Grundstücke zur Anlage eines Krankenhauses dar. Auch ein geringeres Scherflein kann sich oft mit Millionen gleichen.

In Odessa ist ein Orthopädisches Institut begründet worden.

In diesem Sommer erfreute uns zu Moskwa Seine Excellenz, der wirkliche Staatsrath und Ritter von Loder, mit der Eröffnung einer künstlichen Mineralwasser-Heil-Anstalt, nach der Methode des gefeierten Dr. Struve, unter Theilnahme einer eigends zusammen getretenen Gesellschaft. Der glänzendste Erfolg ward der Anstalt zu Theil und berechtigt auch in demselben Sommer die Zukunft zu höchst angenehmen Hoffnungen.

Vom 1sten Januar 1827 bis zum 1sten Januar 1828 sind nach den officiellen Berichten in den Civil-Krankenhäusern im ganzen Reiche behandelt worden 260,308 Kranke, wovon hergestellt wurden 246,025, gestorben 11,993, also ungefähr 20 : 1.

Laut dem Auszug des zu Schlusse des Jahres bei dem heiligen dirigirenden Synod aus den Eparchien eingegangenen Verzeichnissen sind im Laufe des Jahres 1826 orthodox-griechisch-russischer Confession 857,469 männlichen, 787,554 weiblichen Geschlechts geboren, und 606,881 männlichen, 587,756 weiblichen Geschlechts gestorben.

Aus der Uebersicht verschiedener Vorfälle im Laufe des Jahres 1827 im ganzen Reiche erwiesen sich folgende summarische Thatsachen: 17,227 Todesfälle, wovon 14,825 plötzlich gestorben, 1226 Ermordete und 1176 Selbstmörder; — 189 Räubereien; — 11 Mißgeburten. — Feuersbrünste verzehrten 46 Kirchen und Klöster, 1976 Häuser in Städten, 24,375 Bauerhöfe, 28 Getraidemazine, 84 Mühlen, u. s. w.; 3295 Feuersbrünste entstanden durch Unvorsichtigkeit, 192 durch Mordbrand, 166 durch Gewitter. — Ueberschwemmungen und Stürme zerstörten 321 Häuser, 180 Fahrzeuge, und tödteten 3883 Stück Vieh. Die Caucasischen Bäder wurden im Sommer 1827 von 1053 Bädegästen besucht.

V. Verschönerungen der Hauptstädte.

Als Bewohner von Moskwa erwähnen wir hier, daß zur Versorgung der Hauptstadt mit Wasser (einem fühlbaren Mangel) thätige Maßregeln ergriffen worden sind. Das Wasser von Mitischtsch, 7 Werst von Moskwa, wird vermittelst Röhren in den Sucharefffschen Thurm geleitet werden, von welchem aus es in Springbrunnen und Kanälen sich in die Stadt vertheilen wird.

In St. Petersburg waren die aus einem Stücke bestehenden und 50 Fuß hohen Granitsäulen an den Portiken der im Bau begriffenen Isaaks-Cathedrale ein Gegenstand allgemeiner Bewunderung.

Sie bestehen aus röthlichem Granit und sind am Ufer des finnischen Meerbusens zwischen Wiburg und Friedrichshamm im Kirchspiel Pyllhis gehauen. Ihre Höhe übertrifft die der Säulen des Pantheons zu Rom noch um 9 Fuß. Am 20sten März wurde die erste dieser Säulen mit einem sinnigen Mechanismus aufgerichtet. Eine Denkmünze von Platina mit dem Bildnisse des unvergeßlichen Kaisers ward in den Grundstein gelegt.

Ueberhaupt werden beide Residenzen und die vorzüglichsten Städte unsers Kaiserreichs mit neuen Gebäuden in edlem Geschmack fortwährend verschönert. So zeugen bei uns in Moskwa die Boulevards, die Quais der verschiedenen Teiche, die Verbesserung der Straßen, Häuser, und ganze Quartiere neuer grandioser Baumassen von den Bemühungen der Regierung und dem Geschmacke der Bewohner der Stadt. Unter andern ist man jetzt in Moskwa mit dem Ausbau des Palais in der sogenannten deutschen Sloboda, welches zu einer großen Gewerbschule für die Zöglinge des kaiserlichen Erziehungshauses bestimmt ist, beschäftigt.

Im ehemaligen Golowinschen Palais, dessen Bau und Einrichtung mit vieler Umsicht vollendet ist, befindet sich das aus Kostroma hierher versetzte und vermehrte Cadettencorps.

Am 15ten August 1828 ward in Nischnji Nowogorod das Denkmal zum Gedächtniß Minins und Poscharsky's, ein colossaler Obelisk von

Granit, eingeweiht. Am 22sten April ward gleichfalls in Odessa das Denkmal des Herzogs von Richelieu errichtet. Martos ist der Bildner dieser beiden Monumente, den Zeugen der Dankbarkeit des russischen Volkes. Er ist gegenwärtig mit dem Denkmale Lomonossow's beschäftigt, welches in Archanglsk nach einem sehr schönen Modell errichtet werden soll.

So hat auch unser großer Künstler die Bildhauer-Ornemente zum Museum Rumänzow gefertigt. Diesen Namen führen zwei Gebäude, welche, dem letzten Willen des verstorbenen Reichskanzlers Grafen N. P. Rumänzow gemäß, als Eigenthum des Ministeriums der Volksaufklärung mit der Bedingung betrachtet werden sollen, daß sie, nebst den dazu gehörigen Plätzen und sämmtlichen Einnahmen für selbige, nie zu etwas Anderm, als dem Unterhalte und Zuwachse dieses Museums, das zum allgemeinen Gebrauch mit seiner Bibliothek und der kostbaren, unvergleichlichen Sammlung russischer Manuscripte offen steht, angewendet werden.

VI. Literatur.

Von den nicht zu erschöpfenden Gegenständen öffentlichen Lebens richten wir unsere Aufmerksamkeit auf die Literatur.

Eine allgemeine Uebersicht der russischen Bibliographie ist bisher noch immer mißlich zu veranstalten gewesen. Einsender dieses hat für die erste

Hälfte 1827 eine flüchtige getreue, vielleicht aber zu detaillirte Skizze im Tübinger Literaturblatte geliefert, die Fortsetzungen werden auch zu ihrer Zeit erscheinen, indem eine solche Darstellung größere Umsicht und Arbeit bei den zerstreueten Materialien, mit eigener Prüfung verbunden, erheischt, als sie im Ganzen eigentlich darthun dürften.

Um indessen einen vorläufigen und genügenden Beweis zu führen, welchen mächtigen Einfluß Germaniens ausgezeichnetste Coryphеen auf die russische Literatur auszuüben begonnen haben, deuten wir hiemit mit flüchtigen Zügen einige Erscheinungen derselben an, welches das beste Mittel zur Würdigung beider Theile ausweisen dürfte.

Den unsterblichen Dichterfürsten Goethe hat unser tiefer Schukowskji bekanntlich zuerst, Beider würdig, in die Hallen der Musen Rutheniens eingeführt. Außerdem sind bis jetzt übersetzt: Götz von Berlichingen, vom geist- und kenntnißreichen Pogodin; befindet sich noch im Druck. — Egmont, vom sinnigen Roschalin, jetzt in Dresden, und daher, so viel uns bekannt, dem Drucke noch nicht übergeben. Von ihm gleichfalls eine neue Uebersetzung des Werthers, da die alte nicht geachtet werden kann. Künstlers Erdenwallen und Apotheose, und Fragmente aus Faust, namentlich der „Monolog in Wald und Höhle, die Scene „mit Wagner“ und „Gretchens Lied“, vom leider zu früh verstorbenen gemüthlichen Wenewitinoff,

einem jungen hoffnungsvollen Dichter, der als feuriger Verehrer Goethe's nicht ermangelt hätte, den genialen Faust des Originals würdig, ins Russische zu übertragen.

Der witzige und unglückliche Gribojedoff hat das Vorspiel zum Faust, Director, Theaterdichter und lustige Person, ganz übersetzt.

Einzelne Bruchstücke aus Wilhelm Meister und aus Dichtung und Wahrheit sind in verschiedenen Zeitschriften erschienen.

Uebrigens bleibt es den russischen Dichtern, besonders des Materiellen der noch umzubildenden Sprache wegen, immer eine höchst wichtige Aufgabe, irgend ein Erzeugniß aus der Feder des Dichterfürsten, besonders in Versen, zu übertragen; allein sie erkennen unbedingt seine ganze Größe. Es erscheinet eine stets wachsende Anzahl seiner kleinern einzelnen Dichtungen fortwährend in Zeitschriften und Almanachen. Eins der neuern Producte über Göthe ist des (sich gegenwärtig in Italien befindenden) Schewireffs geistreiche Deutung der Helena. Mit inniger Erkenntlichkeit empfingen Rußlands Literatoren den herrlichen, durch jene Deutung veranlaßten „Lehrbrief" des großen Meisters, vom 1sten Mai, an den Referenten dieses, welcher auch das theuere inhaltschwere Schreiben im Orginal und in der Uebersetzung (im Juni-Hefte des Moskowischen Boten für 1828) dem gebildeten Publicum darbrachte. Die herrlichen Worte des Mei-

sters, seine zarte Würdigung unsers Osten, die tiefe Gemüthlichkeit der weisen Lehren, wurden mit dem innigsten Danke aufgenommen, und gewiß werden sie neue Blüthen tragen, die des Unsterblichen nicht unwürdig seyn können, denn was er säet muß auch Seiner würdig seyn!

Wenden wir uns nun zum gefeierten Tiek. Von seinen Schriften sind neuerdings sehr glücklich ins Russische übertragen: Phantasie über die Kunst (vom genialen Schewireff im Verein mit Titow und Melgunoff) und einige seiner Novellen, als die Bilder im Sohne des Vaterlandes; Pietro Apone im Moskowischen Boten; — der Gelehrte und mehrere seiner neuesten Erzählungen im Athenäum. Ferner ein Fragment aus Sternbald's Wanderungen. Schukowskji hat uns in seiner Reise, aus welcher der gehaltvolle Telegraph 1827 Verschiedenes mittheilte, so zu sagen persönlich mit Tieks höhrer Individualität befreundet. Er hat uns eigentlich zuerst Tiek als den tiefsten Kunstkenner Shakespears vorgeführt. Mit gleicher Würdigung spricht er von der ausgezeichneten Declamation Tieks.

Die ausgezeichnetste Achtung zollt Rußland den Verdiensten des geistreichen A. W. Schlegel. Indessen fand die Anerkennung seiner großen Verdienste eigentlich bloß durch Tradition oder in der Orginalsprache statt, denn bisher haben wir uns keiner vollkommenen Uebersetzung seiner Werke er-

freuet, aber Schlegels Vorlesungen über Shakespeare nicht zu kennen, wäre kein geringer Makel für einen russischen Literator. Jetzt sind auch die Vorlesungen in der Uebersetzung erschienen und mit Beifall aufgenommen worden. A. W. Schlegel genießt mit allen europäischen Kunstrichtern den Vorzug besonders geschätzt zu werden; er hat dem auch hier ausgebrochenen Zweispalt zwischen Klassicismus und Romantismus die gehörige Beleuchtung verliehen. Ein jeder junger Russe, der auf Bildung Anspruch macht, studirt ihn; in der neuesten Kritik ist er unser strahlendes Vorbild; sein Tiefsinn, seine Klarheit, haben ihm in der sich entwickelnden literarischen Blüthenperiode unserer Aesthetik den Ehrenkranz der Mitwelt erworben.

Doch wir kehren nach dieser Andeutung zum eigentlichen Gegenstande unserer Skizze, zu Rußland selbst, zurück. Man ersieht aus dem Ganzen, daß in der russischen Literatur sich eine rege inhaltvolle Thätigkeit offenbart. Die periodischen Zeitschriften vermehren sich zusehends. So werden mit dem Jahre 1830 neu erscheinen: der Nordische Mercur zu St. Petersburg, eine belletristische Literaturzeitung, und andere wissenschaftliche Zeitschriften, wovon künftig ein Mehreres. Unter den bestehenden zeichnen sich vorzüglich aus der Telegraph, der Moskowische Bote und die Petersburger Nordische Biene. Uebrigens ist Moskwas literarischer Himmelsstrich productiver als

jener der Petropolis, wo das Leben, bedingt durch das Zusammenfließen alles Wichtigen, sich mehr nach Außen gestalten muß. — Die erste höhre Literatur übergehen wir als für eine leichte Skizze zu gewichtig, um sie ein anderes Mal zu betrachten.

Auch in den typographischen Details wird eine große Vervollkommnung immer sichtbarer.

Oeffentliche Vergnügungen.

So sehen wir zuletzt in den Vergnügungen selbst Geschmack und Verfeinerung mehr und mehr sich ausbilden. Die Liebe zur Musik hat sich, von den feinsten Cirkeln aus, mächtig verbreitet. In St. Petersburg wurden im vergangenen Winter zwei musikalische Gesellschaften gebildet. Die Concerte der vergangenen Winter von 1828 und 1829 hatten in Moskwa keinen ausgezeichneten Character, übrigens wurden sie — trotz dem Eigendünkel mehrerer sehr mittelmäßiger Künstler, die eben sowohl ihre Einlaßbillete zu zehn Rubel bestimmten, als die ersten Virtuosen — doch fleißig besucht. Die merkenswertheften Concerte gaben: die geschmackvolle Frau von Scymanowsky, die Gebrüder Schulz, der vortreffliche Violinspieler Behm aus St. Petersburg, die fertige Clavierspielerin Agathe Gedicke, der wackere Eckström und Lemoch, die Sängerin Rosa von Blandow. Einige classische Musikabende des genialen Joseph Genischta bekränzten den spär-

lichen Cyclus. Unser talentvolle Field drohte uns mit seiner Abreise, ist aber jetzt noch unser, und wird es vermuthlich auch immer bleiben; daß er uns kein einziges Tonfest gab, können wir ihm nicht verzeihen!

Ab- und zukommende Züge von allerlei Streifereien zum sogenannten Vergnügen des Publikums und zu ihrem eigenen Vortheil, als einige werthlose Cosmoramas, verursachten keine große Diversion in die Langeweile eines nach Neuigkeiten dieser Art haschenden Publikums. In Petersburg ist die französische Schaubühne bedeutend verbessert und eine neue italienische Truppe engagirt worden, die deutschen Schauspieler für das neu zu eröffnende Theater in Moskwa, eine Privatunternehmung, sind in diesen Tagen angekommen, die französischen vegetiren in Vaudevillen und kleinen Lustspielen leidlich fort.

Die russische Dramaturgie, welche seit einigen Jahren erst ihr Haupt empor zu richten sich erdreistete, hat bedeutende Gaben gebracht. Bemerkungswerth ist, daß dieselben besonders von dem Verstande der Theaterwelt ausgingen, und vielleicht dadurch Fremdlingen das Gelingen erschwerten, ohne es zu wollen. Der unermüdliche Fürst Schachowsky, der humane und geistreiche Theaterdirector Kakoschkin, der witzige Sagoskin haben die Bühne mit interessanten Neuigkeiten bereichert, worunter dessen letztere, adeliches Lieb-

habertheater, als Orginalcomödie vielen Beifall fand. Besondere Epoche machte die große Zauberoper, Twerdowskji, ein polnischer Faust, die Musik vom genialen Musikdirector Werstowskji, Text von Sagoskin, welche am 24sten Mai als erstes russisches Erzeugniß der Art die gehegte Erwartung gewiß befriedigte, obgleich sie als Kunstproduct auf keine unbedingte Critik Anspruch machen dürfte, dessen ungeachtet aber eine bedeutend erfreuliche Erscheinung ist und bleibt. Mit innigem Bedauern erwähnen wir aber doch immer des 1828 verstorbenen noch jungen Theaterdichters Alexander Pißarew, dem glücklichen, mit ausgezeichnetem Talente für Witz und Satyre begabten, Bearbeiter der Blüthen des franz. Vaudeville.

* * *

Indem wir auf diese Weise uns bestrebt haben, in vorliegenden Umrissen einige entferntere interessante Ergebnisse, gleich den Hauptpuncten eines colossalen Panorama's darzustellen, können wir nicht umhin, für dieses Mal unsere Forderungen zu entschuldigen, die uns nicht erlauben, eine größere und bedeutendere Skizze des geistigen Lebens und der merkwürdigsten Ereignisse in Natur und Kunst unseres Vaterlandes zu geben: wir hoffen aber, daß diese Zeilen, wie sie sind, Anknüpfungspuncte darbieten, deren einfachen Faden wir in der Folge öfters, um so zweckmäßiger, fortspinnen könnten,

als bemerkenswerthe Einzelnheiten sich in kleinen Abschnitten von beschränkten und nicht so sehr umsichgreifenden durchaus frischen Correspondenz-Nachrichten, füglicher und befriedigender für ein theilnehmendes Publikum darstellen lassen. Uebrigens schließt Referent mit der Versicherung, daß nichts Wissenswerthes von Wichtigkeit ohne Andeutung übergangen und der lautern Wahrheit auf keine Weise der mindeste Eintrag gethan werden soll, indem Rußland, nach jeder Richtung sich entfaltend, wahrlich keiner optischen Spiegelbilder bedarf, um sich der Bewunderung der europäischen Mitwelt und ihrer Zeitgenossen in eigenthümlicher Kraft und Würde darzustellen.

Moskau, Januar 1830.

Gedicht auf den Tod des Professors von Lenz.

Vom Collegienrath Prof. J. V. v. Francke.

Professor Lenz, in kirchlichen Angelegenheiten nach St. Petersburg gereist, starb daselbst, und seine Leiche wurde nach Dorpat geführt, wo Collegen, Zuhörer und viele Verehrer und Freunde die Bestattung mit großer Theilnahme begingen. Schreiber dieses gehört zu denen, welchen der Verewigte nicht persönlich bekannt gewesen ist, daß dieser aber

ausgezeichnete Eigenschaften des Geistes und Herzens besessen haben müsse, ergiebt sich aus den Zeugnissen, die ihm, dem Todten, so allgemein gegeben wurden. Eines der schönsten dieser Zeugnisse ist wohl folgendes Gedicht des Herrn Collegienraths v. Francke, das wir daher dieser Zeitschrift einverleiben.

Mortem immaturam Theophili Eduardi Lenzii S. S. Theologiae Doctoris et Professoris P. O. Collegae maxime desiderati, defuncti A. D. XIX. Kal. Jan. A. MDCCCXXX. lugent Professores Dorpartenses, interprete Joanne Valentino Franckio.

Absentem eripuit nobis mors ferrea iniquo
consumptum, heu! morbo tabificoque virum,
quo non candidior fuit unquam aut carior ullus,
nec magis insignis vel pietate animi
sancti vel mitis placida dulcedine vitae
vel suavi eloquio, vim celebrante dei
aeternam, populoque viam monstrante salutis,
tradendave aliis, qua fuit arte bonus.
Conticuit tua nunc, Lenzi, vox mellea templis,
nobile adhuc gnavae quae fuerat specimen
usque juventuti, cui erant caelestia curae,
te monitore usae teque duce eximio.
Tu patriae dederas propriae virtutis alumnos,
facundique oris mentis et ingenuae.
Praecones illi dederas mortalium amoris
divini similes plusve minusve tui.
At tibi cedebant ultro et te principem habebant,
te veriti cuncti jure suo et merito,

quotquot erant nostri pelagi felicibus oris
participes laudis discipuli, memores
grata mente viri, quo nunc orbata queruntur
afflictae patriae publica sacra, sacri.
Vos quoque, honorifici consortes muneris, una
acciti nuper Caesaris imperio
Petropolin formae melius rerum statuendae
sacrarum, vestros additis, ah! gemitus.
Jam carituri estis, socii, praestantis amici
consiliis, sapiens quae dabat ingenium.
Quo simul advenit, cruciantur membra dolore,
nec tamen aegrotus difficili refugit
impiger ille labore, sacerque orator et illic
prodit et excipitur laudibus hic solitis.
Ingens turba aderat, pendens a voce canora
mulcentis fando pectora dura quoque.
Mox vero ut crevit morbi vis, fata morantur
assidue natae dira foventque patrem.
Deinde ubi corripitur binarum etiam altera morbo,
alterius mater sustinet ipsa vices.
Sollicitam arcuerat remanentem hanc cura tenelli
filioli, nondum quum comitata virum
absentis subito jam comperit exitiosum
conjugis egregii pallida facta malum.
Haud mora; festinat: frustra; nam fata maritum
in carae exstinguunt conjugis atra sinu.
Jam veniet vectura uxor pro conjuge vivo
exanime huc corpus squalida ad exsequias.
Jam veniet, cives; lacrimas effundite obortas;
dignus erat luctu Lenzius insolito.
At caelum ingressa est, terris mature relictis,
aetheriasque domos nescia mens obitus,
haerebitque oculis vultus frontisque serenae
effigies linguae et blandus in aure sonus.

Colloquia haerebunt urbana hilaresque lepores
ac pietas nulla turbida tristitia.
Haerebunt monita et praecepta salubria mentis
purae et constantis. Sit tibi terra levis.

Der Moritzholm.

(Vorgelesen in der Sitzung der Kurl. Gesellsch. f. L. u. K. am 2ten Oktober 1829.)

Nimm mich auf in deine heil'gen Schatten,
Süßes Eiland! Laß mich zu dir flieh'n!
Hier, wo Kraft und Lieblichkeit sich gatten,
Frühlingsblumen unter Eichen blüh'n,
Wo auf seeumspühlten Wiesenmatten,
Noch des Abends letzte Strahlen glüh'n,
Tönt im Liede, das uns Philomele
Flötet, süße Schwermuth in die Seele.

Und sie schwebt auf leichten Aetherflügeln
Hin zu Tagen der Vergangenheit,
Sich in ihrem Thatenglanz zu spiegeln,
Dem der Enkel eine Thräne weiht,
Sich das Buch der Vorwelt zu entsiegeln,
Und zu längst entschwund'ner Seligkeit
Einmal glücklich noch zurückzuschwärmen,
Und an ihrer Gluth das Herz zu wärmen.

Und ein Genius aus jenen Tagen,
Der verklärt mich hier vielleicht umschwebt,
Wird die Thräne hin zum Aether tragen,
Daß sie dort im Sternenglanze bebt;
Wird die längst verklung'nen Heldensagen,
Daß sie Dichtung wieder neu belebt,
Auf des Abends rosenhellen Schwingen
Freundlich mir vor meine Seele bringen.

O! umschwebt mich, trauliche Gestalten,
Die ihr hier im Ulmenschatten wohnt!
Denn ich fühle hier eu'r freundlich Walten,
Wenn ihr gleich am Sternenhimmel thront;
Ich versuch' es, euch hier festzuhalten,
Daß ihr Liebe mir mit Liebe lohnt,
Wenn ihr eu'ren Himmelshöh'n entstiegen,
Euch hier im Erinnrungstraum zu wiegen.

Ja! ich seh' gleich silberweißen Schwänen
Euch herabzieh'n von des Himmels Blau,
Sehe euch auf wolkengleichen Kähnen
Aufsteh'n aus des Seees ew'gem Thau;
Ach! Es füllt mein Herz ein innig Sehnen
Nach des Himmels golddurchwirktem Bau,
Und von süßer Ahnung angewehet,
Fühl' ich über mich mich selbst erhöhet.

Froh begeistert greif' ich in die Leier,
Und entlock' ihr einen süßen Klang,
Der auf Zephyrs Flügeln durch den Schleier
Leichter Wolken auf zum Himmel drang,
Und es tönt schon mächtiger und freier
Aus dem vollen Herzen mein Gesang:
Wie es tief im innern mir erklungen,
Ist es aus dem Herzen mir gedrungen.

Doch ein Name leuchtet mir vor allen,
Und ihn tönen meine Lippen nach;
Hier, wo jetzt nur Vogellieder schallen,
Rief der Name einst das Echo wach.
Wenn die unsrigen auch bald verhallen,
Nennen ihn Jahrhunderte noch nach:
Moritz's Ruhm wird noch hinübertönen
Unentweiht bis zu den Enkelsöhnen.

Hier, wo sich der See mit sanftem Krümmen
Schmeichelnd an das schöne Eiland schmiegt,
Stürztest du hinunter, und im Schwimmen,
Von der dunkelblauen Fluth gewiegt,
Sahst du fast des Lebens Stern verglimmen,
Doch wie Sturmwind über Wellen fliegt,
Wenn Gewitterwolken aufgezogen,
Theiltest du mit mächt'gem Arm die Wogen.

Schweigend trugen sie dich fort, gelinde
Spühlten sie dich an den Blumenstrand,
Dort, wo damals schon die Wunderlinde,
Achtzehnstämmig, hoch und schattend stand:
Viele brachen rings im mächt'gen Winde,
Sie verschonten Sturm und Menschenhand,
Fürchteten des nahen Sees Najade
Und des schönen Baums Hamadriade. —

Aber sieh! Der klaren Fluth entsteiget
Dort ein Weib, wie's nie mein Auge sah,
Und die holde Lichtgestalt sie neiget
Sich zu mir, und steht mir lächelnd nah',
Blickt mit feuchtem Aug' umher, und zeiget,
Liebeathmend wie einst Cypria,
Auf die Leier, die in ihrer Linken
Sanft begann zu beben und zu blinken.

„Singe nicht," sprach sie in holden Tönen,
„Singe nicht die ferne Heldenzeit!
„Ihre Thaten würdig zu verschönen,
„Haben dich die Götter nicht geweiht;
„Opfere des Herzens heiße Thränen,
„Opfere sie der Vergangenheit,
„Denn der Helden große Thaten ehren
„Würdig wohl des Jünglings Wonnezähren."

„Die Geschichte nennt den großen Namen,
„Marmormonumente nennen ihn,
„Und der Liebe ew'ger Perlenrahmen
„Muß aus Enkelsthränen ihm erblüh'n;
„Was ihm auch im Lauf die Zeiten nahmen,
„Wie sie schnell an uns vorüberzieh'n,
„Ewig lebt der Held, sein schön'res Leben
„Kann dem Aug' der Nachwelt nie verschweben."

„Und nur hohe Dichter dürfen singen,
„Was die Helden groß und schön gethan,
„Dürfen auf den reinen Aetherschwingen
„Reicher Phantasie die Sternenbahn
„Auf zum Tempel ew'gen Ruhmes dringen,
„Daß sie Lorbeerkränze dort empfah'n,
„Daß sie, selbst unsterblich, in den Tönen
„Thaten ew'ger Helden noch verschönen."

„Aber nimm zum Trost in trüber Stunde,
„Diese Leier nimm aus meiner Hand,
„Daß sie dich in ew'gem Liebesbunde
„Treu begleite durch dies düst're Land;
„Stets ertöne nur aus deinem Munde
„Liebe, die dein volles Herz empfand,
„Liebe, die vom Himmel dir geworden,
„Töne in harmonischen Accorden!" —

Wonnevoll sink' ich zu ihren Füßen,
Da erklingen in der starren Hand
Hell die Saiten, in der Luft zerfließen
Süße Laute, mir noch unbekannt,
Wie wenn Engel sich in Eden grüßen,
Sanft umschlungen von der Liebe Band,
Wenn in nie gestörten Harmonieen
Seraphsklänge durch die Himmel ziehen. —

Nimm mich auf in deine heil'gen Schatten.
Süßes Eiland! laß mich zu dir flieh'n!
Hier, wo Kraft und Lieblichkeit ſich gatten,
Frühlingsblumen unter Eichen blüh'n,
Hier laß mich, wenn auf den Wieſenmatten
Meiner letzten Sonne Strahlen glüh'n,
Laß mich hier zu einem ſchönern Leben
Froh und frei vergehen und verſchweben! —

Otto von Rutenberg,
Inſtanzgerichts-Aſſeſſor zu Mitau.

Ueberſetzung drei auserleſener Oden des Horaz nach den Sylbenmaßen der Urſchrift *).

An den Aſinius Pollio.
(II. 1.)

Unruhen frecher Bürger beſingſt Du ſeit
Conſul Metellus, ſingeſt die Gründe des
Kriegs, ſeine Fehler, und Fortuna's
Schreckliches Spiel bei dem Bund der Fürſten,

Und wie das Schwert, noch roth von dem Bruderblut,
Neu trieft vom Blute. Werk der Gefahr und Müh'!
Du wandelſt, Freund! auf ſtiller Aſche.
Welche, Dich täuſchend, die Gluth bedecket.

---

*) Zur Rechtfertigung, daß ich nach einem Voß, Ramler u. ſ. w. dieſe Jugendarbeit öffentlich bekannt zu machen wage, führe ich nichts weiter an, als das Horaziſche: Vixi! — So wünſche ich denn auch ein Theilchen meiner Lebenswonne bei Leſung und Nachbildung mehrerer Geſänge des unſterblichen Römers auf Andere zu übertragen.

Anm. des Verfaſſers.

Mag Rom die düst're Muse des Trauerspiels
Auch jetzt nicht schauen: wenn Du den Bürgerkrieg
Uns treu besungen, wirst Du wieder
Schreiten zum Werk auf der Griechen Bühne,

O! mächt'ger Schirm den armen Verklageten,
Und der die Meinung fragenden Curia,
Der Du den ew'gen Kranz im Siege
Ueber Dalmatia Dir errangest!

Schon trifft mein Ohr das drohende Tönen des
Kriegshorns, es schmettert rauher Drommeten Klang:
Schon schreckt der Glanz der Waffen flücht'ge
Rosse, der muthigen Reiter Antlitz.

Schon glaubt mein Blick zu schauen die würdigen
Feldherrn, bedeckt mit rühmlichem Staub des Kampfs,
Und wie der ganze Weltkreis zittert,
Außer dem rauhen Gemüthe Cato's.

Juno, — vereint mit jeglichem Gotte, der
Huldreich dem Afer lächelt, und sonder Macht,
Sein Land zu rächen, jüngst entwich, — sie
Brachte Jugurtha des Siegers Enkel

Als Todtenopfer. Jedes Gefilde düngt
Herzblut der Römer, jedes Gefilde zeugt
Mit tausend Gräbern von der Schlacht, dem
Sturze des Reichs, der den Parther schrecket!

Vom thränenwerthen Kriege verkünden die
Bergström' und Flüsse, jegliches Meer befleckt
Grausamer Mord der Bürger Roma's!
Welche der Küsten ist rein von Blute? —

Doch, freche Muse! banne die Scherze nicht,
Weih' Dich der bangen Nänie Ceos nicht:
Mit mir in Venus kühler Grotte
Stimme mit sanfterem Hauch ein Lied an. —

An den Crispus Saluſtius.

(II. 2.)

Silber hat nicht Glanz, das der Schoos der Erde
Gierig birget, Du, der des Goldes Barren
Haſſet, Freund Salluſt! wenn es nicht zum weiſen
Nutzen erglänzet.

In der Nachwelt lebt Proculejus, deſſen
Herz dem Vater gleich für die Brüder ſorget:
Ihn erhebet dann mit den ewig ſtarken
Schwingen der Nachruhm.

Reicher biſt Du, wenn Du die Gier des Geiſtes
Zähmſt, als wenn Du Lybia mit dem fernen
Gades Dir vereinſt, und die beiden Poener
Einem gehorchen;

Denn es wächſt die Sucht, die ſich ſelber nachſieht,
Stillet nicht den brennenden Durſt, wenn nicht des
Uebels Stoff, das Waſſer, dem weißen, ſchwachen
Körper entfliehet.

Wenn Phraates wieder beſteiget Cyrus
Thron, ſo zählt die Tugend, getrennt vom Pöbel,
Ihn zur Schaar der Seligen nicht, entwöhnt das
Volk von den falſchen

Reden, ihm allein den verdienten Lorbeer,
Ihm die ſich're Krone des Herrſchers reichend,
Der mit kaltem Blick auf den Haufen feiler
Münze hinabſchaut. —

An den Dellius.

(II. 3.)

Gleichmuth bewahr' in düsteren Tagen des
Lebens, bewahre, wenn Dir Fortuna lacht,
Weisheit, damit Du nicht zu frecher
Freude Dich weihest, Du stirbst ja, Theurer!

Mag nun Dein Leben fließen in Gram dahin,
Mag Dich, im heitern Plätzchen des Wiesengrunds
Am Feiertag gelagert, stärken
Wein aus dem Fäßchen im hintern Keller.

Dort, wo der weißen Pappel und Fichte Stamm
Mit Schwesterschatten einet der Zweige Grün,
Und hurtig mit dem schrägen Bächlein
Eilet die Welle zum Thal hinunter:

Dort bringe Wein und Salben, den lieblichen
Straus allzu flücht'ger Rosen des Lenzes hin,
Weil diese Wonne Jugend und der
Dunkele Faden der Schwestern gönnen.

Aus angekauften Triften, dem prächtigen
Wohnhaus der Villa, welche der gelbliche
Tibris bespült, entweichst Du, frohen
Erben gethürmete Schätze lassend;

Denn ob des alten Inachus Sproß und reich
Du bist, und ob Du dürftig, vom niedersten
Volksstamme, lebst, — Du bleibest stets ein
Opfer des nimmer erbarmenden Orcus.

Wir Alle wandeln einst zu dem Schattenreich:
Uns Allen springt ja früher und später das
Loos aus der Urne, das auf ewig
Uns in den Nachen des Todes bannet. —

Ferdinand v. Rutenberg,
Ritterschafts-Actuarius zu Mitau.

Die Quatember.

Band II. Heft IV.

I.
Naturwissenschaftliches.

(An den Herausgeber.)

Ihrem Wunsche gemäß, erhalten Sie beigehend, zur Aufnahme in Ihre interessanten Quatember, einige flüchtige Bemerkungen über den Muschelkalk, von Popilani in Lithauen; ich bin aber gerade jetzt so sehr beschäftigt, daß ich keine Zeit finde, Ihnen meine Bemerkungen ausführlicher mitzutheilen; doch müßte dies, meine ich, Ihnen gerade recht seyn, weil sie Ihren Quatembern weniger Platz wegnehmen, den Sie passendern Arbeiten bestimmt.

Einige geognostische Bemerkungen über den Muschelkalk in Popilani.

Zu einer eben so merkwürdigen, als wenig ausgebreiteten Flözbildung, gehört der Muschelkalk von Popilani, am rechten Windauufer in Lithauen, etwa 7 Meilen von der Gränze Kurlands; er zeigt, als ganz einzeln dastehende Formation so viele Eigenthümlichkeiten, daß er schon deshalb früher eine größere Berücksichtigung der Naturforscher verdient hätte; wenn Jemand daher eine verwandte, ihn fortsetzende Formation in Kurland oder selbst in

Lithauen entdecken würde, so könnte dies zur gehörigen Beurtheilung des Alters jenes Muschelkalksteins nicht anders als von der größten Wichtigkeit seyn.

Mir ist es nicht gelungen, bei meinen wiederholten Reisen durch jene beiden Provinzen irgend wo eine verwandte Flözbildung aufzufinden, und wenn gleich das reiche, in mancher Hinsicht sehr interessante, Provinzialmuseum in Mitau einige angeblich aus Nigranden in Kurland herrührende Stücke desselben Muschelkalks besitzt, so können sie nach meiner Meinung nur als zufällige Gerölle betrachtet werden, die dort vom Windaustrome angeschwemmt wurden. Bei meiner, im verflossenen Sommer in Popilani angestellten Untersuchung (schon vor 2 Jahren hatte ich eine ähnliche Ausflucht dorthin gemacht), nahm ich vorzüglich auf das Windauufer in Kurland, von der lithauischen Gränze bis nach Nigranden, Rücksicht, und fand nirgends jenen Muschelkalk am Ufer anstehend, aber wohl hin und wieder, zuweilen sehr große, Gerölle desselben, die nur von Popilani herrühren konnten, da sie, mit andern Granit- oder Kalktrümmern, lose im Sande der beiden Ufer umher lagen, und offenbar im Frühjahr vom starken Strome der Windau, die alsdann weit über ihre Ufer tritt, hiehergeführt seyn mußten. Selbst nicht bei Wiekozen, das nur 3 Meilen von Popilani entfernt ist, findet sich an der Windau diese merkwürdige Formation, obgleich auch hier überall ihre Trümmer als Gerölle umher liegen.

Beim Flecken Popilani dagegen steht jener Muschelkalk am rechten Windauufer zu Tage an; die dortigen Bergkuppen der Lehmbildung erheben sich etwa 5 — 6 Faden über den Wasserspiegel des Flusses, und erscheinen an manchen Stellen sehr abgerissen und schroff. So zeigt sich das hohe Windauufer dicht unter dem Hofe Popilani, zwischen den beiden Brücken, die man wegen des Kanalbaues über den Fluß geschlagen hat, der großen Schleuse, die hier angelegt wird, schräg gegenüber. Die vielen unterirdischen Quellen des Flußbettes, die dem Schleusenbau so große Hinderniße in den Weg legen, erforderten dort die Anlage von mehrern großen Pumpen, die, Tag und Nacht von Pferden in Bewegung gesetzt, das zuströmende Wasser auspumpen müssen, damit die Arbeiten gehörig fortgesetzt werden können.

Etwa anderthalb Faden über dem Windauufer, das hier überall aus einem braunrothen, von Eisen stark gefärbten, sandigen *) Lehm besteht, zeigt sich

*) Wegen dieser sandigen Beimischung scheint der Lehm, den man zur Bereitung des hydraulischen Mörtels beim Schleusenbau nimmt, so untauglich zu seyn, daß dieser Mörtel in kurzer Zeit zerfällt, und dadurch zur Anwendung ganz unbrauchbar wird; man müßte daher, um einen guten Mörtel zu erhalten, den Lehm aus einer weit entlegenern Gegend kommen lassen, weil er hier überall diese sandige Beimischung zu enthalten scheint.

eine ganz horizontale, kaum einen Fuß mächtige Muschelkalkschicht, meist grau von Farbe, und von braunen Kalkspathdrusen durchsetzt, zu denen sich seltene Schwefelkiesdrusen gesellen. Zuweilen wird der Muschelkalk von einem sehr festen Thoneisenstein verdrängt, der ihn in sich aufnimmt, die vorherrschende Masse bildet, und einzelne Muscheln derselben Art enthält, so daß man schon daraus auf eine gleichzeitige Bildung beider Massen, des Muschelkalks sowohl als auch des Thoneisensteins, schließen muß.

Der Muschelkalk wird aber tiefer unten sehr weich, erscheint lehmartig, durch Aufnahme von vielen Thontheilen, oder stellt sich als einen hochbraunrothen Eisensand dar, der alsdann nur Quarzkörner, ohne alle kalkige Beimischung, enthält, und meist lose, ohne Muscheln erscheint; wo er aber lehmigt wird, ballt er leicht zusammen, und wird so fest, daß er stark zusammenhält und viele Muscheltrümmer aufnimmt. Dies sind aber immer dieselben Arten, wie sie bisher nur in ältern *) Gebirgsbildungen vorkamen; so Belemniten, Ammoniten,

*) Auf eine ähnliche Art finden sich Gryphiten, Ammoniten, Spiriferen, Belemniten, in den jüngsten Kalkschichten der Dauphinée; s. Ueber das relative Alter der Gebirgszüge, Auszug eines Schreibens von Herrn Elie de Beaumont an Herrn Alex. v. Humboldt, in Poggend. Annalen der Phys. und Chem. 1830. I. Heft S. 20.

Terebratuliten u. v. a., während die ganze Formation sehr neuern Ursprungs zu seyn scheint.

Nach oben deckt meist eine graue, glimmerreiche Mergelerde diese horizontalen Kalkschichten, die selbst aus einem zerstörten Urgebirge entstanden seyn muß, da sie so viele Glimmerschüppchen enthält; sie ist ebenfalls stark von Eisenoxyd gefärbt, und hält oft sehr fest zusammen, so daß sie als Steinmasse erscheint, während sie sonst erdigloſe zu seyn pflegt. Nächst dem vorherrschenden Thongehalte, der sie auszeichnet, besitzt sie auch Kalktheile, da sie mit Säuren braust; doch scheinen auch Quarzkörner, die ihr einzeln beigemischt sind, nicht zu fehlen.

Der Thoneisenstein ist ziemlich schwer, stark eisenhaltig und bildet oft große Kugelmassen, die von einer sandigen, braunrothen, also ebenfalls eisenhaltigen Rinde überzogen sind; auch er braust etwas mit Säuren und verräth so seinen Kalkgehalt, wiewohl sein Thongehalt vorzüglich ausgezeichnet ist, da er beim Anhauchen einen starken Thongeruch verbreitet.

Oft liegen viele dieser Thoneisennieren, die inwendig dieselben Versteinerungen, wie der Muschelkalk, führen, und auswendig immer von derselben weichen, leicht abfallenden Eisenerde bedeckt werden, in denselben Schichten, die der Kalkstein bildet, und zeigen mit ihm an andern Stellen so auffallende Uebergänge, daß sie offenbar beide aus einer und derselben Bildungszeit herrühren müssen. Daher ist der

Kalkstein auch durchweg von sehr kleinen Löchern durchsetzt, in denen sich Eisenocker angesammelt hat.

Zuweilen ist der Kalkstein ganz oder fast muschelleer, sehr hart und feinsplittrig im Bruche; er erstreckt sich bisweilen als horizontales Lager sehr weit und enthält unter sich ein mächtiges Lager eines braunrothen, meist lehmigten Sandes mit sehr großen Nautiliten, Ammoniten, Belemniten u. a. Versteinerungen, zu denen sich außerdem noch verkohltes Holz gesellt, das auch in jenem Muschelkalk nicht selten bemerkt wird.

So ist das Lager dieses Muschelkalks am Windauufer selbst. Geht man von da etwas näher zur Schleuse hinunter, so kommt man an eine schmale, nicht sehr tiefe Erdkluft, oder einen Ravin, der sich allmählig in die Höhe erstreckt, und nach oben an eine grasreiche Ebene stößt; im Frühjahr führt er Wasser und zeigt sich so als eine Art Flußbett. Nach oben bemerkt man in ihm zuerst eine schwarze, fruchtbare Dammerde, die nach unten allerlei Gerölle, Trümmer von Granit u. a. Steinmassen in sich aufnimmt; dann folgt ein kleines Lager jener schwarzen, leicht zerfallenden Mergelerde mit vielen Glimmerschüppchen: in ihr zeigen sich kleine, wenig mächtige Schichten eines schwärzlich braunen Thoneisensteins, die völlig horizontal, aber kaum einen halben Fuß mächtig sind, also ganz und gar jenen oben erwähnten gleichen. Der Thoneisenstein ist übrigens eben so hart, fein splittrig und ganz versteine-

rungsleer; wegen seines starken Gehalts an Eisen würde er mit großem Vortheile eingeschmolzen werden können. Hierauf zeigt sich überall die sandige Lehmbildung.

Etwa hundert Schritte tiefer in der Erdkluft findet sich derselbe braunrothe Thoneisenstein zur Seite jenes Muschelkalks, der hier zuweilen ganz muschelleer erscheint. Der Thoneisenstein bricht da in zolldicken, senkrechten, scharfen Stücken, die leicht zerspringbar und mit Löchern stark durchzogen sind; da er meist vom Wasser sehr durchnäßt ist, so erscheint er schwärzlich, mit braunen Flecken, die von kleinen Eisenocker-Ansammlungen herrühren. Meist ist er muschelleer, zuweilen enthält er aber einzelne Muscheln, und nähert sich so dem braunrothen, eisenhaltigen Muschelkalke, der dicht an ihn gränzt und offenbar gleichzeitiger Bildung mit ihm zu nennen ist.

Der Muschelkalk ist auch hier sehr reich an versteinerten Muscheln, die oft sehr gut erhalten sind; meist ist er graubraun, oft löchrigt, die kleinen Löcher mit braunem Eisenocker gefüllt, oder er enthält verkohltes Holz, dessen Aeste überall bemerkt werden, so daß auch nach den Jahrringen die Dicotyledonenbildung deutlich hervorgeht.

Auch die feine Ockererde enthält dünne verkohlte Aeste, die oft ganz weich und zerreiblich neben Muscheltrümmern beobachtet werden. Die eisenhaltige, meist sandige Lehmerde erstreckt sich darauf in eine

unbekannte Tiefe, und steht offenbar im Zusammenhange mit jener, die am Windauufer die Hügelkuppen selbst bildet.

Von den Versteinerungen des Muschelkalks.

Der ganze graue Muschelkalk ist aus Versteinerungen zusammengesetzt; so daß sie ihn oft ganz allein bilden, und zwischen sich nur wenig von der Steinmasse bemerken lassen, in der sich überdies sehr viele feine Löcher, mit kleinen Kügelchen Eisenocker gefüllt, befinden. Zu den Versteinerungen gehören folgende:

1) von Kopffüßlern, oder Cephalopoden, sehr viele Ammoniten, und Nautiliten; so sehr gut erhaltene, meist $1\frac{1}{2}$ Zoll lange Exemplare, des Ammonites aculeatus, m. (s. meine Zool. spec. II. Tab. II. Fig. 9.), der etwas kleinere A. Argonis, m. (a. a. O. Fig. 10.), der viel größere A. duplicatus, m. (a. a. O. Fig. 11.), der A. perspectivus, m. (a. a. O. Fig. 12.), dessen Breite der äußersten Oeffnung schon an 3 Zoll beträgt, und so eine große Art eines untergegangnen Thieres der Vorwelt anzeigt. Zu andern eben so häufig vorkommenden Arten gehört A. carinatus, m. (a. a. O. Fig. 13.), der oft in so großer Menge zusammenliegt, daß er Gruppen von kleinen, meist 2 Zoll langen Exemplaren bildet, die immer stark zerbrochen erscheinen: zwischen ihnen al-

len liegt sehr häufig verkohltes Holz mit Schwefelkieskrystallchen, so daß die Verkohlung vielleicht nicht auf nassem Wege vorgegangen zu seyn scheint.

Die Nautiliten finden sich noch häufiger, aber nur in einzelnen, unbestimmbaren Trümmern; eine der größten Arten scheint ohne Zweifel diejenige gewesen zu seyn, deren Trümmer im Provinzialmuseum von Mitau aufbewahrt werden; nach einem dieser Stücke war die Windung an einen halben Fuß hoch, der ganze Nautilit müßte also mehrere Fuß lang gewesen seyn.

Die Orthoceratiten sind nicht minder selten, aber weniger groß; ich sah nie größere, als einen Zoll dicke; sie waren meist lose, und lagen weniger häufig im Muschelkalk, als in den losen Lehmschichten unter ihm, so als Gerölle am Flußufer. Da sie sich hier meist in Trümmern finden, so sind ihre Arten sehr schwer zu bestimmen, meist unkenntlich.

Von Belemniten enthält der Muschelkalk sehr verschiedene Arten, oft große, dem B. gigas, Blainv. (a. a. O. Fig. 8.) verwandte, nur nicht so groß wie er; auch ist die Grundfläche der ganz zugerundeten Schale weniger breit, und die Querscheidewände, die am Rande von einem sehr dünnen Kanale durchbohrt werden, nehmen weniger schnell ab. Außerdem zeigen sich noch mitunter anderthalb Zoll lange Exemplare des B. semihastatus, Bl. (a. a. O. Fig. 7.), die oft gleich einer braunen

Hornmasse ganz durchscheinend sind, und die concentrischen Lamellenschichten der Schale sehr deutlich zeigen.

2) An Therozooen oder Schalthieren ist der Muschelkalk weniger reich, doch finden sich einige, wiewohl nur undeutliche Abdrücke von Schnecken; so von Cerithien, Turritellen- und Turbenartigen Formen, die aber so stark zerbrochen sind, daß nur mit Mühe die Gattung erkannt wird. Am häufigsten sind unter den Schalthieren einige Muschelarten, vorzüglich Terebrateln, meist nur T. mutabilis, m. (s. meine naturhistorische Skizze von Lith., Volh. und Pod. S. 202.), in sehr vielen Abänderungen der Größe und äußern Gestalt. Einige Formen sind flach, in der Mitte etwas gewölbt, und fast ganz glatt, andere werden stärker gestreift und dreieckig, bei andern gehen endlich diese Streifen in tiefe Furchen über, und während die Mitte des Vorderrandes hinaufgebogen ist, sind die beiden Seitentheile nach unten herabgebogen; diese Formen scheinen die ausgewachsenen Arten zu seyn, und sind oft einen halben Zoll breit. Zu ihnen gesellen sich andere, an Größe etwas mehr zunehmende Arten, die der Terebratula lynx, m. (a. a. O.) nahe kommen. Nächst den Terebrateln findet sich eine Isocardia corculum, m. (s. Zool. spec. I. Tab. IV. Fig. 13.) am häufigsten; diese meist kleine, selten ¾ Zoll lange Muschel, ist sehr stark gewölbt und fast kuglicht, dabei sehr fein gestreift.

Auch Pectunculi, Aepken, Tellinen u. a. weniger deutliche Arten finden sich in diesem Muschelkalke, zuweilen von ausgezeichneter Größe, aber immer nur in Trümmern, an denen meist das Schloßende fehlt; daher ist selbst die Bestimmung der Gattungen noch einigem Zweifel unterworfen. Noch seltener sind Abdrücke von kleinen Pectines. Etwas häufiger kommen den Anomien verwandte Formen vor, seltner 4 Zoll, meist kleinere, einen halben Zoll lange Arten; auch sie sind ohne Schloßende, und in der Mitte stark ausgehöhlt. Endlich bemerkt man auch häufige Dentalien, aber nur als Steinkerne, seltner mit ihren Schalen erhaltene.

Ganz dieselben Versteinerungen finden sich auch im braunrothen Muschelkalke, der oft ganz weich wird, so daß er wegen seiner sandigen Beimischung leicht zerfällt; zuweilen bleibt er fest, und stellt sich als ein deutlicher Kalkstein dar, der alsdann von dem oben erwähnten grauen in nichts verschieden ist, und allmählig in ihn übergeht, oder große abgerundete Gerölle bildet, die in ihm inne liegen. Meist ist der braunrothe Muschelkalk, der eben so, wie jener graue, horizontale Lager bildet, von außen ganz sandig, so daß seine äußern Schichten völlig zerreiblich erscheinen; nach innen dagegen wird er härter, und zeigt alsdann dieselben feinen Löcher, wie der graue Kalkstein, mit denselben Eisenockerkügelchen gefüllt. Seine nicht so gut erhaltenen, und weniger zahlreichen Versteinerungen, bilden

meist undeutliche Trümmer von Ammoniten und Nautiliten, ferner von einigen Arten Terebrateln, Anomien und ähnlichen Muscheln. Nach unten oder zur Seite wird er meist ganz weich, erscheint wahrhaft sandig und daher zerreiblich; aber auch dann, wenn er leicht auseinander fällt, enthält er noch immer dieselben Versteinerungen. Erst tiefer unten nimmt er eine lehmigte Beimischung auf, verliert alle Versteinerungen, und bildet so das ganze Windauufer.

Nach diesen Versteinerungen zu urtheilen, müßte der Muschelkalk von Popilani einem ältern Flözgebirge angehören; aber er erscheint nirgends weiter in Lithauen oder Kurland in größerer Ausdehnung, und steht nur hier als eine auffallend örtliche Bildung ganz isolirt da *); nächstdem würden die sandigen Lehmhügel, in denen er im Grunde ein wenig mächtiges Lager bildet, dem Kalksteine ein viel jüngeres Alter verleihen, als er es nach den Thierresten verdiente. Der nächste muschelführende Kalkstein, dem er jedoch an Alter sehr weit nachsteht, ist der Uebergangskalk von Reval, indem außer den

*) Der Oberberghauptmann Ulmann will den Muschelkalk von Popilani, den er mit Unrecht dem thüringschen Zechsteine vergleicht, auch im Kalvarischen Kirchspiele und am Ursprunge der Mus gefunden haben, s. Геогностическое описанїе губерн. Виленск. Гродн. и пр. S. 29 in Горный журналъ, книжка IV., und 27.

vielen Orthoceratiten, die characteristischen Trilobiten vorkommen, die dem lithauschen Muschelkalke gänzlich fremd sind. Eine ihm sehr verwandte Bildung beobachtete ich dagegen vor mehrern Jahren an dem nördlichen Abhange der kaukasischen Gebirgskette, wo sie, unfern der kaukasischen Bäder von Pätogorsk, am Sauerbrunnen, in sehr hohen Bergkuppen, als ein sehr fester grauer Muschelkalk anstehen, der fast dieselben Versteinerungen, wie der lithauische, und eben so verkohlte Baumstämme führt; nur fehlen ihm die in Popilani so zahlreichen Terebrateln, während dagegen die Menge und Größe der Ammoniten, Nautiliten und Orthoceratiten ganz dieselbe ist (s. Zool. spec. I. S. 128.).

Etwa 2 Meilen von Popilani findet sich, auf dem Wege nach Mitau, bei Schablausk ein offenbar weit jüngerer, gelblicher Muschelkalk, der schon viel Mergeltheile in sich aufnimmt; er wird hier aus dem fast ebenen Boden gegraben, wo er horizontale Lager bildet. Sein Gefüge ist fein löchrigt, die Löcher jedoch nicht ausgefüllt; auf der Bruchfläche erscheint nicht selten ein Mergelanflug, so daß schon dadurch die ganze Masse einen eignen mergelartigen Character erhält. Die wenigen Versteinerungen, die er enthält, scheinen sehr einförmig zu seyn, und kommen fast nur in Abdrücken und Steinkernen vor, deren Formen einem Mytilus und vielleicht auch einer Tellina gleichen, wie die ihnen verwandten Arten noch jetzt in der Ostsee

leben. Nur selten erkennt man kleine Trümmer von ihren Schalenresten, und daher ist es so schwer, über die Arten etwas Genaueres zu bestimmen; vorzüglich gilt dies von der Tellina, die vielleicht eher einer Venus angehört haben könnte, obgleich ihre meist rundere Form jener eher gleicht; aber ein Cardium scheint es nicht zu seyn, weil der Schalenrand ganz ohne alle Einkerbung ist.

Dieser jüngere Muschelkalk ist ohne Zweifel ein Tertiankalk zu nennen, und ein Zeuge des letzten Rückzuges der Ostsee; er entspricht demnach der neuesten Küstenlandformation, wie ich sie auf meiner Reise nach dem schwarzen Meere überall an der Nordküste desselben, vorzüglich aber bei Cherson (s. meine Skizze u. s. w. S. 94.), beobachtet habe, wo sie eben so nur die Reste noch lebender Muscheln des benachbarten Meeres enthält, denen überdies einige Süßwasserschnecken zugesellt sind. Sein vorzüglicher Character besteht auch hier in dem merglichten Gefüge seiner lockern Kalkmasse. Dieselbe jüngere Küstenlandbildung der Tertianformation fand ich auch auf meinem Periplus des kaspischen Meeres, an dessen West- und Ostküste, in hohen Bergkuppen zu Tage anstehen, fast mit denselben Muscheln, wie sie noch jetzt im kaspischen Meere leben.

Sonst kenne ich in Lithauen oder in dem angränzenden kurländischen Gouvernement nirgends einen anstehenden muschelführenden Kalkstein. Zerstreute

Trümmer eines ältern Uebergangskalks mit Versteinerungen, wie mit Madreporen, Sarcinulen, Encriniten, Trilobiten u. a., von der Küste Esthlands, die sich nicht selten als Gerölle, oder andre Kalkstein- und Zoophytenreste, die sich als Geschiebe nicht selten am Ostseestrande oder am Windauufer finden, können nicht hierher gerechnet werden, da sie nur zufällig angeschwemmt wurden, und nicht da, wo sie jetzt gegraben werden, entstanden.

Ein muschelleerer sehr neuer Kalkstein ist sonst nicht selten in Kurland. So findet er sich schon einige Meilen von der lithauischen Gränze an dem Windauufer, bei Lukkenhof, einem Groß-Essernschen Beihofe, Nigranden gegenüber. Er ist feinsplittrig im Bruche und so weich, daß er abfärbt; auch er scheint Mergeltheile zu enthalten, und bildet dort eine horizontale Lagerung. Er wird zum Kalkbrennen benutzt.

Weit fester ist der Kalkstein, der einige Meilen weiter bei Goldingen in horizontalen Lagern im Flußbette der Windau ansteht, und da den Wasserfall der Rummel bildet; er ist sehr fest, feinsplittrig im Bruche, und führt auf einzelnen Zollräumen Kalkspathkrystalle, in kleinen Drusen an einander gruppirt. Dieser Kalkstein findet sich auch an vielen andern Stellen Kurland's, so bei Baldohn, wo der Gyps in ihm mächtige Lager bildet, und wenn dieser verwittert oder zerfällt, entstehen in ihm die großen, dort so häufigen Erdfälle. Das ganze Düna-

ufer zeigt dieselbe geognostische Bildung, die auch in Lithauen überall da, wo Schwefelquellen fließen, bemerkt wird, vorzüglich im Wilkomirschen, Upitzkischen und Brazlawschen Kreise.

Dieser Kalksteinbildung gehört endlich auch der löchrige Kalkstein an, der ähnliche horizontale Lager unfern Schlock und von da an bis zum rigischen Meerbusen bildet. Sie finden sich dort meist in ebenen Gegenden, wo sie aus der Erde gebrochen werden; der Kalkstein ist mittelmäßig hart, und enthält viele Druſenräume mit Kalkspathkrystallen.

Endlich werden noch Stücke eines viel härtern Kalksteins aus dem rigischen Meerbusen (z. B. bei Kaugern) von den Wellen ausgespült. Er ist aber viel fester, als der oben erwähnte Kalkstein, und zeigt nirgends Löcher, also auch keine Kalkspathdrusen; seine Farbe ist viel weißer und sein Bruch feinsplittrig. Wahrscheinlich steht er irgendwo im tiefen Grunde des Meerbusens an, oder wird vielleicht von der entgegengesetzten Küste Livland's angeschwemmt.

So weit meine in der Eile niedergeschriebenen geognostischen Bemerkungen. Ich wollte nur durch ihre Mittheilung die Aufmerksamkeit einiger Freunde der Naturforschung auf einen interessanten Punkt Lithauens leiten, der bis jetzt so ganz einzeln dasteht. Nähere Untersuchungen in Kurland würden vielleicht dieselbe merkwürdige Formation an andern Orten

entdecken lassen, und so zur Vervollkommnung der Nachrichten über jene beitragen. Sehr wünschenswerth wäre es daher, wenn nach und nach aus den verschiedensten Gegenden Kurlands und dem angränzenden Lithauen einzelne ausgewählte Proben der dort herrschenden Formationen an das Gymnasium und Provinzialmuseum in Mitau eingeschickt würden.

Ich habe die Ehre u. s. w.

Wilna, den 8ten October 1830.

E. Eichwald.

Ueber die Nebenblätter.

Von Ernst Rudolph v. Trautvetter. Dorpat 1830.

Eine Abhandlung des Herrn Dr. W. Cruse „über den Blüthenbau der Gramineen," die wir in die Linnaea V. 299—335. eingerückt finden, veranlaßte mich, meine Ideen über die Nebenblätter niederzuschreiben, daher findet man hier meine Bemerkungen an jene Schrift geknüpft.

Erstes Kapitel.

Ansicht des Herrn Dr. W. Cruse von der Pflanze im Allgemeinen.

(S. 300.) Der Knoten, die Wurzelfaser, und das Blatt mit seinen Nebenblättern (stipulae) und der axillären Gemme, sind die Grundorgane der Pflanze, bilden das Element, aus dem die Pflanze

zusammengesetzt ist. Diese Elemente wiederholen sich in der Pflanze immerfort; (S. 301) in der Wurzel entwickelt sich nur ihre Wurzelfaser, als das der Erdrichtung entsprechende Organ, und die Elemente bleiben hier ungesondert an einander gereiht (bilden eine Knotenmasse), indem sie hier in Erzeugung der Wurzelfaser ihren Zweck erreichten. Im aufsteigenden Theil der Pflanze entwickelt sich dagegen das Lichtorgan, das Blatt mit seinen Nebenblättern; die Wurzelfaser wird, je näher der Blume, um so mehr unterdrückt, und da sich hier die Grundorgane freier entwickeln sollen, so entfernen sich die Elemente (Knoten) von einander, indem sie Internodien erzeugen; endlich, nach progressiv von Knoten zu Knoten gestiegener Entwickelung des Blatts und seiner Nebenblätter, und nach völligem Sieg des Lichts über das Organ der Gravitation (die Wurzelfaser) in den Elementen, treten jene Elemente wieder zusammen (meist vier, wenigstens zwei), und bilden die Blüthe durch Polarisation (Differenzirung) zweier Knoten, durch deren Ineinanderwirken die Erzeugung eines neuen Individuums (des Samens) bewirkt wird. In dieser Verschmelzung der Knoten zur Blüthe hat die Pflanze das Ende ihrer Verlängerung erreicht. (S. 302.)

Ist also jeder Theil der Pflanze ein und dasselbe Element, und liegt der Unterschied der Theile nur in dem verschiedenen Grade der Ausbildung desselben, so werden wir die Organisation der Blume nur ver-

stehen können, wenn wir auf den Bau des Grundelements, das heißt auf den Bau des ersten oder untersten Knotens des Stamms und seiner Organe (also des Embryo), zurückgehn.

(S. 303.) Das Lichtorgan des Embryo, das Blatt desselben (cotyledon), entsteht, indem sich entweder sämmtliche Gefäßbündel aus dem ganzen Umfange des Knotens nach einer Seite hin sammeln, um sich als ein Blatt mit seinen Nebenblättern zu entfalten (Monocotyledonen), oder indem sich der ganze Kreis der Gefäßbündel nach zwei entgegengesetzten Seiten hin theilt, zur Bildung von zwei gegenüberstehenden Blättern (Dicotyledonen). — Diese beiden Verschiedenheiten im Grundelement müssen sich also auch in der, durch Wiederholung desselben entstandenen, Blüthe auffinden lassen.

Die Blüthe besteht wenigstens aus zwei Elementen (Staubfäden und Stempel), die zur Reproduction dienen, und nie fehlen; sehr oft indeß kommen zu diesen noch zwei Kreise (Kelch und Krone), die nicht wesentlich zur Blüthe gehören. Nicht selten verdoppelt sich einer oder der andere dieser Knoten in seinen Organen, so daß eine doppelte Reihe von Organen derselben Bedeutung in der Blume wahrgenommen wird; oft aber auch scheinen die Organe eines Knotens fehlzuschlagen. (S. 304.) Es geschieht auch, daß sich zwischen den genannten Knoten noch einer oder der andere einschiebt, dessen Organe sich zu keiner der vier genannten Blattformen in der

Blume bringen lassen (Nectaria Linn., Parapetala et Parastemones Link.).

Die Elemente der Blume unterscheiden sich, da sie allein auf die Reproduction abzwecken, von den Vegetationsblättern gar sehr: 1) durch ihre gedrängte Stellung, eine Folge sowohl des Verschmelzens der Knoten, als der stärkern Entwickelung der Nebenblätter, welche letztere oft die für einen Knoten, ohne diese Annahme, zu große Anzahl der Blattorgane erklärt (S. 305); 2) durch die Unterdrückung der axillären Gemme, wahrscheinlich bewirkt durch die größere Entwickelung der Nebenblätter; 3) durch Form und Gewebe, wodurch sich vorzüglich die mittleren Knoten (Krone und Staubfäden) auszeichnen, wie denn überhaupt zwischen Kelch und Stempel, zwischen Krone und Staubfäden, eine nähere Beziehung statt zu finden scheint, als zwischen Kelch und Krone, oder zwischen Staubfäden und Stempel ꝛc.

In der Blume der Monocotyledonen ist die Zahl Drei herrschend, bei Dicotyledonen die Zahl Fünf. (S. 306.) Die Zahl Drei der Monocotyledonen erklärt sich leicht durch gleichmäßige Entwickelung eines Blatts mit seinen Nebenblättern. Der Herr Verf. führt als ein solches Blatt mit seinen Nebenblättern an: die äußere Reihe des Perianthiums der Tradescantia, Commelina und der Scitamineae, die innere Reihe des Perianthiums der Orchideae und Scitamineae, den männlichen Apparat der

Scitamineae und Orchideae, bei welchen sich das Hauptblatt als fruchtbarer Staubfaden- entwickelt, während die Nebenblätter unentwickelt bleiben, und die staminodia Rich. darstellen. Das sechstheilige Perianthium (Liliaceae und Asphodeleae) besteht aus zwei Knoten, da man immer drei mehr äußere, und drei mehr innere Blättchen, selbst in der Knospenlage, unterscheiden kann. (S. 307.) Selbst im Stengel zeigt es sich oft genug deutlich, daß, wo drei Ovarien statt finden, zwei wohl nur aus der gesteigerten Entwickelung der Nebenblätter herzuleiten sind, indem sie sehr leicht durch die Ausbildung des dem Blatte selbst entsprechenden Ovariums unterdrückt werden (einige Palmen).

Der Knoten der Dicotyledonen trägt zwei gegenüberstehende Blätter. Eine gleichmäßige Entwickelung der Nebenblätter gäbe die Zahl Sechs; zwar ist diese Zahl bei den Dicotyledonen äußerst selten, aber wie aus ihr die gewöhnliche Zahl Fünf entstehe, zeigen uns unregelmäßige Blumen, z. B. die Schmetterlingsblume, oder die Blüthe der Viola tricolor, denn im vexillo und den alis, so wie im größten Blatt des Stiefmütterchens und den beiden seitlichen, erkennen wir das Blatt der einen Seite des Knotens mit seinen zwei Nebenblättern; die carina, so wie die beiden untern Blumenblätter der Viola, bestehen aus den auf Kosten des Blatts der andern Seite des Knotens entwickelten Nebenblättern. Am Kelch dieser Blumen finden wir dasselbe Verhältniß; nur daß

das mit seinen Nebenblättern entwickelte Blatt des Kelches nicht auf der Seite der Blume steht, wo das gleichnamige der Krone ist, sondern auf der andern, wo sich in der Krone die auf Kosten des eigentlichen Blattes entwickelten Nebenblätter befinden. Wo also bei regelmäßigen Blumen die Fünf herrscht, da sind drei Theile durch das Blatt der einen Seite des Knotens und seinen beiden Nebenblättern, zwei Theile aber durch die Nebenblätter des Blatts der andern Seite des Knotens gebildet, deren eigentliches Blatt fehlgeschlagen ist; und eben dadurch, daß eine (S. 308) solche Blume durch Fehlschlagen des Blatts der einen Seite des Knotens entsteht, zielt sie schon eo ipso auf Unregelmäßigkeit ab. Der Herr Verf. macht hier einige Anwendungen seiner Theorie auf die Erklärung der Blüthe der Valeriana, Veronica, der Cruciferen, der Corydalis, der Rubiaceae stellatae.

Hierauf giebt der Herr Verf. (S. 309—312) eine Beschreibung der Grasblüthe im Linnéischen Sinn, bei welcher er die Blüthe der Gattung Bromus zum Grunde legt.

Ehe ich den Auszug aus der Schrift des Herrn Verf. vollends hersetze, sey es mir erlaubt, meine Meinung über die oben berührten Gegenstände vorzulegen. Da meine Ansichten von denen des Herrn Verf. abweichen, so halte ich es für meine Pflicht, erst die Gründe anzuführen, die mir gegen die Theorie des Herrn Verf. zu sprechen scheinen, und an

diese will ich dann meine Ansicht, mit ihren Beweisen, anreihen. Da Herr Dr. Cruse seine Meinung nur durchführt, ohne speciellere Beweise zu liefern, so kann von einem Widerlegen derselben keine Rede seyn.

Zweites Capitel.

Meine Ansicht von der Pflanze im Allgemeinen.

§. 1.

Von dem Ursprung und dem Werth der Nebenblätter.

Wir sehen aus dem Ganzen, daß der Herr Verf. des angeführten Aufsatzes den Nebenblättern keine geringe Wichtigkeit beilegt, und daß dieselben, nach ihm, bei der Blüthenbildung eine große Rolle spielen, also vom größten Einfluß auf die Pflanze sind. Die frühere Ansicht von der Blüthenbildung differirt darin von der des Herrn Verf., daß sie die Blüthen aus einem Zusammentreten der Blätter selbst zu Quirlen, hervorgehn läßt. Es handelt sich also vorzüglich darum, ob der Herr Verfasser jenen bis jetzt für accessorische gehaltenen Organen mit Recht diese Wichtigkeit beilegt. Wir schreiten daher zu einer nähern Betrachtung der Nebenblätter.

Da weder eine einzige monocotyledonische Pflanze Nebenblätter besitzt, noch eine dicotyledonische, deren Blattstiele an der Basis scheidenförmig sind, so scheint es, als müßten wir den Mangel derselben dem parallelen Verlauf der vom Stengel ab-, und zum Blatt zusammentretenden Holzfasern, zuschrei-

ben. Wo diese Bündel unter Winkeln von einander abtreten, da bilden sich sogleich Lappen und Einschnitte an den Blättern, ja letztere theilen sich sogar alsdann sehr oft in mehrere von einander ziemlich abgesonderte Theile. Gesetzt nun, daß, z. B. bei einem folio penninervio, sich von jeder Hälfte des Blatts der unterste nervus secundarius löst, und so ein eigenes Blatt darstellt, so erhalten wir zwei einander gegenüberstehende Nebenblätter, im Fall, daß jenes Blatt sitzend ist; dasselbe kann auch bei den übrigen Arten der Gefäßvertheilung in den Blättern der Dicotyledonen statt haben, nur daß bisweilen, wie z. B. beim folio palminervio, sich die beiden äußern nervi primarii lösen.

Ich habe hier den Ausdruck „lösen" gebraucht; sind wir jedoch mit de Candolle darüber einverstanden, daß ein folium penninervium ein pinnatum ist, dessen Blättchen mit einander mehr oder weniger verwachsen sind ꝛc., so müssen wir sagen, daß die Nebenblätter die untersten freien Blättchen eines Blattes sind.

Die Nebenblätter kommen an der Basis scheidenloser Blätter vor, wir können sie daher als den Theil der Blätter ansehn, welcher bei diesen Blättern der Dicotyledonen zur Vervollständigung des Halbkreises gehört, in dem die Fasern, zur Bildung der Blätter, vom Stengel bei den Exogenen abtreten. Da sie also durch die seitlichen Fasern gebildet werden, so kann auch ihr Anheftungspunkt mehr oder weniger

von dem der eigentlichen Blätter entfernt werden, indem sich die Blattfläche der Stipeln auf beiden Seiten bis zu ihrer Mittelrippe vom Stengel löst, und dadurch außer aller Verbindung mit dem eigentlichen Blatte kommt.

Folgende Punkte scheinen mir obige Ansicht, nach welcher die Nebenblätter Theile der Blätter sind, zu bestätigen:

1) Der mit den Blättern gleiche Bau. Der Zustand, in welchem sie als trockene Häute erscheinen, ist auch den Blättern bisweilen gemein; sind die Nebenblätter aber ausgebildet, so verrichten sie das physiologische Geschäft der Blätter.

2) Die oft ungleichen Blatthälften der Nebenblätter. Gewöhnlich, oder wenigstens sehr oft, ist die vom Blatte abgewandte Hälfte die ausgebildetere; die nervi secundarii verbreiten sich vorzüglich nach dieser hin; die dem Blatte zugewandte Hälfte dagegen ist dann fast gar nicht, oder wenig bemerklich, und drückt dadurch ein Zurückziehen aus, durch welches ihre Trennung vom Blatte bewerkstelligt wurde, so wie sie sich dadurch auch als diejenige Hälfte ankündigt, deren Entwickelung, falls sie mit dem Blatte verwachsen geblieben wäre, durch die Mittelrippe dieses Blatts, oder das nächste Gefäßbündel, beschränkt werden mußte.

3) Ihre Lage zur Seite der Basis der Blätter, welche sie deutlich als ein Produkt desselben Abtretens der Holzfasern vom Stengel, welches das

eigentliche Blatt hervorbrachte, bezeichnet. Diese Lage findet man scheinbar nicht überall, z. B. bei den stipulis intrafoliaceis; hier ist aber die ursprüngliche laterale nur durch Verwachsung modificirt.

4) Der Umstand, daß sie im normalen Zustande keine Knospen in ihrer Achsel entwickeln. In der Achsel jedes selbstständigen blattartigen Organs (die Kelch- und Kronenblätter, wie die Staubfäden, ausgenommen, was indeß seine besonderen Gründe hat) findet man eine Knospe, oder es besitzt das Gewächs vielmehr hier das Vermögen, Seitenverlängerungen auszuschicken; bei den Stipeln vermissen wir diese Eigenschaft, und dieß schon nöthigt uns, sie für Theile ihrer Blätter zu halten.

5) Der Umstand, daß sie immer penninerviae sind. Dieser Punkt gehört in so fern hieher, als die einzelnen Blättchen eines zusammengesetzten Blatts auch immer nur diese Gefäßvertheilung besitzen. Fußförmig oder schildförmig genervte Nebenblätter findet man nie; bisweilen aber scheinen sie handförmig genervt zu seyn, was indeß dann in der gewöhnlich geringen Länge, und verhältnißmäßig großen Breite derselben, seinen Grund hat, indem dadurch die untern nervi secundarii mit der eigentlichen costa intermedia gleiche Länge und Dicke erhalten müssen. Schon de Candolle macht auf dergleichen Uebergänge, die unter den Blättern selbst in der Gefäßvertheilung Statt finden, aufmerksam.

6) Die Beobachtung, daß sie nie wirklich zusammengesetzt sind. Diese Eigenschaft möchte, mit der vorigen verbunden, als Beweis für unsere Ansicht nicht zu verwerfen seyn, da Nebenblätter sich nur bey Dicotyledonen finden, und bei diesen doch zusammengesetzte Blätter nicht selten sind.

7) Wir sehen sie oft noch zum Theil mit Blättern verwachsen (stipulae adnatae).

8) Die stipellae. Eine große Analogie zwischen den stipulis und stipellis ist nicht zu läugnen, und noch weniger ist zu bezweifeln, daß letztere keine eigenen Blätter seyn können.

9) Wir finden nie mit Nebenblättern versehene Embryone, woraus hervorgeht, daß erstere erst später durch theilweise oder gänzliche Umwandlung eines der Grundorgane, die wir im Embryo finden, entstehen müssen; von welchem dieser Grundorgane ihr Ursprung herzuleiten sey, glaube ich dargethan zu haben.

Alles eben Angeführte scheint mir dafür zu sprechen, daß die Nebenblätter keineswegs selbstständige Organe sind, sondern vielmehr Theile der Blätter, die sich diesen mehr oder weniger entfremdeten. Sie sind daher, in Hinsicht ihrer Wichtigkeit, meiner Ansicht nach, auch nicht höher zu schätzen, als die Theile eines zusammengesetzten Blatts. So wie letztere in manchen Familien der Dicotyledonen vorherrschen, so ist dieses auch mit den Stipeln der Fall, und keineswegs ist das Vorkommen derselben

bei gewissen Familien so durchaus constant, da man sogar in einer und derselben Gattung (z. B. Euphorbia) bisweilen Species findet, die Nebenblätter besitzen, und andere, denen sie fehlen. In dieser Unbeständigkeit des Vorkommens der Stipeln, selbst in den Familien, in denen sie zu Hause sind, in ihrem beständigen Fehlen bei vielen dicotyledonischen Familien, in ihrer steten Abwesenheit bei allen Monocotyledonen, und endlich in dem Umstand, daß sie an sich keine ursprünglichen Organe sind, glaube ich Grund genug zu finden, um die Möglichkeit der, vom Herrn Dr. Cruse den Nebenblättern beigelegten, so großen Wichtigkeit läugnen zu können.

§. 2.

Vom Embryo.

Seite 300 nimmt der Herr Verf. obgedachten Aufsatzes den Knoten, die Wurzelfaser, und das Blatt mit seinen Nebenblättern und der axillären Gemme, als das Element der Pflanze an, und meint zugleich S. 302, daß uns dieses im Embryo gegeben werde. Betrachten wir nun einen keimenden Embryo! Sowohl bei Monocotyledonen, als bei Dicotyledonen, unterscheiden wir an ihm ein Wurzelchen, das nach unten geht, einen andern Theil, der nach oben seine Richtung nimmt (cauliculus), und an diesem Blätter; aber aller Untersuchungen der Botaniker ungeachtet, hat man an ihm keine Stipeln entdecken

können. Was die Annahme einer Gemme in der Achsel der Cotyledonen betrifft, so scheint mir ihr der Umstand entgegen zu seyn, daß man noch nie eine solche sich entwickeln sah. Ueberhaupt däuchtet es mir unzulässig, daß Herr Dr. Cruse eine Eigenschaft als ein Organ betrachtet, denn wirkliche Knospen kann er unmöglich meinen, sondern er kann mit dem Ausdruck „axilläre Gemme“ nur die Eigenschaft der Pflanze bezeichnen wollen, daß sich in der Achsel des Blatts die Fähigkeit findet, eine seitliche Verlängerung auszuschicken, also neue Organe zu bilden. Diese Fähigkeit stammt daher, daß die Säfte, um aus dem Stamm in die Blätter, und wieder zurückzugelangen, eine seitliche Bewegung nehmen müssen; hiedurch wird an der Basis der Blätter Gelegenheit zu neuen Erzeugnissen gegeben. Die Dauer der Cotyledonen scheint mir zu kurz, als daß sie von dieser Eigenschaft ihrer Achsel Gebrauch machen könnten, auch ist ihr Zweck nur einzig der, die Nahrung zur Erhaltung und Ausbildung der schon vorhandenen Organe zu bereiten und zu reichen, und keineswegs besitzt der Embryo schon Kraft genug, um Seitenverlängerungen hervorbringen zu können. Ich glaube mithin, daß ich nicht ohne Grund dem Embryo sowohl Stipeln, als axilläre Gemmen, absprechen könne, und daß Herr Dr. Cruse nur durch die Analogie der Stengelblätter und der Cotyledonen bewogen wurde, Stipeln und Gemmen beym Embryo zu vermuthen.

Knoten nennt Herr Dr. Cruse das Organ, aus dem nach unten die Wurzel, nach oben die Blätter entspringen; er bezeichnet also damit den indifferenten Punkt zwischen der abwärts- und aufwärtssteigenden Bewegung der Säfte. In wiefern, und ob dieser Punkt ein Organ zu nennen sey, scheint mir noch gar nicht ausgemacht. Den cauliculus aber hat Herr Dr. Cruse ganz übersehen, obschon er als der Anfang der aufwärts steigenden Richtung betrachtet werden muß, und obschon die Blätter eigentlich nur Ausbreitungen seiner Gefäßbündel sind. Diesen Betrachtungen zu Folge scheinen mir nur die Wurzel, der Stengel (cauliculus) und die Blätter, mit Recht als Grundorgane angenommen zu werden.

§. 3.

Vom Stamm und von der Wurzel.

Seite 300 und 301 seiner Abhandlung, meint Herr Dr. Cruse, jenes, schon oben erwähnte Element wiederhole sich immerfort in der Pflanze, indem sich ein Knoten an den andern setzt, während diese in der Wurzel aneinanderhängend bleiben, im Stamm aber durch Internodien getrennt werden, und indem in der Wurzel das Blatt, im Stamm die Wurzel unterdrückt wird. Der Herr Verfasser spricht dadurch aus, daß der Stengel ein Erzeugniß der Knoten sey; mir scheint das Umgekehrte Statt zu haben. Der Stengel soll entstehen, in-

dem sich zwischen zwei Knoten die Fasern dieser letzteren verlängern, und sie auseinander schieben; zugleich sollen, nach S. 303, die Blätter aus den Knoten entstehen, also die Knoten an der Basis der Blätter sich befinden, was, wenn Knoten da sind, auch wirklich der Fall ist. Betrachten wir aber nun den keimenden Embryo, z. B. einer dicotyledonischen Pflanze, die mit einem ziemlich langen cauliculus keimt, was doch oft der Fall ist, so stoßen wir auf einen offenbaren Widerspruch: ist nämlich die Syzygia dieser Cotyledonen ein Knoten im Sinne des Herrn Verfassers, so besteht das erste Element also nur aus der Wurzel, dem indifferenten Punkt (Knoten), und dem cauliculus, — trotz dem aber sollen die Cotyledonen dennoch zum ersten Element, zum ersten Knoten, gehören! Ist die Syzygia aber kein solcher Knoten, so entspringt auch dann das Blatt nicht aus dem ersten Knoten unmittelbar, sondern aus dem Stengelchen; die Syzygia ist dann ein Produkt des letztern; ich sehe nicht, wodurch sich die höheren Knoten von der Syzygia unterscheiden, daher müssen sie also auch als Produkte des Stengels angesehen werden. Hieraus scheint mir Folgendes hervorzugehen.

1) Der Embryo ist kein Grundelement im Sinne des Herrn Verfassers, sondern nur in so fern, als in ihm der Typus der Bildung der ganzen Pflanze begründet ist; er ist nicht das Grundelement, indem er sich immer wiederholt, sondern indem er sich,

seine Structur beibehaltend, verlängert. Die Wurzel verlängert sich an ihrer Spitze nicht durch Hinzukommen von neuen Wurzeln, sondern durch Verlängerung der Fasern der alten; der Stengel verlängert sich nicht durch Hinzukommen neuer Stengel (oder, was beim Herrn Verfasser dasselbe sagt: neuer Knoten), sondern durch Verlängerung des alten selbst.

2) Der caulis simplicissimus mit seiner Endblume ist nur allein eine Verlängerung des aufsteigenden Theils des Embryo, und allein die Saamen dieser Blume sind als neue Erzeugnisse, als Wiederholungen des Embryo, zu betrachten, so wie jede Entwickelung einer axillären Gemme. Wo, wie bei Bäumen und Sträuchern, die Stengel mehrere Jahre dauern, da finden wir Endknospen, als neue Embryone, die sich an die alten ansetzen, und in einer neuen Holzschicht finden wir den Grund dieser Erscheinung.

3) Der bis zur Erschöpfung verlängerte Embryo ist ein Element, analog dem des Herrn Dr. Cruse, das sich in den Aesten wiederholt, das wir in diesen wieder finden; die Saamen und Knospen entsprechen dem Embryo selbst, in dem Zustande, da er noch wenig entwickelt ist.

4) Die Knoten des Stengels sind keineswegs dem collum analoge Theile, sondern sie sind Punkte des Stengels, in denen dessen Fasern sich winden, und eine, von der frühern verschiedene Richtung

annehmen, wodurch denn auch die Blätter erzeugt werden. Die Fasern, die nicht zur Bildung des Blatts abtraten, setzen ihren Weg fort, dem Lichte entgegenstrebend.

5) Es wird weder im Stengel die Wurzel, noch in der Wurzel das Organ des Lichts unterdrückt, sondern der Kampf der beiden Kräfte, der Gravitation und des Lichts, ist schon im Embryo ein für allemal entschieden, und die beiden Organe dieser Kräfte verlängern sich nun dieser Entscheidung gemäß, bis sie erschöpft sind. Entwickelt sich aber eine Knospe, so wird dieser Kampf erneut, bei Entziehung des Lichts entstehen Wurzeln, unter Einwirkung desselben Stengel, Aeste genannt. Nie wird der Stengel zur Wurzel, und umgekehrt die Wurzel zum Stengel, wenn man eine Pflanze so umdreht, daß der Stengel in die Erde kömmt, und die Wurzel frei wird, sondern die Knospen der Wurzel entwickeln stengelartige Organe, die des Stengels aber Wurzeln.

6) Eigentlich sind nur Grundorgane die Wurzel und der Stengel; jene der Schwere, dieser dem Licht entsprechend. Die Blätter sind Erzeugnisse des letztern, in denen sich seine höhere Bestimmung ausspricht; da sie jedoch bei der keimenden Pflanze sich immer finden, und sie auf den Bau der Blüthen, und das Leben der Pflanzen den wesentlichsten Einfluß haben, so hat man ihnen wohl mit Recht den Rang eines Grundorgans zugestanden.

Gegen die Annahme, daß nur die Knoten am Stengel das zeugende Princip seyn, sprechen auch die aus den Linsenkörpern bisweilen entspringenden Adventivwurzeln; diese beweisen, daß der ganze Stengel sich zur Entwickelung von Theilen eigne; es entwickeln sich aber die Seitenverlängerungen gewöhnlich in der Achsel der Blätter, weil diese, aus schon angeführten Gründen, zur Erzeugung derselben am geschicktesten ist. An der Wurzel, die keine solche vorzugsweise begünstigten Stellen besitzt, brechen die Zweige überall hervor, ohne Ordnung, nur Rücksicht nehmend auf eine günstige Lage zur Außenwelt; zur Erklärung dieser Eigenschaft bedürfen wir also keineswegs der ungesonderten Knoten, der Knotenmaße, des Herrn Dr. Cruse.

§. 4.

Vom Bau der Blüthen der Endogenen.

Herr Dr. Cruse erklärt, S. 306, das Zahlenverhältniß von drei in den Blüthen der Endogenen, durch Entwickelung eines Blattes mit seinen Nebenblättern. Gegen diese Ansicht scheinen mir folgende Punkte zu sprechen:

1) Die Nebenblätter fehlen den Blättern aller monocotyledonischen Familien gänzlich, und ich wüßte nicht, warum sie sich gerade in den Blüthen derselben entwickeln sollten, vorzüglich, da sich die Blätter, wie bekannt, gegen die Spitze des Stengels

hin, zusammenziehn; mit letzterer Erscheinung kann die Entwickelung der Stipeln in der Blume unmöglich zusammengereimt werden.

2) Die Nebenblätter sind nur Theile der Blätter, und können daher eben so wenig bei der Blüthenbildung in Betracht kommen, als die foliola eines folii compositi.

3) Dem Herrn Dr. Cruse zu Folge bilden die Nebenblätter, gleich den Blättern, Carpelle; es ist aber ausgemacht, daß sich in der Achsel der Nebenblätter keine Gemmen befinden; woher also sollen die Saamen der von den Stipeln gebildeten Carpelle kommen? Ein Saame ist nämlich eine Art Gemme, die in der Achsel des Carpellarblattes entspringt; die Stengelfasern bilden unterhalb dieser Gemme in jedem Carpell die Placenta, und trennen sich dann, wenn das Carpell mehrere Knospen einschließt, indem jede gesondert zu ihrem Saamen geht, und den funiculus umbilicalis bildet; oberhalb der Gemmen sammeln sie sich wieder, sowohl die der einzelnen Saamen, als auch bei mehrfrüchtigen Blüthen, z. B. Biebersteinia Steph., bisweilen die der einzelnen Carpelle, und bilden den stylus. Die Fasern des Stengels, welche an der Bildung der Placenten keinen Antheil nehmen, verlängern sich entweder, oder sie verlängern sich nicht; im ersten Falle bilden sie, wie die Geranien, und wahrscheinlich auch bei den Labiaten und Asperifolien, eine Art columella centralis, die sich oben

mit den früher abgetretenen Fasern wieder vereinigt, und den stylus bilden hilft. Der stylus ist mithin das Ende mehrerer Holzfasern des Stengels. De Candolle meint zwar, die Saamen entwickelten sich aus dem Rande der Carpellarblätter, dagegen aber sprechen die placentae liberae, so wie mir die Erklärung überhaupt gezwungen erscheint, indem für sie nur eine, ich möchte sagen monströse, Erscheinung sprechen könnte, nämlich das Blatt von Bryophyllum calycinum, das am Rande neue Pflänzchen treibt. Die Erzeugung von Knospen kommt im aufwärts steigenden Stock nur dem Stengel zu, warum also bei der Blüthe von diesem Factum abweichen — warum sich von einzelnen, fast monströsen Fällen leiten lassen, wo durch den normalen Zustand die Erklärung an die Hand gegeben wird?

Es ist wahr, daß die Nebenblätter bisweilen zur Bildung der Blätterwirtel beitragen, wie bei den Rubiaceis stellatis; dieß kann jedoch nur bei Familien Statt finden, die Nebenblätter besitzen, und wir bemerken in diesen Fällen sowohl nur in der Achsel der wahren Blätter die Seitenverlängerungen, als auch, daß die Stipeln, nach der Spitze des Stengels zu, nach und nach verschwinden. Bei Lilium Martagon hingegen sehen wir deutlich, wie die Blätter selbst, nach der Mitte des Stengels hin, zu Quirlen zusammentreten; eben so wenig kann man bei Paris die Blätterquirle von Nebenblättern

herleiten, da die Monocotyledonen keine besitzen, sondern sie bestehen aus wahren Blättern. Dieselben vierblättrigen Blätterquirle der Paris quadrifolia finden sich bey ihr im Kelch, in der Krone, zwei dergleichen in den Staubfäden, und ein solcher in dem Ovarium.

Herr Dr. Cruse scheint durch die in den Blüthen der Endogenen herrschende Zahl drei, auf seine Erklärungsweise des Blüthenbaus gekommen zu seyn; ich glaube indeß hinreichend dargethan zu haben, daß die Nebenblätter der ihnen zugedachten Rolle keineswegs gewachsen sind, und daß z. B. eine dreiblättrige Krone aus drei verschiedenen Blättern bestehen müsse, und nicht das Produkt eines Knotens seyn könne.

Die Zahl drei der monocotyledonischen Blüthen scheint mir innig mit dem ganzen Bau der Pflanze zusammen zu hängen: die Stengelblätter sind bei den Monocotyledonen gewöhnlich so geordnet, daß das vierte über dem ersten steht, und der Stengel zeigt, wenn er kantig ist, gewöhnlich drei Kanten. Die drei- und sechsblättrigen Kronen derselben scheinen mir daher eine Folge der Anordnung der Stengelblätter in drei Reihen zu seyn; worin aber diese ihren Grund hat, ist uns, wie manches Andere, noch ein Räthsel, und wir können in dieser spiralförmigen Stellung der Blätter nur eine weise Maßregel entdecken und bewundern, vermöge deren das Sonnenlicht allen Blättern zugänglich wird.

Daß die Blätter des Kelchs, der Krone, und der Staubfäden, in ihrer Achsel keine Knospen erzeugen, scheint mir in der gedrängten Stellung dieser Wirtel seinen Grund zu haben; in der Achsel des obersten Quirls, des Ovariums, können die Knospen sich erst wieder ausbilden. Eine Entwickelung der Nebenblätter kann die Ursache nicht seyn, da sich bei den Rubiaceis stellatis am Stengel nichts desto weniger die Seitenknospen entfalten. Der Kelch ist grün, weil das Blatt in ihm erst wenig hat umgewandelt werden können; die Krone und die Staubfäden gelangen durch Fehlschlagen der axillären Gemme zur größeren Entwickelung und Ausbildung; das Pistill endlich wird durch Entwickelung der Gemmen von seiner Umwandlung zu einem corolliniſchen Blatt abgehalten.

Die Beispiele, die Herr Dr. Cruse zur Bekräftigung seiner Ansicht anführt, dienen nur zum Beweise, daß die Drei in den Blüthen der Endogenen herrscht. Wenn von drei kreisförmig gestellten Organen eins fehlschlägt, so ist es natürlich, daß es zwischen den ausgebildeten steht; schlagen zwei dieser Organe fehl, so müssen sie eben so zu beiden Seiten des nicht fehlgeschlagenen stehen.

§. 5.

Vom Bau der Blüthen der Exogenen.

Die Blüthe der Dicotyledonen läßt Hr. Dr. Cruse aus zwei Blättern mit ihren Nebenblättern

entstehen. Die Einwürfe, die ich gegen das Hinzuziehen der Nebenblätter zur Erklärung der Blüthe der Endogenen machte, gelten aber auch hier. Zwar besitzen mehrere Exogenen Nebenblätter, indessen fehlen sie aber auch eben so oft, daher der Gegenbeweis No. 1. des vorigen §. bei ihnen nur eingeschränkt, nicht aufgehoben, wird. Die stipulaten Blätter der Dicotyledonen ziehen sich in der Nähe der Blüthen zusammen, und verlieren ihre Stipeln; die Bracteen besitzen keine Nebenblätter mehr, wie sollten sie sich also in der Blüthe finden?

Die Monocotyledonen lehrten uns, daß die Drei in ihren Blüthen von der Anordnung der Blätter am Stengel herrühre, und wir müssen bei den Dicotyledonen allerdings einen ähnlichen Zusammenhang erwarten. Es stehen diese Pflanzen indeß auf einer höhern Stufe; die Grundorgane erleiden mancherlei Umwandlungen, so wie denn überhaupt das Pflanzenleben in ihnen mehr entwickelt erscheint; sie halten sich nicht mehr so genau, als die Endogenen, an ihren Grundtypus, sondern die individuelle Lebenskraft jeder Pflanze modificirt ihn mehr oder weniger, und so bemerkt man denn auch in der Blüthe Folgen dieses selbstständigeren Lebens.

Da bei Exogenen die Blätter im normalen Stande einander gegenüber stehen, so sollte daraus hervorgehen, daß die Blüthenkreise bei ihnen aus paarigen Blättchen bestehen, d. h. daß in ihnen die gerade Zahl herrsche, und zwar, da die folia oppo-

sita auch gewöhnlich decussata sind, die Zahl 2 oder 4. Wir finden diese Zahl allerdings bisweilen, z. B. bei den meisten Rubiaceis, allein weit öfterer bemerken wir die Fünf. Erinnern wir uns daran, daß die spiralförmige Stellung der Blätter bei den Exogenen eine modificirte ist, daß diese nichts destoweniger sehr herrschend ist, so scheint es mir, daß man jene Fünf in der, von der normalen abweichenden Stellung der Blätter am Stengel, suchen müsse. Wirklich finden wir auch bei Dicotyledonen mit spiralförmig gestellten Blättern sehr oft, daß das 6te Blatt über dem 1sten steht, woraus hervorgeht, daß die Blätter alsdann in 5 Längsreihen am Stengel stehen. In der That halte ich es für sehr gewagt, die Fünf der Blüthen der Exogenen, die so sehr herrschend ist, durch ein allgemeines und regelmäßiges Fehlschlagen (in welchem Falle als normale Zahl die Sechs angenommen werden müßte, als Verdoppelung der Zahl, die sich bei den, mit einem Blatte keimenden Pflanzen findet) oder Hinzukommen, oder durch Verschmelzen von 2 Blättern zu einem einzigen Blatte, erklären zu wollen, denn die fünfblättrigen Kronen sind in der Regel regelmäßig, und in Blüthen, in denen ein Fehlschlagen ꝛc. Statt findet, bemerkt man gewöhnlich Unregelmäßigkeiten. Die Unregelmäßigkeit der Blüthen, die Herr Dr. Cruse anführt (Leguminosae, Viola), ist nicht durch Fehlschlagen des 6ten Blumenblatts, sondern durch theilweises Fehl-

schlagen der Früchte, meines Erachtens, herbeigeführt.

Drittes Kapitel.

Ansicht des Herrn Dr. Cruse von der Grasblüthe.

Seite 313—317 seiner Abhandlung giebt Herr Dr. Cruse eine gedrängte Uebersicht der Ansichten Rob. Brown's, Turpin's, Link's, de Candolle's, Nees von Esenbeck's, Trinius, über die Bedeutung der Organe der Grasblüthe, und geht endlich (S. 318) daran, uns seine Ansicht vorzulegen.

(S. 318.) Die von Link bei Gräsern, Kelch und Krone genannten Organe sind Bracteen. Gewöhnlich sind zwei hypogyne Schuppen vorhanden, die nach einer Seite convergiren, und an der vordern Seite des Ovarii stehen. Die dritte, die bisweilen hinzukömmt (S. 319), steht an der hintern Seite des Ovarii, und höher, als die beiden andern, daher sie nicht einem, sondern zweien Knoten angehören. Diese hypogynen Schuppen sind dem Perianthio der Monocotyledonen analog; die beiden gewöhnlich vorhandenen bilden die äußere Reihe, und die dritte obere, die innere Reihe des Perianthii. (S. 320.) Die unteren Schuppen sind die Nebenblätter des Knotens, die sich auf Kosten des Blatts entwickelt haben; die obere Schuppe ist das Blatt des zweiten Knotens, dessen Nebenblätter

fehlschlugen, und alternirt sowohl mit den unteren Schuppen, als mit den Staubgefäßen. Der Staubfaden an der vordern Seite des Ovarii ist das Blatt des dritten Knotens, während die beiden Nebenblätter sich in die beiden anderen Staubfäden verwandelten. Das Pistill besteht aus den beiden verwachsenen Nebenblättern, deren Blatt fehlgeschlagen ist, wofür der dreiweibige Schedonorus elatior, den Pal. Beauv. sah, spricht, so wie die zwei styli beweisen, daß im Ovario zwei Theile verwachsen sind.

(S. 321.) Wo sich bei Gräsern sechs Staubfäden finden, da ist der Knoten verdoppelt; wo zwei sind, ist entweder das Blatt fehlgeschlagen, und die beiden Nebenblätter allein sind entwickelt, oder (S. 322) es sind zwei Staubfadenkreise vorhanden, in denen sich nur die Blätter selbst ausbildeten, das Gesetz der Alternation indeß spricht für erstere Ansicht; kommt nur ein Staubfaden vor, so sind die Nebenblätter des Knotens fehlgeschlagen, und der eine Staubfaden muß zwischen den zwei unteren Schuppen stehen (? Trautv.); sind vier Staubfäden da, so sind die Blätter zweier Knoten fehlgeschlagen, und nur ihre Blätter ausgebildet. (S. 323.)

Seite 324—325 erklärt sich Herr Dr. Cruse für die Meinung, daß bei sechsblättrigen Perianthien der Monocotyledonen, die äußere Reihe dem Kelch, die innere der Krone der Dicotyledonen, analog sey. S. 326 bis zum Schluß geht der Herr Verf. die von

Trinius in seiner Diss. de Graminibus uni — et sesquifloris gegebene Ansicht von der Grasblüthe, so wie Raspail's Meinung über denselben Gegenstand, durch.

Viertes Kapitel.

Meine Ansicht von der Grasblüthe.

Wir sehen aus Obigem, daß auch bei den Gräsern, wie bei den übrigen Monocotyledonen, die Zahl drei herrscht, und ich stimme in dieser Hinsicht, wie in Betreff der Zahl der Blätterwirtel in den Blüthen der Gräser, vollkommen mit Herrn Dr. Cruse überein, bis auf den Umstand, daß ich die drei hypogynen Schuppen als zu einem und demselben Kreise gehörige, ansehe, kann aber, aus schon im zweiten Kapitel angeführten Gründen, weder die dreiblättrigen Quirle als aus einem Blatt und zwei Nebenblättern bestehende, noch jeden einzelnen Quirl als einen Knoten im Sinn des Herrn Dr. Cruse betrachten, sondern ich nehme jeden Wirtel als aus drei verschiedenen, einander genäherten Blättern bestehend. Diese Blätter können eben so gut fehlschlagen, als das Blatt, oder die Nebenblätter des Herrn Dr. Cruse, und es wird also die Erklärung dadurch um gar nichts erschwert, wir müssen nur statt „Nebenblätter" — „Blätter" sagen, und statt „Knoten" — „Quirle". Mutato nomine de his fabula narratur.

In einer Anmerkung (S. 315) behauptet Herr Dr. Cruse, daß der zweinervige Cotyledon der Gräser aus den beiden verwachsenen Nebenblättern eines fehlgeschlagenen Blattes bestehe. Mit welchem Rechte? — das leuchtet mir nicht ein, da man diese problematischen Stipeln weder jemals frei gesehen, noch an den entwickelteren Stengelblättern der Monocotyledonen bemerkt hat.

Haec hactenus!

Neuere Untersuchungen über das in der Argonauta befindliche Thier.

(S. Ferussac Bulletin des Sciences naturelles, T. XVII. 92—94.)

Die Frage: ist der Bewohner der Argonauta ihr ursprünglich eigenthümlich, oder bewohnet dieses Thier nur die verlaßne Hülle eines Gasteropoden?, welche durch Poli's Untersuchungen, mit welchen Wood Leach, Everard Home, Blainville, Ranzani und Feruſſac übereinstimmen, dahin entschieden zu seyn schien, daß es nicht zu bezweifeln sey, daß die gewöhnlich in den Argonauten befindlichen, den Sepien ähnlichen Thiere wirklich die ursprünglichen und zu der Conchylie gehörigen Thiere seyen, indem Poli sogar in den Eiern die Spur der Conchylie gefunden haben will, wird durch Broderip in einem Auf-

satz im Zoological Journal von neuem zur Sprache gebracht; indem die Herren Bauer und Roget in den genau und mikroskopisch untersuchten Eiern, welche aus einer Argonauta genommen wurden, auch nicht die geringste Spur einer kalkigen Schale oder eines Gehäuses entdecken konnten. Den Einwurf: warum findet man aber in dem Nautilus papyraceus immer nur denselben Cephalopoden und nie den ursprünglichen Bewohner? beantwortet Broderip mit der Gegenfrage: warum findet man den Nautilus pompilius, eine so äußerst gemeine Conchylie, fast immer leer?

Der Berichterstatter im Feruſſacschen Bulletin bemerkt dabei, daß die von Bauer und Roget untersuchten Eier lange in Spiritus gelegen haben und daß sie vielleicht auch noch zu wenig entwickelt gewesen seyen, um die Conchylie zu entdecken; und daß man Poli, als einem in solchen Untersuchungen sehr geübten Manne, Glauben beimessen müsse; doch seyen sämmtliche Untersucher der Eier zu tadeln, daß sie nicht eine Mineralsäure als chemisches Reagens angewandt hätten, um den kohlensauren Kalk der Schale in den Eiern durch Aufbrausen zu entdecken. Ein Brief über das Thier der Argonauta an Herrn von Feruſſac sucht die Angabe der Herren Quoy und Gaimard, daß sie von einem Einwohner von Amboina erfahren hätten, daß das ursprüngliche Thier der Argonauta mit seinem Gehäuse auf dem sandigen Ufer der Insel umherkröche und folglich ein

Gasteropode seyn müsse, der gewöhnlich darin vorfindliche Cephalopode aber nur als ein Usurpator anzusehen sey, dadurch als irrig zu widerlegen, daß eine am Cap angestellte Untersuchung von mehr als hundert Exemplaren von Argonauta argo und Argonauta tuberculata erwies, daß nicht nur in derselben Conchylie jedesmal dasselbe Thier, und zwar in jeder Art eine besondere Art wohne, sondern daß auch jedesmal die Größe der Thiere mit der Größe des Gehäuses im Verhältniß stehe. Da es außerdem bekannt sey, daß die Conchylien mit feiner, leicht zerbrechlicher Schaale nur auf hohem Meere, die mit plumper, schwerer und fester aber am Strande vorkämen, so sey es durchaus unwahrscheinlich, daß das Thier der Argonauta am Strande umherkrieche. Der selbst bei den Fischern verbreitete Glaube, daß der gewöhnlich in den Argonauten befindliche Cephalopode ein Usurpator sey, gründet sich wohl darauf, daß man diese Thiere, sobald sie gefangen sind, ihre Schalen verlassen sieht.

Um diese streitige Sache vollkommen zu entscheiden, sind noch genauere Untersuchungen nöthig, wobei es hauptsächlich darauf ankommen wird, die Existenz der Schaale in den Eiern oder an den eben ausschlüpfenden Jungen nachzuweisen.

H. Lichtenstein.

II.

Geschichtliches und Philologisches.

Ueber einige Stellen in Xenophons Schrift: de republica Lacedaemoniorum.

(Einige philologisch-kritische Bemerkungen.)

Von Ph. Williger od.

Die Schrift des Athenischen Weisen Xenophon de republica Lacedaemoniorum gehört besonders mit zu denen des griechischen Alterthums, die höchst verdorben auf uns gekommen sind, weil sich an ihnen der Unverstand und die Sorglosigkeit der Abschreiber so häufig versündigte. In neuern Zeiten hat man die unverständlichen Stellen durch gesunde Critik und scharfsinnige Conjecturen verständlich zu machen gesucht, obwohl das noch keineswegs bei allen gelungen ist und einige wohl für immer unverständlich bleiben dürften, wenn man nicht etwas ganz Anderes an ihre Stelle setzen will, als uns der auf uns gekommene Text liefert. Dem sey, wie ihm wolle; immer ist es ein Verdienst, auch diese Schrift Xenophons durch Aenderungen, die der Eigenthümlichkeit des Schriftstellers und dem Geiste der Sprache nicht zuwider sind, lesbarer gemacht zu haben; ein Verdienst, das ich ganz und gar nicht zu schmälern gedenke, wenn ich nicht überall den vorgenommenen

Aenderungen Beifall geben kann. Einige solcher Stellen, wo die Ausleger, die ich zu befragen Gelegenheit hatte, mir nicht ganz genügten, habe ich mir bei einem wiederholten Lesen der genannten Schrift Xenophons angemerkt, und lege sie hiermit öffentlich vor, indem ich es versuche, auf eine andere, als die bisherige, Weise sie zu erklären. Schade, daß es mir nicht vergönnt war, noch mehrere Ausleger benutzen zu können! — Die Stellen sind folgende:

1) De rep. Lac. c. 1. §. 5. (nach Weiske's Ausgabe), wo der Ausdruck βλαπτοιεν angefochten wird. An Statt dieses, allerdings nicht leicht zu erklärenden, aber doch, wie mir es scheint, deshalb noch nicht geradezu zu verwerfenden Ausdruckes, hat Weiske ohne weiteres βλαστανοιεν aus dem Stobaios, der diese Schrift Xenophons bedeutend excerpirt hat, in den Text aufgenommen, jedoch dabei auch angemerkt, daß die edd. nur die Lesart βλαπτοιεν darbieten. Zeune will Statt: εἰ τι βλαπτοιεν, lesen: εἰ ἐρωτι βλαστανοιεν, und übersetzen: si amore vigerent. Dem widerspricht Weiske, indem er den Gegensatz mit Recht schon im οὑτω sucht, und erklärt dann die Stelle, der von ihm aufgenommenen Lesart gemäß, so: εἰ (κατα) τι βλαστανοιεν, quodcunque germen ex iis producatur, quicunque foetus ex iis nascatur. Morus sagt in seiner Ausgabe in einer Anmerkung: hoc corrup-

tum verbum, *βλαπτοιεν*, ut est in Ald. et uno mscr. Camerarii, servavi. In eo latet verbum, acrem aut recentem amorem indicans, adeoque contrarium *τῳ διακορον εἰναι;* was aber irrig scheint, da, wie schon gesagt, der Gegensatz im *οὑτω* liegt. Er führt dann noch Camerarius Meinung an, „der *κλεπτοιεν* oder *κλαποιεν* lesen, und übersetzen wolle: si furtim concumberent, was jedoch schon in *οὑτω συνοντων* liege;“ und hierauf Leunclavius Veränderung des *τι* in *τινα*, mit Beibehaltung des Stobaiischen *βλαστανοιεν*, „was aber keinen Gegensatz bilde,“ und schließt seine Bemerkung mit der Erklärung: mihi non liquet. Wollte ich einer der angeführten Meinungen der Interpreten, die ich anzog, beitreten, so wäre es natürlich Weiske's Erklärung, die mich am meisten anspräche. Allein ich denke, wir bleiben bei der Lesart der cdd. und versuchen es, diese so gut als möglich zu erklären. Das Verbum *βλαπτω* heißt im Griechischen in seiner ursprünglichen, im Homer namentlich vorkommenden, Bedeutung: im Laufe hindern, so daß der Laufende, Gehende, Rudernde anstößt, fällt oder zurückbleibt; die zweite Bedeutung ist bekanntlich: schaden. Keine von beiden Bedeutungen giebt in unserer Stelle einen passenden Sinn; wir müssen also wohl eine passendere Bedeutung, als die uns das Wörterbuch angiebt, zu finden suchen. Heindorf unternimmt es, was ich in meinem Erklärungsversuche einer Stelle aus Ho-

ratius anführte, eine lateinische Stelle mit Hülfe eines deutschen Sprichwortes zu erklären; was der große Mann sich erlaubte, dem Aehnliches, meine ich, wird auch mir einmal verstattet seyn dürfen, es nämlich zu versuchen, den griechischen Ausdruck durch einen wohl ziemlich allgemeinen deutschen zu erklären. Man sagt nämlich im Deutschen: ein Frauenzimmer schwächen, an Statt des Ausdrucks: schwängern. Das Verbum βλαπω heißt: schaden; kann es nun nicht auch, von den Folgen des sinnlichen Liebesgenusses gebraucht, schwächen, mithin schwängern bedeuten? Meiner Meinung nach kann es das allerdings, wenn auch unsere Stelle die einzige seyn sollte, in welcher es in dieser Bedeutung vorkommt; denn dieser Umstand scheint mir kein hinlänglicher Grund zu seyn, um eine passende Bedeutung zu verwerfen, da sie noch in vielen andern, für uns verlornen Stellen vorgekommen seyn mag. Auch angenommen, es sey diese Bedeutung nur im gemeinen Leben, wie das deutsche: schwächen, gebräuchlich und nicht in die eigentliche Bücherſprache aufgenommen gewesen, so kann ja auch Xenophon wohl einmal aus irgend einem Grunde, oder auch aus einiger Nachlässigkeit, von der auch er in seinen Schriften keinesweges ganz frei ist, diesen gemeinern Ausdruck haben gebrauchen wollen, oder er ihm entschlüpft seyn, und Stobaios hat ihn in seinen Excerpten in die feinere Bücherſprache übertragen. Wenigstens sehe ich nicht ein, warum

βλαπτω die von mir angenommene Bedeutung nicht haben könne, und warum Xenophon es in dieser Bedeutung nicht gebraucht haben solle. Demnach übersetze ich nun die Worte: ἔθηκε γαρ bis ἀλληλων ειεν also: „er verordnete nämlich, daß der Mann sich scheue, zur Frau hingehend und wiederum von ihr sich entfernend gesehen zu werden. Denn wenn sie auf diese Weise (nämlich verstohlen) in Liebe sich einigen, seyen sie nothwendig von größerer Liebessehnsucht nach einander erfüllt, und es entstehen dann, wenn die Männer die Frauen etwa schwängern, so vielmehr kräftigere Nachkommen, als wenn sie einander (nämlich durch zu oftes Zusammenkommen) überdrüssig werden.“ Wendet man ein, ich ergänze bei βλαπτοιεν Subject und Object, und will man diese Freiheit mir nicht gestatten, ei nun, so nehme ich βλαπτειν, in Analogie mit seiner ersten Bedeutung, hier in der Bedeutung: zu Falle gebracht, d. i. geschwächt, geschwängert, werden; da ergänze ich dann nur: die Frauen, und das darf ich wohl allerdings, und habe mir dadurch eben so, wie durch die andere Bedeutung, durch einen üblichen deutschen Ausdruck, wie Heindorf durch ein Sprichwort, zu helfen gesucht. Mögen nun sachkundige Männer entscheiden, ob meine Ansicht zu billigen, oder zu verwerfen sey.

2) De rep. Lac. c. 2. §. 10., wird das Wort Τυρους angegriffen. Es ist, wie auch Weiske meint, völlig unnütz, mit Camerarius πυρους

Statt τυρους zu lesen. Weiske glaubt aber, man müsse doch, mit Camerarius, παρ' Ὀρθιας μαστιγοῦν zusammennehmen und Statt δη, bei ἁρπασαι, lesen: δε. Er fügt zur Erklärung hinzu: caseo multum vescebantur Lacedaemonii, et quinque minas casei afferebat is, qui cibos sodalibus praebebat in phiditio, e quibus caseis fortasse pueri phiditiis de more adhibiti furari solebant, sicut et Zeunio videbatur. E phiditiis cibos ab iis surripi solitos fuisse, diserte tradit Plutarchus in Lycurgo c. 17. Wohl läßt es sich nicht läugnen, daß diese Erklärungsart ziemlich befriedige; allein ich möchte doch auch, daß man, ohne die bestehende Ordnung der Worte zu ändern, die Stelle zu erklären suchte. Weiske sagt: e quibus caseis fortasse pueri furari solebant; also ein vielleicht: das darf ich mir ja wohl auch erlauben und sagen: vielleicht ist in dieser Stelle von der gewönlichen Geißelung am Altare der Artemis gar nicht die Rede, und es kann auch davon nicht die Rede seyn, wenn man die Worte unverändert stehn läßt. Vielleicht darf man annehmen, daß der Orthia (Artemis, die diesen Beinamen von einer Gegend Arkadiens hatte, wo sich ein ihr geweihter Tempel fand), als einer ländlichen Hirtengottheit, die aus dem Jägerleben in das Hirtenleben mit herübergekommen war, auch Käse als ein Hauptprodukt der Hirten, geopfert wurden. Dies zugegeben, muß man, meine ich, übersetzen: „und

obwohl er es für rühmlich gelten ließ, vom Altare der Orthia so viel, als möglich, Käse zu stehlen, so befahl er doch andern, die Diebe zu geißeln.“ Mich dünkt, diese Art zu erklären sey nicht weniger annehmlich, als die Weiskesche, bei welcher immer auch die Einwendung Statt hat, warum denn das Käsestehlen dem Geißeln am Altare der Artemis vorausgehen solle als wirkende Ursache; ja Weiske selbst fügt in seiner Anmerkung hinzu, „daß die jährliche Geißelung am Altare der Artemis eigentlich Statt gefunden habe, um den Altar (Statt der sonst üblichen Menschenopfer nämlich) mit Blut von Menschen zu besprengen.“ Eine, wie die andere Erklärung ruht auf Vermuthungen, und da bin ich denn wohl geneigt, lieber einer Vermuthung zu folgen, bei der die Worte unverändert stehen bleiben, als einer andern, bei welcher das nicht Statt findet.

3) De rep. Lac. c. 6. §. 2., wo der Ausdruck οὗτοι zu Aenderungen Anlaß giebt. Morus glaubt, es sey in dieser Stelle etwas ausgefallen, und ergänzt, in Bezug auf οὗτοι, οἳ ἂν των ἑαυτου ἀρχειν δυνωνται, qui et in ipsius liberos imperio uti possint; außerdem will er, nach Stobaios, in den Worten: ὥσπερ ἂν και τον, das τον in των umändern, was Weiske auch gethan hat. Zeune will Statt οὗτοι lesen: τοι οἳ oder ἐτι οἳ. Weiske nimmt an, es sey keine Aenderung von Nöthen, außer dem τον in

των, und construirt: ἀναγκη (αὐτῳ ἐστιν) οὕτως ἀρχειν ἐκεινων, ὧν αὐτος ἀρχε, ὥσπερ ἂν ꝛc; er bezieht οὗτοι auf πολιται. Abermals ist, meiner Meinung nach, die größere Richtigkeit auf Seiten der Weiskeschen Erklärung; dennoch erlaube ich mir, zu widersprechen, und glaube, die Stelle kann ohne alle Aenderung so erklärt werden: οὗτοι muß übersetzt werden: hier, da; bei τον ergänze man παιδα; dann ist nichts ausgefallen und der Sinn, wie es scheint, klar genug, wenn man so übersetzt: „wenn aber einer sieht, daß hier Väter der Knaben (oder: daß Väter der Knaben da) sind, über welche er die Aufsicht führt, so muß er nothwendig so die Aufsicht führen, wie er etwa wünscht, daß auch über seinen Sohn Aufsicht geführt werde.“ Bei der angenommenen Bedeutung von οὗτοι glaube ich nicht im Irrthume zu seyn, da es allerdings die Bedeutung: diese hier, folglich, in Analogie mit οἵδε, auch wohl füglich durch: hier, da, gegeben werden darf, obwohl ich im gegenwärtigen Augenblicke mich keiner Stelle entsinne, die meine Annahme bestätigen könnte.

4) De rep. Lac. c. 6. §. 4., wo πεπαυμενους zu Aenderungen veranlaßt. Weiske erklärt πεπαυμενους, wohl, wie mir es vorkommt, etwas voreilig, für ineptum und fügt hinzu: assentior Zeunio, qui reponi jubet πεπαμενους i. e. συνεσκευασμενους, κεκτημενους, quod bene opponitur insequenti δεομενους. Mo-

rus merkt an: etsi locus utcunque verti potest: illos (qui paratum habent victum) desinere et relinquere parata; tamen potius legendum est πεποιημενους, qui sibi pararunt cibum. Meiner Meinung nach ist weder Heyne's, noch Morus Aenderung nothwendig, sondern die Lesart πεπαυμενους kann unangefochten stehen bleiben. Es ist nämlich dieser Ausdruck, wie mich dünkt, dem Sinne der Stelle zu Folge, dem Anstrengen auf der Jagd entgegengestellt und bedeutet mithin: die geruhet, sich nicht angestrengt haben; daß aber παυεσθαι die Bedeutung: ruhen, sich nicht anstrengen, habe, das bedarf wohl keines Beweises. Ich meine nun so übersetzen zu müssen: „denn er ordnete an, wo nur die, die auf der Jagd sich verspätet, irgendwo der Nahrungsmittel bedürfen, im Fall sie sich keine (zuvor) zubereitet, da sollten die, die sich nicht angestrengt (geruhet) haben, was sie sich zubereitet, lassen.“ So sey, denke ich, ohne Aenderung, die Stelle deutlich genug.

5) De rep. Lac. c. 8. §. 3., wo die Worte: τους αὐτους τουτους Schwierigkeit machen. Weiske bemerkt zu dieser Stelle: principes; sed eosdem (fragt er nun), quibuscum egerat Lycurgus, an alios deinceps? Morus fragt: quinam? — Mir scheint es, daß allerdings doch wohl die κρατιστοι gemeint seyn, von denen zuvor die Rede war, die in der Folge, nach der Periode des Lykurgos, die Ephorie einführten. — In eben

diesen Paragraphen sieht man auch unnützer Weise das ἠγησατο an, das Weiske auch mit ἠγησαντο vertauscht hat, wofür er seine Gründe, in der Anmerkung dazu, angiebt, die mir aber nicht genügen. Morus sagt: leg. τις ἠγησαιτο, ohne sich weiter in etwas einzulassen. Zeune ergänzt, wie Weiske mit anführt, τις zu ἠγησατο, und Zeune hat, nach meiner Ueberzeugung, Recht; denn auch bei andern guten Attikern kommt wohl die Ergänzung des τις, in der Bedeutung des deutschen Pronomen: man, nicht eben so sehr selten vor, daß man deshalb in unserer Stelle den Singular in den Plural verwandeln müßte. Das ἀν aber gehört zu dem Infinitiv κατάπληξειν, was keines Beweises bedarf.

6) De rep. Lac. c. 9. §. 5., wo ἀντισφαιριοῦντας Anstoß giebt. Weiske's Aenderung dieses Wortes in ἀντιφεριοῦντας hat allerdings viel Ansprechendes; er übersetzt: saepe etiam talis homo (ein κακος nämlich, ein Feiger), cum dividunt pugnaturos (in duas catervas), neutra in parte collocatus excluditur. Auch dieser Uebersetzung kann man seinen Beifall nicht ganz versagen. Dazu kommt, daß auch Morus nur ungern die Leseart ἀντισφαιριοῦντας stehen läßt, und Zeune an deren Stelle ἀντιφεροῦντας setzen will, was eben Weiske ins Fut. Attic. ἀντιφεριοῦντας verwandelt, da ἀντιφεροῦντας, wie Zeune doch will, nicht von ἀντιφερίζειν abgeleitet werden

kann. Dennoch spreche ich es ohne Scheu aus: Warum man dieses Wort anficht, ist mir fast unbegreiflich. Camerarius giebt, wie Morus anführt, dem Ausdrucke die Bedeutung: pila ludere. Die Spartaner liebten das Ballspiel und machten oft Gebrauch davon; am Ende des vorhergehenden Paragraphen stehen die Worte: πας δ'ἀν ἐν παλαισματι συγγυμναστην; in diesen Paragraphen folgen die Worte: και ἐν χοροις δ'εἰς τας επονειδιστους χωρας ἀπελαυνεται; alles dies scheint mir zu bestätigen, daß ἀντισφαιριοῦντας richtige Leseart sey, und ich übersetze dem zu Folge also: „oft bleibt auch ein solcher, wenn man die, welche Ball spielen wollen, in zwei Haufen theilt, übrig, ohne daß man ihm einen Platz anweist.“ — In eben diesem Paragraphen will man von den Worten: ἐν τοις νεωτεροις das ἐν wegwerfen, was Weiske auch gethan hat, und zwar, wie er sagt, weil, von Stephanus an, jeder Ausleger dazu räth; ähnlicher Meinung ist auch Morus. Ob der angegebene Grund des Verwerfens wohl hinreichen dürfte? Ich glaube nicht; denn auch die größten Männer unter den Gelehrten sind Menschen und können irren. Sollte sich dies ἐν wirklich auch auf keine Weise vertheidigen lassen? wie, wenn man ἑκαστῳ ergänzte? Ist eine solche Ellipse unerhört? Die Stelle würde dann heißen: και ἐν θακοις και ἑκαστῳ ἐν τοις νεωτεροις i. e. „sogar vor jedem unter den Jüngern.“ — Endlich wird in eben

diesem Paragraphen noch die Stelle γυναικος δε κενην ἑστιαν οὐ περιοπτέον angefochten. Weiske fertigt sie mit den Worten: hoc nemo intelligit, Morus mit den Worten: haec non intelligo, ab. Sollen wir diesen Beispielen folgen? Ich denke, nein; denn sollten wirklich diese Worte ganz unverständlich, auf keine Weise zu erklären seyn? Ich versuche folgende Erklärung: ἑστια heißt h. l. Hausaltar, was es oft bedeutet; κενη εστια γυναικος, der leere Hausaltar einer Frau, könnte das nicht so viel heißen, als: der des Mannes beraubte Hausaltar einer Frau, und, freilich etwas kühn ausgedrückt, den Wittwenstand bezeichnen? Wie, wenn man nun, dieser Erklärung gemäß, übersetzte: „er darf auch nicht einmal eine Wittwe heirathen," oder wörtlich: „auch nicht nach dem leeren Hausaltar einer Frau darf er sich umsehen?" Obgleich eine solche Art, sich auszudrücken, nicht eben xenophontisch seyn mag, so kann man doch auf der andern Seite nicht läugnen, daß auch er einmal zu einem nicht ganz natürlichen Ausdrucke sich habe verleiten lassen, der noch dazu vielleicht im allgemeinern Gebrauche war, als wir wissen können.

7) De rep. Lac. c. 11. §. 5., wo man παντ' ἐχων ändern will. Morus sagt in seiner Anmerkung zu diesem Paragraphen: pro παντ' ἐχων leg. παντα παρεχων: omnia praestat, quae praestanda sunt, und Weiske stimmt ihm bei. Mir aber scheint keine Aenderung nöthig, wenn man

so erklärt: ἔχων, sc. παρεχεσθαι, παντα, d. i. „kann leisten, versteht.“ Sollte man nicht aus dem Folgenden das παρεχεσθαι ergänzen und ἔχειν mit dem Infinitiv in der Bedeutung: können, die es ja so unzählige Male hat, nehmen dürfen?

8) De rep. Lac. c. 15. §. 6., wo man πλην οὐκ ἐφοροι angreift. Morus sagt: leg. πλην οἱ ἐφοροι, giebt aber für seine Meinung weiter keinen Grund an. Mir scheint eine Aenderung unnöthig. Es findet hier ein nicht auffallender Pleonasmus Statt, den auch Weiske unangetastet gelassen, was mich in meinem Glauben, daß eine Aenderung unnöthig sey, noch mehr bestärkt. Der Artikel οἱ ist vor ἐφοροι keineswegs unumgänglich nöthig. Ja man kann selbst πλην durch: nur, übersetzen, dann findet nicht einmal ein Pleonasmus Statt.

Das sind meine Ansichten über die angefochtenen Stellen in Xenophons Schrift de Lac. rep., die ich hiermit sachkundigen Männern zur Prüfung vorlege, wünschend, sie mögen mich belehren, wo ich irrte. Von jeher ein Feind alles raschen Aenderns der Lesearten in den Schriftstellern, habe ich es immer zu versuchen mich bemüht, die gemeine Leseart stehen zu lassen, und doch eine, so viel als möglich, angemessene Erklärung aufzufinden. Von der Art sind denn auch diese Versuche, die ich lediglich in der Absicht niederschrieb und bekannt mache,

um mich, wenn ich auf Irrwegen bin, zurechtweisen zu lassen, und keineswegs aus eitler Sucht, verdienter Männer dankbar anzuerkennende Bemühungen herabzusetzen und ihren Werth zu schmälern, wie auch die Darstellung, denke ich, ohne Zweifel hinreichend zeigen wird.

Neue Erklärung der Eclogen Virgils, als Bilder der zehn Monate des alten römischen Jahres.

Aurea mala decem. *Virg.*

(Geendigt den $\frac{8}{15}$ Nov. 1823. und damals vorgelesen in der Sitzung der Kurl. Gesellsch. f. L. u. K.)

Von E. Chr. v. Trautvetter.

Eine der anziehendsten Entdeckungen, zu welchen ich durch meine Forschungen über die Mähr geführt wurde, war für mich die: daß die zehn Eclogen des Virgils den zehn Monaten des alten römischen Jahres entsprechen. Auch Göthe, dem ich bei einem Besuche diese Erklärung mittheilte, fand dieselbe, wie er sich ausdrückte, „sehr artig.“ Wer hat nicht in seiner Jugend diese Eclogen gelesen, und dadurch einen unbestimmten Eindruck schöner Naturschilderung erhalten, ohne gleichwohl von der Anlage des Ganzen und so manchem Einzelnen sich eine verständige Rechenschaft geben zu können?

Denn wenn wir so etwas dichten wollten, so würde das freilich sehr natürlich und begreiflich ausfallen, wir würden eine Landschaft, ein Schäferstündchen schildern, aber gerade das Beste, jenes im Virgil unverstanden Gebliebene, würde fehlen, und wir würden finden, daß dieses zu einem Kunstwerke dieser Art denn doch von großer Bedeutung sey. Mit dem Ausdrucke: „Pan sorgt für die Schafe," lehrt uns zwar das Gefühl irgend etwas Tieferes verbinden, aber den Sinn dieses Tieferen hatten wir doch nicht gefunden. Die Sache blieb also nicht nur immer ein Räthsel, sondern, was das Sonderbarste war, man dachte nicht einmal daran, daß hier ein Räthsel verborgen liegen könne, so nahe dies auch durch die alten Dichterwerke selbst gelegt war. Wir sehen es als aufgegebenes Räthsel an, und hier gilt es den Versuch, dies Räthsel zu lösen.

Den Ausdruck Ecloga, Auslese, erklärte man bisher für eine Auswahl etwa des Besten aus einem Vorrathe ähnlicher Gedichte. Allein eine solche Auswahl des Besseren aus dem Schülerhaften ist dem Kunstsinn der Alten nicht angemessen, und würde kein gutes Licht selbst auf das Ausgewählte werfen. Wir haben eine bessere Erklärung jenes Namens, wenn wir ihn für gleichbedeutend mit Skizze, d. h. einem Ausgesuchten, nehmen, und zwar in dem Sinne, daß hier nicht, wie etwa in einer Heldensage, ein fortlaufendes Gemälde gegeben wird, sondern nur einzelne Bilder ausgelesen und aus-

geführt werden, so wie man etwa einen schönen Kopf aus einem großen geschichtlichen Gemälde besonders aushebt. Wir haben hier also eine Folge von einzelnen Bildern oder Schilderungen, und diese Erklärung stimmt auch ganz mit dem griechischen Namen Idyllion überein, welches ein Bildchen heißt.

Diese Stücke sind also eben solche Monatsbilder, wie ich mich erinnere als Kind im Kalender vor jedem Monat gefunden und betrachtet zu haben. Deren Erklärung wurde mir freilich damals leichter gegeben, z. B. die pflügenden Stiere beim März, nach dem Sprichworte: im März muß der Pflug sterz; die brütenden Vögelchen beim Mai nach dem Reimchen: im Mai erfriert der Vogel im Ei u. s. w.

Doch mit etwas mehr Gelehrsamkeit, als der eines Knaben, dürfen wir hoffen, auch für die hier vorliegenden Kalenderbilder des römischen Dichters einen befriedigenden Aufschluß zu finden. Indeß lassen wir uns hiebei, um nicht ermüdend und kleinlich zu werden, nicht auf alle Einzelheiten ein, sondern begnügen uns, was ohnehin dem Dichtergeiste näher kommt, durch treffende Andeutungen den Sinn und die Anlage dieser Stücke im Ganzen zum Verständniß zu bringen.

Wie alle die ältesten Einrichtungen immer einem der Könige der römischen Urmähr zugeschrieben werden, so heißt es auch vom römischen Kalender, wie folget: (s. in Wencks lateinischer Sprachlehre, vom römischen Kalender) „Romulus, der Stifter Roms,

führte zuerst ein Jahr von 10 Monaten ein, wovon die vier ersten Martius, Aprilis, Majus, Junius hießen, die übrigen nach ihrer Zahl Quintilis, Sextilis, September, October, November, December genannt wurden." — „Dem März, Mai, Quintilis und October gab er 31, den übrigen 30 Tage, zusammen 304; jene hießen nach griechischer Weise pleni, volle, diese cavi, hohle Monate. Diese Unrichtigkeit seiner Zeitrechnung bemerkend, soll er noch 2 Schaltmonate ohne Namen hinzugefügt haben, welche sein Nachfolger Januarius und Februarius nannte. Der dem Gotte des Beginnes (Janus) geweihte Januarius wurde zum Anfange, der Februarius als Reinigungsmonat zum Schlusse des Jahres" (aber in anderem Sinne!) „bestimmt."

Der glücklichen Vorbedeutung wegen gab Numa allen Monaten eine untheilbare Anzahl von Tagen, der Februar, als Unglücksmonat, erhielt 28 Tage. Daß Julius Cäsar als Oberpriester nachmals dieses römische Jahr berichtigte, ist bekannt.

Was hier als eine Unrichtigkeit im Kalender des Romulus angegeben wird, nämlich die fehlenden zwei Monate, war vielmehr eine Eigenheit des Alterthums, wo der Monatsverlauf mit dem Verlauf des Ackerbaues in so enger Beziehung stand, und also Januarius und Februarius, als Monate der Ruhe in der Wachsung und im Landbau, auch der heiligen Feier gewidmet waren. März war der Anfang, daher auch Martius als der

Stifter und Stammvater, als Vater des Romulus und Remus, gefeiert wurde. Ueberhaupt sind ja Frühlings- und Herbstgleiche, Winter- und Sommersonnenwende die verschiedenen Beginne der Jahre bei den verschiedenen Volksgeschlechtern.

Da die Bilder des Himmels nach den Jahreserscheinungen auf Erden ersonnen waren, so ist es kein Wunder, daß unter jenen Bildern auch solche sich fanden, die mit den Heerden und dem Hirtenleben zusammen hingen. Dies gab denn der Einbildungskraft der Dichter ein unerschöpfliches Feld zu den sinnreichsten Dichtungen und Zusammenstellungen. So ist gleich das Bild des ersten Zeichens, der Widder oder Schafbock, das des folgenden der Stier, über ihnen der Löwe und andere reissende Thiere, daher es denn heißt: „die Heerden werden nicht die grimmigen Löwen fürchten.“ Jenen Viehzeichen gegenüber, steht der Schlangenträger, dieser wird daher als Hüter des Viehes dargestellt, wie denn der helle Stern im Aesculapius der Hirt heißt, bisweilen hingegen wurde der Stier (oder der Löwe) als der Anti-Aesculapius bezeichnet, weil er ihm gegenüber steht. Der Pol selbst wird als Hirt vorgestellt, welcher die Heerden, die Gestirne, weidet. Auch der Herkules in der Löwenhaut (zugleich das Sternbild des Apollo, mit der Lyra, die daneben steht), wird als ein lautenspielender Hirt dargestellt. Auf diesen Grundzügen beruht denn die Hirtendichtung überhaupt; nun wollen wir uns im

Einzelnen zu den vorliegenden Hirtengedichten wenden, und sehen, ob sich das hier im Allgemeinen Gesagte auch im Einzelnen bewährt.

V. Das erste Bildchen müßte also nach meiner Erklärung auf den Monat März gehen, der, wie wir aus Ovid's Fastis sehen, dem Kriegsgotte, dem Vater der Römer, geweiht war. Es müßte also von Krieg und Kriegsgeschrei, von der martialischen Stadt Rom die Rede seyn. Und siehe, dem ist wirklich also. Meliböus, der Ziegenhirt (ein Bild der Frühlingsgleiche), preiset den Tityrus glücklich, der ruhig unter dem Dache der Buche seine Flöte ertönen läßt, und bejammert sein eigenes Mißgeschick, daß er auswandern, und einem Fremdling, einem wilden Krieger seine schönen Gefilde überlassen muß. Eine Anspielung auf die Vertheilung der Ländereien unter die alten Krieger der Triumviren. Wenn man will, ist es zugleich ein Bild des scheidenden Jahres; denn am Jahresschluß muß nach einer alten Sage sich immer einer weniger in der Versammlung finden.

VI. Das zweite Bildchen müßte nach meiner Auslegung den April schildern. Dieser ist, wie auch Ovid's Fasti lehren, der Venus gewidmet. Von Liebe und Liebesqual müßte also hier vorkommen. Und wirklich hören wir den armen Coridon seine Liebespein klagen. Die Worte „jetzt sucht auch schon das Vieh den Schatten und die Kühle" zeigen die im Süden schon wärmer werdende Jahreszeit an.

„Die Stiere bringen die Pflüge zurück.“ Der Stier ist das Monatszeichen und der Pflug deutet auf die Beschäftigung des Landmanns.

♊. Das dritte Bildchen wird auf den May fallen, dessen Zeichen die Zwillinge sind. Und wirklich finden wir hier einen Zweisprach, einen Zwist zwischen zwei Hirten. Denn, wie Horaz sagt: Castor freut sich der Rosse, und Pollux, aus demselben Ei entstanden, des Faustkampfs. So hier die Gegensätze im Wechselgesange und zwar deren gerade zwölf.

♋. Das vierte Bildchen hat von jeher den Auslegern viel zu schaffen gemacht. Einige hatten prosaische, historische Auslegungen; z. B. Voß erzählt uns: „durch einen neuen Frieden, den Pollio zwischen Octavian und Antonius gestiftet, war Virgil der abermaligen Furcht, sein Gut zu verlieren, und eines neuen Bürgerkriegs überhoben. Die Freude darüber drückt er in diesem Gedicht aus, und knüpft daran die Hoffnung an einen bald zu erwartenden Sohn des Pollio, dessen Gemahlin wahrscheinlich zu Venetia schwanger war, und auf den er die sibyllinischen Weissagungen bezieht.“ Heyne hatte die Wahl gegeben zwischen dieser Beziehung auf den Knaben, welcher der Gattin des Pollio noch aus der vorigen Ehe geboren ward, und zwischen der auf ein Kind, das August im folgenden Jahre zu hoffen hatte (die nachmals berüchtigte Julia). Man sieht, wie beide Beziehungen

hinken. Anderer Deutungen dieser sibyllischen Weissagung nicht zu gedenken, so hat ein Engländer ein eignes (in der Gött. Gel. Zeitung angezeigtes) Werk über diese Idylle geschrieben, worin er sagt, daß man überhaupt die alten Dichter ohne Kenntniß der Astrologie nicht verstehen könne, und daß insbesondere diese Ecloge von der Nativitätsstellung Roms zu verstehen sey, und von dem wichtigen Eintritt in's Zeichen des Krebses, in Bezug auf das große Jahr. Dieß träfe dann mit dem Junius zusammen, der auch nach meiner Erklärung hier folgt. Allein auch diese Erklärung ist zu weit gesucht. Die Gelehrten haben auch hier den Wald vor lauter Bäumen nicht gesehen. Der Junius, sey er von den jungen Geschlechtern oder von der Juno Lucina, der Geburtshelferin, genannt, mußte etwas Junges bringen. Das Junge war der neue Consul, d. i. nach Römischer Sprache das neue Jahr. Der Name des ersten Consuls aber ist Junius (Brutus) selbst. (Es war die Sage, daß Tarquinus an den Calenden des Junius geflohen sey, und daher der Junius von Junius Brutus den Namen habe.) Und die Consulwahl geschah noch späterhin nach der Sommersonnenwende. Daher die Zeile: „Singen wir Wälder, so seyn des Consuls sie würdig.“ Die Sommersonnenwende ist ein Anhub (Epoche). Diese Epoche, die letzten sechs Monate, werden personificirt. Das goldene Zeitalter, die Herrschaft oder das Fest des Saturns im December, mußte

erscheinen, wo nur Freude herrscht. Dann tritt der neue Sproß die hohen Ehren an. Jeder Zug ist sprechend, das Ganze ein hochdichterisches Gemälde! Ich begnüge mich hier mit der allgemeinen An- und Ausdeutung.

N. Das fünfte Bildchen. Zwei Hirten, Menalkas (der Starke) und Mopsus besingen hier den Daphnis (Daphne bekanntlich der Lorbeer); der erste dessen Tod, der zweite dessen Vergötterung. Einige Ausleger glaubten hier eine Anspielung auf den Tod und die Vergötterung des Julius Cäsar zu finden, andere glaubten solche schwärmerische Einbildung zurückweisen zu müssen. Und wir? Die Ecloge muß auf den Quinctilis fallen, der zur Vergötterung Cäsar's den Namen Julius erhielt. Also trifft dieß herrlich zu. Auch der Löwen, der Tiger und des Bachuszuges wird gedacht, und der heißesten Jahreszeit gemäß werden die Quellen mit Schatten überzogen. Nach Horazens Worten: „Dich, Bandusia's Quell, weiß des grausamen Hundssterns Stunde nicht zu treffen.“ Aber auch die beiden Hirten sind bedeutend, Menalkas der große, Mopsus der kleine Hundsstern, nach denen noch jetzt jene Tage genannt werden.

M. Das sechste Bildchen. Nach meiner Erklärung müßte hier eine Jungfrau, eine Nymphe zum Vorschein kommen; es müßte die Zeit gemalt werden, da sich die Traube röthet, die ausgelassene Erndtefreude; bey den Alten durch Satyrspiele er-

höht. Dieß Alles findet sich wirklich. Der begeisterte Silen singt einen ganzen Sagencyclus, Ovids Metamorphosen im Kleinen. Es würde zu weit führen, wenn ich auf die Auslegung des Einzelnen eingehen wollte.

ℓ. Das siebente Bildchen. Auch hier verwahrt sich Heyne wieder gegen alle allegorischen Deutungen, die freilich zum Theil auch gar zu läppisch waren. Das Stück fällt auf den September, dessen Zeichen die Wage, bedeutend die Tag- und Nachtgleiche, die Halbkugeln des Himmels. So führt uns der Dichter zwei Hirten auf, Corydon und Thyrsis, welche die Schaaf- und Ziegenheerden in Eins zusammengetrieben hatten, beide blühenden Alters, Arkader beide, im Singen sich gleich und zu antworten bereit. Daphnis als Richter sitzt unter der Eiche, da auf alten Planisphärien bei diesem Zeichen ein Baum sich findet.

m. Das achte Bildchen fällt auf den October, in das Zeichen des Scorpions. Diesem Zeichen wird überall eine böse Bedeutung beigelegt, weil in demselben die Finsterniß über das Licht den Sieg davon trägt. Es heißt daher der Mörder des Osiris (s. meine lateinische Sprachlehre, S. 581.) Dieß Zeichen heißt auch der auf dem Berge Geborne; der Mänalus nämlich steht bei demselben. Nach meinem Erklärungsgrunde müßten wir also hier von Noth und Unglück hören: und was finden wir? Die Gesänge zweier Hirten, beide freilich dem Theo-

crit nachgebildet. Damon drückt den Schmerz und Kummer eines Hirten aus, dem seine Nisa den Mopsus vorgezogen hatte. Er sagt den Wäldern Lebewohl, und will sich verzweifelnd von luftigen Felsen in die Wogen stürzen. Der Refrain seiner letzten Stolle ist: „Laß ab, meine Flöte, laß ab von Mänalischen Weisen.“ Des Alphösibäus Lied enthält, wie ein Weib den Daphnis (die Sonne), von dem sie sich verlassen wähnt, durch magische Beschwörung aus der Stadt zurückzurufen sucht.

†. Das neunte Bildchen müßte nach meinem Auslegungsgrunde für den November-Monat sich schicken, für das Zeichen des Schützen, des Wolfes, des Mars. Und siehe! es fängt wieder mit den Erinnerungen an das Kriegsunglück an, wie das erste Bildchen. „Unter den Geschossen des Mars vermögen die Lieder nichts. Wir mußten es erleben, daß der neue Besitzer uns auswandern hieß. Besiegt und traurig schicken wir ihm diese Böcke.“ So singt der altersschwache, mühbeladene Möris nichts, als wehmüthige Erinnerungen besserer Zeiten. „Der Geist ist dahin, auch die Stimme; die Wölfe sahen den Möris zuerst.“

Z. Das zehnte und letzte Bildchen endlich würde den December, das Zeichen des Steinbocks schildern müssen. Und was findet sich? „Diese letzte Arbeit laß mir, Arethusa, gelingen“; ein Beweis, daß Zahl und Ordnung dieser Stücke nicht etwa zufällig ist. Gallus, der Nordländer, ist der

Held dieses Stücks. Er liebt unglücklich. Alles nimmt Theil. Menalkas kommt naß von der winterlichen Eichel. Und Gallus seufzet: „Fern vom Vaterland, besuchst du hartherzige Lykoris den Alpenschnee, den Frost des Rheins. Ach! daß nicht das rauhe Eis deine zarten Sohlen verletze.“ Dieß ist doch wohl, ich möchte sagen, ein handgreifliches Gemälde des Decembers!

Und so sage ich denn mit unserem Dichter: „Dieß wird genug seyn.“ Es würde mich freuen, wenn dieser und jener es mir dankte, die Eclogen Virgils fortan mit noch mehr Sinn und Verstand lesen zu können. Sollte aber gleichwohl noch Jemand meinen, die hier von mir gegebene Auslegung sey grundlos; so stelle ich ihm das Zweifeln gerne frei, besonders wenn er mir erlaubt, dagegen auch bei ihm an Etwas zu zweifeln.

Rüge einiger jetzt gewöhnlichen Sprachvergehungen.

1) Wenn man gegenwärtig die deutschen Zeitungen lieset, so wird man sich wohl freuen über die größere Sprachreinheit, deren man sich befleißiget. Vor einem Menschenalter las man oft noch ganze Sätze, aus französischen Wörtern bestehend, nur gleichsam durch einen Mergel von deutschen Endungen zusammengekittet, wie z. B. „Dieses po-

litische Raisonnement rebütirt und attakirt direct die perpetuelle Consistenz der temporären Hypotheſen.“ Ein Beispiel ohne Sinn, aber desto besser. — Die deutschen Sprachkündiger haben es auch freilich den Zeitungsschreibern sehr leicht gemacht, indem sie ihnen mehrere Verdeutsch-Wortbücher geliefert haben. Die Uebersetzer fremder Zeitungsartikel brauchen darin nur nachzuschlagen, um einen passenden deutschen Ausdruck zu finden, und bald muß ihnen die Sache geläufig werden. Aber auch eine kleine Mühe dürften sie sich nicht verdrießen lassen, denn es kommt gewiß sehr viel darauf an, ob diese Blätter, die Jedermann täglich liest, in einer guten oder schlechten Sprache geschrieben sind. Jene Verdeutsch-Wortbücher bedürfen aber einer fortwährenden Verbesserung und Berichtigung. So steht z. B. in Karl Müller's Schrift: Allgemeines Verdeutsch-Wortbuch der Kriegssprache. 1814. — Folgendes: „Nationalität, Volksthümlichkeit, Volksthum. Jahn.“ Und so lese ich jetzt in einem, wahrscheinlich aus dem Französischen übersetzten Zeitungsstücke (Artikel) folgenden Satz: „Ich stelle mich an die Spitze der Bewegung, die Euch einem neuen und festen Stand der Dinge, dessen Kraft das Volksthum ausmachen wird, entgegenführt.“ Hier stand ohne Zweifel in der Urschrift Nationalitaet, und der Uebersetzer, obiger Gewähr folgend, gab es durch Volksthum. Diese Uebersetzung von Nationalitaet durch Volksthum ist

aber ganz unrichtig, und giebt einen ganz falschen Begriff. Nationalitaet kommt her von Nation und dieses vom lateinischen (g)nasci geboren werden, hat also mit Natur einerlei Wurzel. Eigentlich gebrauchte der Lateiner natio für Volksstamm (z. B. die Hessen) und gens (Geschlecht, Gattung) für ein Volksgeschlecht, z. B. das deutsche, keltische, slavische, litthauische. Doch wurde oft auch natio in dieser allgemeineren Bedeutung gesetzt. Nation zeigt also eine Verbindung an, die die Sache der Natur, der Abstammung ist, und Statt finden kann ohne staatliche Verbindung. Volk hingegen ist das lateinische vulgus, allenfalls populus, peuple, das slavische pulke, und bedeutet nur einen Haufen, ohne auf Abstammung zu sehen, wie dieß z. B. bei einem Kriegshaufen der Fall seyn kann. Volk ist also nicht Sache der Natur, sondern oft des Zufalls, der Willkühr. Volksthümlichkeit würde allenfalls durch Popularitaet zu geben seyn, aber nicht durch Nationalitaet. Diese würde im Deutschen durch Geschlechtlichkeit, Stammartigkeit übersetzt werden können. Volksthum und Nationalitaet sind sich sogar in gewissem Sinne entgegengesetzt; erstes weiset mehr auf das Democratische, letztes auf das Aristocratische, das Erbliche hin. Jenes geht auf das Wahlrechtliche und herrscht im Mittelalter, letztes geht auf das Erbrechtliche, und herrscht in der alten Zeit. Ich will damit nicht sagen, daß Jahn, der das Wort Volksthum aufgebracht, dabei das

Democratische im übeln Sinne (das Ochlocratische) meinte; ich gebe vielmehr zu, daß ihm die Einstimmung zwischen Volk und Fürst, wie sie der französische Krieg noch zeigte, vorgeschwebt habe. Eben so wenig aber ist das Wort Nationalitaet (Geschlechtlichkeit) im übel-aristocratischen Sinne (im oligarchischen, kastenmäßigen) zu nehmen, sondern es bezeichnet den Adel eines ganzen Volksgeschlechts. Ein Volk (populus, peuple) kann, wie die Erfahrung lehrt, verschiedene Nationalitäten umfassen, und diese, mit weiser Berücksichtigung der Nationalverschiedenheiten, zu einem kriegerischen oder staatlichen Ganzen verbinden. Das wäre dann eine Begründung auf das Volksgeschlechtliche, Nationale. Eine Begründung auf das Volksthum hingegen würde immer eine Begründung auf das democratische Wesen andeuten. Diese kurze Spracherörterung zeigt, wie viel oft auf einen genauen und richtigen Ausdruck, und also selbst auf ein kleines Stück in einem Verdeutsch-Wortbuch ankommt.

2) Eine abscheuliche Gewohnheit reißt jetzt ein, nämlich die lateinischen Kunstausdrücke einerseits zu biegen, anderseits nicht. Man setzt in der Einzahl: das Verbum, in der Vielzahl: die Verba. Gut! Aber hat man nun einmal das Wort als ein lateinisches betrachtet und es lateinisch gebeugt, so müßte man auch damit fortfahren, und in den andern Fällen sagen: der Verborum, den Verbis. Dagegen aber lieset man jetzt in gelehrten Zeitungen, in

Sprachlehren, selbst in der Buttmannischen: „von den Verba (sic!); bei den Nomina propria; die Beugung der Pronomina personalia; nach den Praepositiones inseparabiles!“ Dabei kann man nicht sagen: „enthaltet euch des Lachens, ihr Freunde!“, sondern allenfalls: enthaltet euch des Aergers! Wie beleidigend ist ein solcher Barbarismus schon für ein deutsches, geschweige für ein lateinisches Ohr! Nicht ohne Noth muß man fremde Ausdrücke gebrauchen; wo man sie aber gebraucht, da muß man sie auch als fremde behandeln (wenn sie nicht durchaus sich als deutsche behandeln lassen, wie: das Gymnasium, des Gymnasiums, die Gymnasien u. dergl.). So schreibt und beugt Cicero die in Briefen an Freunde vorkommenden griechischen Wörter immer griechisch. So haben's auch unsere Alten gemacht. Lange in seiner, noch jetzt nicht zu verachtenden, Sprachlehre giebt erstens von den lateinischen Kunstausdrücken eine wörtlich treue Uebersetzung, ohne sich auf philosophischen Dunst einzulassen. In Trautvetter's lateinischer Sprachlehre sind die Uebersetzungen der Kunstausdrücke aus Lange und aus dem alten Dictionaire Royal genommen, und mitunter nöthigenfalls gebraucht, um solchen Barbarismen, wie den obigen, zu entgehen, und um den Schüler dazu zu führen, daß er einen Sinn mit den Ausdrücken verbindet, und nicht gedankenlos einen Sinkelares und Bullerales, einen Dahetives und Ackesatives herplappert. Uebrigens aber

werden in jener Sprachlehre die lateinischen Ausdrücke immer, wie im Lange, lateinisch, abgebeugt, und wird empfohlen, den Schüler zeitig daran zu gewöhnen, solche sprachlehrige Auflösungen ganz in der lateinischen Sprache zu machen, wodurch er am ersten einen Casum setzen lernt. Dieß möchte doch wohl, trotz jener barbarischen Mode, als das Vernünftigste erscheinen; denn Nomen durch Namen, Verbum durch Wort, Genus durch Geschlecht, Casus durch Fall ꝛc. zu übersetzen, ist durch kein Gesetz verboten, und wenn auch (was der Verfasser wohl voraussehen konnte) manche auf alte Gewähr sich stützende Uebersetzungen, wie z. B. Syntaxis durch Zusammensteckung, Modus subjunctivus Untersteckmaaße — beim ersten Lesen auffallen und der kleinen Kritik zu einem Sic! oder risum teneatis! gelegen kommen mußte: so ist zu bedenken, daß deshalb die Sache nicht zu verwerfen ist. Man sagt: Vorsteckſylben, — so kann man auch sagen: Zusammensteckung; die Modi gehen auf die Maßgabe, Modalität der Rede, und Maße, als ein sonst ungebräuchlicherer Ausdruck, schickt sich, so wie Staffel, deshalb gerade besser zum Kunstzeichen. Als Cicero beatitas und beatitudo zuerst gebrauchte, sagt er: „durch den Gebrauch muß die Härte sich verlieren;“ und als die lateinischen Sprachlehrer zuerst Nominativus, Supinum, Plusquamperfectum und ähnliche Kunstzeichen erfanden, um nicht die griechischen zu brauchen, kehrten sie sich

nicht daran, daß dieß nicht Ciceronisch klang. Jetzt glaubt nun Jeder, der Nominativus gehöre nothwendig zur Sprachlehre. Darum, hat man etwas als richtig und zweckmäßig erkannt, so habe man auch den Muth, solches, so weit es gestattet ist, zu bethätigen!

3) Es ist falsch, im Deutschen von Beinamen, die an sich schon die übersetzige Staffel sind, z. B. der letzte, der erste (vom ungebräuchlichen ar frühe, lat spät), noch eine vergleichige Staffel zu bilden, als: der erstere, der letztere. Es wäre auch richtiger, zu sagen: mehre, als: mehrere.

4) Die bekannte Regel von Unterscheidung der Ruhe und Hinbewegung reicht doch nicht immer hin, um die, welche nicht das richtige Gefühl der Sprache, wenn ich so sagen darf, haben, den Gebfall oder Anklagefall nach den Hauptwörtern (Verbis) richtig setzen zu lassen. Dieß richtige Gefühl entgeht aber allen denen, welche in Ländern erzogen sind, die ursprünglich nicht deutsch gewesen, sondern wo das Volk wendisch oder lettisch gesprochen hat. Diese müssen dann an gute Gewährsmänner sich halten. So lese ich z. B. oft in der Zeitung: es beruht auf diese Sache, statt: auf dieser.

Tr.

III.

Geschichtliches und gemischte Sachen.

Goethe's Würdigung in Rußland zur Würdigung von Rußland.

(Beschluß.)

Uebersetzung. Aus dem Moskowischen Boten, No. 21. 1827. Seite 79. Von Schewireff.

Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust.

Wir benachrichtigen hiermit die Verehrer der deutschen Dichtkunst, daß wir in Moskwa die ersten 5 Bände von Göthe's Werken, von ihm selbst herausgegeben, bereits erhalten haben. Sie enthalten die Gedichte von kleinerem Umfange, unter welchen wir auserlesene, neue Gaben ersehen. Am Anziehendsten sind uns aber zwei Zwischenspiele zu Faust. Wir wollen von einem derselben: „Helena," ein Mehreres sagen; man muß dasselbe nicht als ein Fragment seines berühmten Trauerspiels Faust, sondern als ein für sich bestehendes Ergebniß der üppigen Phantasie des Dichters, als einen poetischen wunderbaren Traum seiner kecken, luftigen und eigenartigen Phantasie, betrachten. Hiermit den Inhalt: Helena, die Schönheit Hella's, einst die Ursache des Trojanischen Krieges, der Ilias Homer's, der Beginn der Poesie, der Cultur der Griechen und aller Völker Europa's;

Helena, die wunderschöne Gemahlin des Menelaus, ist die Heldin, oder besser gesagt, das erste Gebild dieses Traumes. Mit einem Gefolge gefangener Trojanerinnen kehrt sie nach Sparta zurück. Ohne Freude, mit einem Gefühle des Mißtrauens und der Trauer, ersieht sie die Gemächer ihres Gemahls, wohin er sie selbst gesandt hat, damit sie die gebührende Stelle der Hausgebieterin einnehme und Alles zum Dankopfer für die Götter anrichte. In sinnigen Klagen deutet sie ihre Bangniß über die Liebe Menelaus an; seinem Gebote sich fügend, betritt sie die Gemächer, kehrt jedoch, von Entsetzen ergriffen, zurück. Keine lebende Seele kam ihr beim Eintritte entgegen; tiefes Schweigen und öde Stille überraschten sie; jedoch, kaum nähert sie sich dem Herde, als sie plötzlich eine langgereckte, entsetzliche Weibsgestalt ersieht, die, an glimmender Asche starr sitzend, ohne die Rede der Gebieterin des Hauses zu vernehmen, durch Zeichen ihr gebietet, sich zu entfernen. Helena will zum Schlafgemache eilen, allein die unheilverkündende Phorkyas stellt sich ihrem Beginnen entgegen. Kaum hat Helena ihre Erzählung geendet, siehe da tritt die Weibsgestalt hervor, und die erschrockenen Trojanerinnen äußern ihr Entsetzen in einem kräftig tönenden Chor. Alles Schreckliche, das ihnen auf ihrem Lebenspfade einst begegnete, der Gewitter Schrecken, welche Ilios einst zertrümmerten, die Drangsale seiner Herrscher, Alles dieß, gestehen sie, komme dem Grausen nicht

gleich, welches sie beim Anblicke dieses Weibes ergriffen habe. Tief erzürnt schmäht diese sie nun aus; die eigensüchtigen Sclavinnen erwiedern ein Gleiches, doch stillt Helenen's Stimme, als Hausgebieterinn, den Hader! dieser Streit bringt sie auf jene wehmüthigen Gedanken, daß das Fatum, welches sie mit den Gaben der Schönheit so reich ausgestattet, sie zur Urheberin alles Unheils geschaffen habe. Helena erfährt, daß Phorkyas in Abwesenheit des Menelaus als Schaffnerin angestellt sey, sie befiehlt ihr, Alles zum Opfern zuzubereiten; Phorkyas fragt: „das zu Opfernde zeig' an.“ — Helena weiß es nicht. „Wehe dir! du bist gemeint und diese Sclavinnen! ruft die Unheilverkündende aus. Die schüchterne Schöne fleht, mit dem Chor der Jungfrauen, sie vom drohenden Opfertode zu erretten. Phorkyas verkündet ihnen, daß es wohl ein Mittel gäbe, hört aber nicht auf, mit dem nahen Tode zu drohen, und die Unschuldigen mit dieser Vorstellung zu martern. Sie erzählt hierauf, daß nordwärts von Sparta, in einem von Bergen umgebenen Thale, an den Ufern des Eurotas sich ein kräftiges kriegerisches Volk angesiedelt habe, das aus den cimmerischen finstern Gründen hinauf gezogen wäre. Ihr Anführer sey ein großherziger und herrlich gestalteter Mann; sie wohnen in einer gothischen, regelebenen, himmelanstrebenden Burg, mit welcher die niedrigen Vesten der Griechen nicht zu vergleichen wären. Mauern

glatt wie Stahl; „ja selbst der Gedanke gleitet ab.“ Säulen und Schwibbogen groß und klein; Gallerien, Wappen schmücken diese Burg (auf letztern sieht man Leuen, Aare, Vogelklauen, Hörner, Flügel, Rosen, buntgefiederte Pfauenschweife) und endlose Hallen zu frohen Reigen und Tanzeslust! — Es hause dort ein muthiges Jünglingsvolk, das dem Paris in Schönheit nicht weichet; Helena und die Sclavinnen dringen in Phorkyas, sie hinzugeleiten. Trompeten erschallen — ein Zeichen der Annäherung des Menelaus. Nun führt die Unheilverkündende sie widerwillig davon. Es steigen Nebel auf, sich über den ganzen Schauplatz verbreitend; sie wissen nicht, wohin sie gehen. Plötzlich zerstreuen sich die Nebel, Phorkyas ist entschwunden, und sie befinden sich in dem Burghofe einer gothischen Burg des Mittelalters. Geräusch und geschäftige Unruhe verkünden ihnen einen gastlichen Empfang. Es erhebt sich ein Thron, Teppiche werden ausgebreitet, Kränze durchflechten sich windend, und Faust, des Volkes Anführer, tritt majestätisch in Rittertracht heran, von einem gefesselten Verbrecher gefolgt; zum feierlichen Empfang der Schönheit, bringt er diesen und übergiebt ihn ihrem Gerichte. Der Schuldige ist Lynceus, der Thurmwächter seiner Veste, dessen Späherblick Himmel nnd Erde durchdringt. Er spähet nach Fremden und hütet die Heerden — zum Erstenmal verrieth er sich selbst; er versäumte die Annäherung

der schönen Helena, und dadurch die Zeit, ihr einen feierlichen Empfang zu bereiten. Lynceus, demuthsvoll die Knie vor der Schönheit beugend, bringt seine Entschuldigung dar. Er spricht, den Blick nach Osten gewandt, hätte er nicht ahnen können, die Sonne im Süden aufgehen zu sehen, denn er erblickte Nebel, wußte die Thore der Veste verschlossen; wie konnte er es ahnen, daß aus diesen Nebeln die Göttin der Schönheit sich entwinden würde? Die Schönheit erläßt mild und gütig dem Schuldigen die Schuld. Der hingerissene Faust bietet ihr seinen Thron, sich selbst, mit Einem Worte Alles dar. Lynceus bringt Helenen mit einem Haufen Bewaffneter, Schätze, Beute des Krieges, zum Geschenke dar; — Faust verschmäht dieselben: was soll sie mit einzelnen Schätzen, da ihr Alles gehört! Er befiehlt, seine Gemächer mit allen Gaben der Natur auszuschmücken; denn selbst diese muß der Schönheit huldigen, und Lynceus spricht, die Sonne wäre selbst matt und kalt vor ihr! — Lynceus redet in gereimten, klangvollen Versen. Diese Sprache ist Helenen neu; die Griechin begreift einen solchen Einklang nicht. Wißbegierig befragt sie Faust — in welcher Weise dieser Krieger zu ihr gesprochen habe? was dies für eine Rede sey, wo

Ein Ton scheint sich dem andern zu bequemen,
Und hat ein Wort zum Ohre sich gesellt,
Ein andres kommt dem ersten liebzukosen.

Faust deutet Helenen das Geheimniß dieser Sprache, und, in harmonischen Versen seine Liebe erklärend, zwingt er sie, ihm in unwillkührlichen Reimen zu entgegnen. Während sie den überschwänglichsten Gefühlen der kosenden Rede sich hingeben, tritt Phorkyas auf, und droht mit Menelaus bevorstehender Ankunft. Faust verachtet ihre leeren Drohungen, und versammelt seine Heereskraft, seine treuen Genossen und Feldherren, und, nachdem er ihnen die verschiedenen Regionen Griechenlands zur Herrschaft überläßt, verwandelt er seinen eigenen Antheil, das bezaubernde herrliche Arkadien, in eine gesegnete Heimath der Liebe und des Genusses. Ein schattiger Hain umschließt nun die beiden Liebenden, die Sclavinnen versinken in einen süßen Schlaf. Phorkyas erscheint von neuem, wecket sie, bringt ihnen Kunde vom beglückten Liebespaare, welchem in jenen Felsengrotten sich die Welt der Liebe und des Glückes aufthat, bringt ihnen Kunde, daß sie ihren muthwillig lebhaften Sohn gesehen habe, der unaufhörlich vom Vater zur Mutter, von der Mutter zum Vater sich stürzt, und sich von der Erde in Lichtesräume und von Felsen zu Felsen leicht schwingt; in seinen Händen hält er eine goldene Leyer, schön, wie Phöbus, singt und tanzt er — und entzückt schauen die Eltern, einander traulich umschlingend, auf ihren Sohn. Die Trojanerinnen glauben, es sey Merkur, der Sohn der Maja, längst bekannt durch seine

Fertigkeit in Künsten und Lebendigkeit. Phorkyas versichert ihnen, daß die alten Götter der Mythenvorzeit, die sie so sehr verehren, nicht mehr seyen. Endlich erscheint der lebhafte Euphorion mit seinem muntern Wesen, in Begleitung seiner Eltern, die weder durch Rath, noch festen Willen seinen feurigen Character bändigen können. Er singt; der Takt seines Liedes wird vom Klopfen des Herzens geregelt; es ist klangvoll, mannigfaltig. In den Wirbeln des Tanzes ziehet er die jungen Trojanerinnen, spielt und scherzt mit ihnen, durchstreift die Haine, entführt eine der wildesten des hellen Haufens, will sie umarmen, aber sie verwandelt sich in eine Flamme, und vergehet in den Lüften. Der unermüdliche Euphorion springt, gleich einer Gemse, die Felsen hinauf, will seinen Schwung noch höher nehmen, und plötzlich wirft er sich in den Raum der Lüfte; einen Augenblick lang trägt ihn noch sein Gewand, eine Apotheose umgiebt sein Haupt; er fliegt, einen Lichtstrahl seiner Bahn hinterlassend, und fällt zu den Füßen der entsetzten Eltern nieder. In einem Nu ist sein Körper verschwunden, ein Sternenschein steigt gen Himmel, das bloß Irdische blieb auf der Erde zurück — Kleid, Mantel und Leier. Aus tiefen Erdengründen ertönen die Worte: Mutter, laß mich nicht im düstern Reich verwaisen! Der Chor drückt seine Trauer über den Verlust des Herrlichen aus. Helena wirft sich in Faust's Arme und verschwindet, indem sie in den

Händen ihres Gemahls Gewand und Schleier zurück läßt; diese verwandeln sich in Gewölke, welche Faust umfangen, ihn in die Höhe heben und mit sich in den Raum der Lüfte führen; Phorkyas sammelt die irdischen Ueberreste Euphorions, und ergötzt sich, daß, da sie nicht vermag, die Menschen mit dem Genius der Künste zu beglücken, sie deren Eigenliebe arglistig, mit dem Gewande des Gottes der Poesie, zu täuschen im Stande seyn wird. Die Trojanerinnen, Kinder und Gefährtinnen der Natur, folgen nicht ihrer Herrscherin, die in unbekannte Höhen verschwunden ist, sondern als Erdentöchter, einfache Kinder der Elemente, wollen sie sich in verschiedenen Gestaltungen der Mutter Natur verwandeln — in leise Zephyrwinde, in klare Wellenbäche, in ämsige Echofernen, in liebliche Weinranken — und unterdessen sie, in Reigen getheilt, von ihren bevorstehenden Verwandlungen wechselnd reden, legt Phorkyas Maske und Schleier ab, und erscheint in der Gestalt des Mephistopheles. Hiermit rollt der Vorhang über dieß lebendige Spiel der Gebilde, über diese düstere, auf den ersten Anblick unbegreifliche, aber in sich hellstrahlende, poetische Phantasmagorie nieder.

Wir haben es schon gesagt, daß man dieselbe nicht als eine Ergänzung des Faust, sondern als ein selbstständiges Produkt betrachten müsse. Unsere Meinung wird durch den Inhalt unterstützt; Faust erscheint hier nicht als Doctor der Philosophie, wie

im Trauerspiele, sondern als Ritter des Mittelalters und treuer Verehrer der Schönheit. Er gedenkt nicht seiner vergangenen Leiden, und trübt nicht durch die Vergangenheit den Genuß der Gegenwart. Wir sehen hier nicht den Kampf eines zweifachen Lebensprincips, des innern Lebens mit dem äußern; nein, sein Leben gestaltet sich in einer gerundeten, beneidenswerthen Einheit, dem Leben der seligen Minne. Mephistopheles aber verändert auch hier nicht seine Natur. In Helenen's Herz hat er das Mißtrauen gegen Menelaus erweckt, durch seine Drohungen hat er den Liebesrausch eines glücklichen Paares vernichtet; denn ewiger Hader und Zwist ist sein Element. Uebrigens bemerken wir, daß Faust und Mephistopheles, obgleich allgemein, doch einzeln an und für sich unzubestimmende Gebilde sind. Stellt ersterer in sich ein unglückliches Opfer des Zwiespaltes des innern Lebens mit dem äußern dar, so ist letzterer ein lebendiger Dämon der äußern Höllenwelt, ein personificirtes Uebel mit allen Gestaltungen der Leidenschaften und ihrer Laster.

Wie ist aber die geheimnißvolle Phantasmagorie des Dichters zu deuten? Wir wollen uns herzlich bestreben, sein Geheimniß zu ergründen; denn wir wünschen nicht, stumm und unbewußt dem hehren Künstler zu huldigen, wie es einige Kunstliebhaber zu thun pflegen, die, wenn sie dessen Erzeugnisse nicht begreifen, ihn dunkel, seltsam, mit andern

Worten, oft unverständlich finden, und dabei wiederholt auszurufen: welche Fülle der Poesie liegt hierin, obgleich wir sie nicht begreifen. Jenes Mittel und Streben, Kunstprodukte durch Allegorien bestmöglichst anzudeuten, d. i. in denselben eine genau ausgesprochene Bedeutung zu suchen, oder die Kunst als ein Symbol eines bekannten Gedankens zu betrachten, ist ein sehr fehlerhaftes Mittel, welches nur zu Irrbegriffen über die Kunst leiten kann. Indessen giebt es Dichterwerke, in welchen klar, und, so zu sagen, mit den Händen greiflich eine solche Allegorie Statt findet, und welche, ihrer lieblichen Darstellung unbeschadet, Merkmale und Eigenschaften selbstständiger Produkte tragen; welche man keinem abgesonderten Begriffe anpassen darf, oder welche mit dem besondern Zwecke geschrieben sind, eine anerkannte Wahrheit zu erläutern. Zu den Erzeugnissen dieser Art gehört die Phantasmagorie Göthe's.

Der Grundstoff derselben befindet sich in der nachstehenden Volkssage vom Faust. Einst unterhielten sich bei ihm, beim geselligen Nachtmahl, ein Kreis junger Studenten über weibliche Schönheit, und einer derselben äusserte Fausten seinen Wunsch, die schöne Helena zu sehen. Der Doctor erfüllte sein Verlangen, und ließ ihm durch seine Zauberkraft ihre Gestalt erscheinen, welche, in Schönheit glänzend, dem Beschwörer folgte. Kaum wollten die Gefährten sie berühren, so verschwand sie. In

derselben Mitternacht stellte der Dämon dem üppigen Faust Helenen's Bild dar; sie fesselte ihn, und gab ihm einen Sohn, Julius genannt. Diese Sage scheint offenbar dem Dichter den Stoff geliehen zu haben, denn des Dichters reichste und ergiebigste Quellen sind Geschichte und Volkssagen. Doch sind dieses nur todte Materialien, der Dichter muß sie durch seinen Athem beleben, durch seine Gedanken beseelen; dieser Gedanke nun ist die Verherrlichung der Schönheit in den Ritterzeiten.

Vielleicht ist es nicht allen schönen Verehrerinnen der Dichtkunst bekannt, daß weibliche Schönheit erst seit den Zeiten des Christenthums jene heiligen und unwandelbaren Rechte erlangt hat, deren sie jetzt genießt. Das Licht der reinen Liebe, welche unsere Religion beseelt, verklärte alle Gefühle des Menschen, und von jenem Zeitpunkte an ward das Weib die herrlichste Hälfte seiner geläuterten Seele. Dieser Gedanke ist jungen Schönen zu tief — und sie sind dem großen Göthe Dank verpflichtet, daß seine hellstrahlende Phantasie klar und reizend, im Gewande der Allegorie, ihn dargestellt hat.

Dieselbe Helena, welche kaum dem Racheopfer ihres eifersüchtigen Menelaus in jener grauen Vorzeit entgeht, in welcher die Schönheit dem Menschen noch Unterthan war, dieselbe Helena wird im Mittelalter der Gegenstand der reinsten, innigsten Verehrung — sie wird zur Gebieterin, zu deren Füßen die Ritter des kalten Nordens, von

Liebe begeistert, nicht nur alle Schätze, alle Gaben der Erdenwelt (wie dieß so vollkommen in der Rede des Lynceus ausgesprochen) niederlegen, sondern sich selbst und alle Schätze der Seele zu opfern bestreben. Jene Helena, welcher in den lautlosen Gemächern des Menelaus niemand entgegen kam, ausser der unheilverkündenden Zwietracht, wird in der gothischen Veste des Ritters Faust auf den Thron erhoben. Ihr ist das Recht gegeben, Verbrecher zu strafen und mit der Königskrone zu schmücken. Ein Blick von ihr ist köstlicher, als alle Schätze der Welt; sie allein vermag der Helden ungestüme Kampflust zu bändigen. Wer ist aber des Ehrenpreises werth, ihre Hand an seine Lippen zu legen? Wer wagt einen Anspruch an ihre Liebe? — Der Führer der Männer, der erste unter den Rittern, der über seines Gleichen gebietet, kann es nur seyn! — und wer entsproß denn aus der Verbindung der verklärten Schönheit mit dem großherzigen Ritterthume? — Euphorion, die lebendige musikalische Poesie des Christenthums, die von Herzen singt, die mit dem Pulsschlag des Herzens den Takt ihrer Lieder regelt, welche mannigfaltig sind, wie die Gefühle des menschlichen Gemüthes; sein Streben, das Körperliche zu umfangen, verwandelt es in Flammen, und er umschlingt nur ein Luftgebilde; unaufhörlich strebt er aus den Gränzen der Erdenwelt hinauf zu endlosen Höhen, und verschwindet im

strahlenden Emporstreben. In dieser Poesie ist Alles himmlisch, Alles geistig, ausser Leier und Gewand. Sie verschwand, und mit ihr das Elternpaar: die geistige, hehre Schönheit und die großherzige Mannheit. Sie waren auf dieser Welt gleichsam nur erschienen, um nach einem schnell entschwindenden Rausche in ihrem gesegneten Arkadien die innige himmlische Kunst zu beleben, und mit derselben, einen Augenblick auf der engen Erde gastlich hausend, in jene unendliche Region sich zu erheben, wo nicht Zeit, sondern Ewigkeit die Seelenfreuden mißt! Welches ist denn aber das Schicksal der gefangenen Trojanerinnen, in welchen das Weib der alten Vorwelt dargestellt ist! Sie verwandeln sich in verschiedene Erscheinungen der Aussenwelt, und entsprechen hiedurch deutlich ihrer Bestimmung. Dergestalt belebt und läutert nun die lebendige Idee des Dichters den rohen Stoff einer Volkssage; seine Kunst besteht nicht nur in einer sclavischen Nachahmung der Natur, sondern in einer freien Umschaffung ihrer Eigenthümlichkeit.

Der Dichterseher enthüllte in dieser klaren Phantasmagorie manche Geheimnisse der Geschichte und der Dichtkunst. Hier löste er das Räthsel der Geburt des Romantismus und des klangvollen Reimes. Gleichzeitig mit der feierlichen Umstaltung der Schönheit mußte auch geistig dieselbe Kunst, die ihr dienet — die Dichtkunst, sich verändern. Als der gefesselte Ritter die Schönheit nicht sinnlich,

sondern geistig zu lieben begann, da verkündete das Lied nicht mehr das Irdische, sondern das Himmlische; es erklang in seinen Tönen das unruhige Streben der Seele in unendlich mannigfaltigen metrischen Verhältnissen, und die Harmonie des liebenden Gemüthes sprach sich in harmonischem Einklange, im Reime, aus; wie in der Wechselrede der Liebenden das Herz dem Herzen entspricht, so muß das Wort dem Worte entgegnen.

Da nun die Handlung dieses Drama's aus der Vorzeit in's Mittelalter übergeht, so hat auch der Künstler nicht absichtlos diesen Uebergang in der Form seines Produkts selbst bedingt. Die erste Hälfte ist ganz im antiken Geschmack, dessen Geheimniß der unsterbliche Göthe ausschließlich vor allen übrigen Dichtern sich allein angeeignet hat: treue Belege dazu sind seine Iphigenie, Reineke Fuchs, Herrmann und Dorothea, und andere Produkte. In der ersten klassischen Hälfte beobachtete er in grauer Vollkommenheit die epische Form der Handlung; diese characteristische Einheit der antiken Tragödien, in welchen die Personen nicht so sehr reden, als rücksichtlos dem Zuschauer Alles erzählen, was zur Handlung des Drama's gehört. Diese poetische Redseligkeit ist ein Erbtheil der griechischen Dichter von ihrem freimüthigen und redseligen Urvater Homer. Helenen's Monolog, der Chor der erschrockenen Trojanerinnen beym Anblicke der Phorkyas mögen als Belege unserer Bemerkungen dienen.

Wer anders würde ein plötzliches Entsetzen durch eine Erinnerung an alles Entsetzliche des Lebens ausdrücken, als der antike Dichter, der auch im stürmischen Zustande der Seele eine gleichmüthige Ruhe zu erhalten weiß, und eine jede Empfindung nicht gleich, sondern nachdem dieselbe bereits aufgehört hat, demnach nicht als ein Gegenwärtiges, sondern als ein Vergangenes vorzustellen weiß? Die Handlung in den griechischen Tragödien geht gleichsam nicht im Momente selbst vor sich, geschieht nicht zum erstenmale, sondern nachdem sie bereits geschehen ist, und wird nun in der Vorstellung von den handelnden Personen selbst, nur erzählend vorgetragen, und kann dem zu Folge keine plötzliche eindringende Wirkung haben. So auch hier: es ist, als ob die Sclavinnen nicht nur jetzt, sondern bereits früher die Phorkyas erschauet haben, und bereits beruhigt gekommen sind, dieselbe Scene vor den Zuschauern zu wiederholen.

Der zweite Theil der Phantasmagorie ist der ersten durchaus entgegengesetzt; er ist im romantischen Geschmack. Die Handlung ist unstät, lebendig, wie die Rede. Jedes Gefühl drückt sich in der Gegenwart, im Augenblicke des Entstehens selbst aus — es erscheint mit dem ersten Worte, das dem Herzen, als dem Borne der Empfindungen, entquillt. Hier verlieren wir uns in der Mannigfaltigkeit der Empfindungen, welcher auch die Verschiedenheit des Metrums entspricht.

Dieß ist der Grund, warum Göthe dieser Phantasmagorie den Namen einer klassisch-romantischen gegeben hat!

Anmerkung über die alten Belgier oder Niederländer.

Zu den Völkerschaften, von denen man gewöhnlich eine falsche Vorstellung hat, gehören auch die alten Belgier. Die Lehrbücher der Geschichte und alten Erdbeschreibung wiederholen es in der Regel immerfort, daß der Rhein Gallien von Germanien getrennt habe, ohne darauf zu sehen, ob und in welchem Sinne dieß wahr sey. Cäsar's so viel gelesene Schrift über den gallischen Krieg fängt also an: „Ganz Gallien ist in drei Theile getheilt, deren einen die Belgier bewohnen, den andern die Aquitanier (Guienne), den dritten die, welche in ihrer eigenen Sprache Kelten, in der unsrigen Galen genannt werden.“ Hieraus schon sieht man doch, daß der Name Gallien in einer uneigentlichen Bedeutung genommen wird, wenn er ausser den eigentlichen Galliern auch die Belgier und Aquitanier begreifen soll. Auch fährt Cäsar fort: „Diese Alle sind an Sprache, Einrichtungen und Gesetzen von einander verschieden;“ und nun spricht er von jeden einzeln. Von einem Unterschied, wie der von

bloßen Mundarten, kann nicht die Rede seyn; sonst könnten nicht die Gallier, als solche, den Belgiern zur Seite gesetzt werden. Also die Belgen waren im eigentlichen Sinne keine Gallier; sie waren nach Sprache, Einrichtungen und Gesetzen von diesen verschieden. Was waren sie denn anders? Zwar reden einige Geschichts- und Sprachforscher uns von einer Kymrischen Sprache, welche hier, so wie von den Kimbern an der See, und den mittelländischen Kimbern gesprochen worden sey. Aber diese mittelländischen Kimbern beruhen auf weiter nichts, als einer falschen Leseart und Interpunction; es gab keine solche: die Annahme einer Kymrischen Sprache überhaupt ist, wie von mehreren Gelehrten gezeigt worden, ganz ohne Grund. Die Belgier waren vielmehr von jeher Deutsche. Das Ardennen-Gebirge ist nicht nur die natürliche, sondern auch die alte Gränze zwischen Gallien und Deutschland. Von den Nerviern, der großen Völkerschaft an der Ostseite des Ardennen-Waldes, so wie von den Triern an der Mosel, sagt Tacitus: „sie setzen von selbst einen Ehrgeiz in die Behauptung ihres germanischen Ursprungs.“ Die Tongrer an der Maas, zu denen die Condruser, Eburoner, Cäräser und Pämaner gehörten, waren ebenfalls Germanen. Nun sollen zwar vor Alters Germanen über den Rhein gekommen seyn, und die Gallier vertrieben haben. Dieß ist aber bloß Sage, und dabei kann immer das Land ursprünglich deutsch gewesen, und von

Galliern auch bloß als Eroberung oder Gebiet besessen worden seyn. Und was besagt denn der Name Belgien? Er heißt Seeland, und kommt auch oft in Deutschland vor, z. B. Belgern, Balich, Walich. Er findet sich in Holland sogar noch jetzt; auf der Homann'schen Charte liest man, nördlich von der Insel der Bataver: De Weluwe, d. h. die Seeau; so wie auf dieser Rheininsel selbst steht: De Betuwe, d. h. die Niederau. Die Belgier sind also ursprünglich nördliche Nachbarn der Bataver oder Holländer, und beide sind deutschen Ursprungs. Beide leben jetzt unter der Regierung eines biederen Königs beglückt. Möge ihr Glück nie durch finstere Umtriebe gestört werden! Tr.

An die Sonne.

O Sonne! wie der Vögel Sang erschallet,
Sobald dein Strahl durch Wolkenschleier bricht,
So sing' auch ich, was mir im Herzen wallet,
Wenn ich es trank, dein goldnes Himmelslicht;
Wie von der Höh' es sanft zurücke prallet,
So lächelt es von meinem Angesicht.
Dein Anblick, himmlische, scheucht Gram und Sorgen,
Mein Daseyn wird, wie ein erquickter Morgen.

Ja, wie die Schönheit fesselt, wie die Liebe,
So fesselt mich dein zauberischer Schein.
Es werden wach die schönsten Jugendtriebe,
Die sanfte Glut stimmt Alles lauter, rein.
Was ist's, das dann dem Herzen ferne bliebe?
Die Theuren all' schließt dann mein Busen ein.
Wie Harfenklänge schmelzend uns durchbeben,
Fühl' ich um mich die theuren Seelen schweben.

Ach! soll ich dich in deiner Größe denken,
Verlieren mich im weiten Himmelsraum?
Soll in den Strom der Zeiten mich versenken,
Wo mir verrinnt der flücht'ge Lebenstraum?
Soll ich zurück zum Dichterbilde lenken,
Das dich umkleidet, wie ein Purpursaum?
Zum Dichterbild, das auf dem Siegeswagen
So herrlich dich die hohe Bahn getragen?

Nach deiner Kraft will ich dein Wesen fassen,
Und Minne soll dein heil'ger Name seyn;
Als Gotteshuld magst du dich grüßen lassen;
Denn du vermagst, vom Uebel zu befrein.
In Licht und Recht ziehst du die hehren Straßen,
In Licht und Recht besteh'n, die dir sich weih'n.
O mögest du dein Reich auf Erden gründen,
In Licht und Recht die Sterblichen verbünden!

O möchten dich die Sterblichen betrachten,
Wenn über sie dein Himmelsweg dich führt!
Dann würd' uns nicht Unduldsamkeit umnachten,
Die Herrschsucht nicht, die keine Thräne rührt;
Nicht würde der im finstern Kerker schmachten,
Der kühn und frei der Wahrheit nachgespürt;
Dann würden wir beseligt hier auf Erden
Ein Gottgeschlecht, des Lichtes Kinder werden.

Bei dir ist Licht, bei dir ist ew'ge Wonne!
Hier ist der Kampf, der Wechsel unser Theil.
Sey mir vergönnt dein Anblick, holde Sonne!
Dann nenn ich' mein das wahre Glück, das Heil.
Und hätt' auch ich zur Wohnung nur die Tonne,
Dein Strahl wär' mir um Königsgunst nicht feil.
Dem Reich des Lichts gehöre meine Seele,
Gehöre Gott, daß ihr sein Schutz nicht fehle!

E. Chr. v. Trautvetter.

Die Quatember.

Band II. Heft III.

I.
Naturwissenschaftliches.

Vermuthungen über die Urbildung der Erdoberfläche, gegründet auf Beobachtung und Vergleichung fossiler Reste organischer Körper. (Nach Brogniart).

Von Dr. H. Lichtenstein.

Das Wachsthum der Naturwissenschaft ist in unsern Tagen so groß, daß es schwer fällt, es mit den Blicken zu verfolgen. Unübersehbar ist dieses weite und mannichfach bebaute Feld für das schwache Auge eines gewöhnlichen Menschen; nur das riesenhafte Genie eines Humboldt vermag alle Reiche dieser täglich wachsenden Wissenschaft mit einem allgemeinen Ueberblick zu umfassen. Wer die mechanische Physik betreibt, findet keine Zeit, auch zugleich die Chemie zu betreiben, noch weniger kann der Physiker zugleich Naturhistoriker seyn, ja es giebt wohl nicht einmal mehr irgend einen Geist, der zugleich die unorganische und organisirte Natur mit einer einigermaßen genügenden Kenntniß des Einzelnen durchschaute; die ungeheure Anhäufung des

Materials für die Naturgeschichte hat es so weit gebracht, daß der Geologe und Mineraloge, um in seinem Fach tüchtig zu seyn und zu bleiben, sich um die organisirte Natur gar nicht kümmern darf; es ist nicht nur unmöglich, zugleich Botaniker und Zoologe zu seyn, sondern es giebt sogar Ornithologen, die von der Mastodologie nichts wissen; Ichthyologen, denen die Herpetologie fremd ist; gelehrte Entomologen, die die Krustazeen von ihren Studien ausschließen; es geht noch weiter, indem mancher die Naturgeschichte einer selbst kleinen Abtheilung, z. B. der Vögel, nur physiographisch treibt, indeß er sich um anatomische und physiologische Untersuchungen eben so wenig kümmert, als um die eigentliche Naturgeschichte, d. h. die Untersuchung der Lebensart, Sitten und Geistesthätigkeiten der Vögel. Es giebt nicht nur große Sammlungen einzelner Ordnungen, z. B. von Koleopteren, Pinzaten, sondern sogar von einzelnen Familien, z. B. von Ichneumoniden, und der gelehrte Gravenhorst hat 25 Jahre hindurch, unterstützt von vielen eifrigen Entomologen, daran gearbeitet, bloß die Europäischen Arten dieser einzigen Familie zu beschreiben. Robineau Desvoidy liefert in den Memoires de la societé d'histoire naturelle de Paris. T. IV. 1828 eine Uebersicht und Beschreibung der Mücken, deren er 6 Klassen, 56 Arten, aufführt. Kein Tag vergeht, ohne daß eine neue Art entdeckt wird, keine Woche ohne ein neues

Geschlecht, kein Monat ohne eine neue Familie, kein Jahr ohne Ordnungen, neue Klassen, ganze neue Systeme. Unendlich und unermeßlich, wie die Natur selbst, erscheint uns die Wissenschaft, die sich mit ihr beschäftigt; uns schwindelt, uns graut, uns in ihr zu versteigen. Ein steiferes oder nachgiebigeres Bürstchen an einem Blatt, ein kaum bemerkbares Drüschen an einem Blattstiel, eine Hervorragung mehr oder weniger an einer Maxille giebt Veranlassung zur Bildung neuer Arten von Pflanzen und Insekten; bey selbst im Ganzen fast mikroskopischen Käferchen soll man die Tarsenglieder nicht bloß zählen, sondern auch ihre Form und die Art ihrer Ineinanderfügung genau unterscheiden; uns ekelt vor der Mikrologie. Tröstend, erheiternd, den Muth erhebend und die Lust zum Studium der Natur von neuem weckend ist daher jetzt die Erscheinung einer Arbeit, welche sich über mehre, einander fast ganz entfremdete Disciplinen der Naturwissenschaften mit philosophischem Geiste verbreitet: eine solche ist die unter Geologie aufgeführte Abhandlung Brogniarts: Considerations generales sur la nature de la vegetation, qui couvroit la surface de la terre aux diverses periodes de la formation de son écorce, in den Annales des Sciences natur. nov. 1828.

Der Verfasser, welcher dahin gelangt zu seyn glaubt, in den meisten Fällen mit Sicherheit zu bestimmen, zu welcher Hauptklasse eine fossile Pflanze

gehöre, erklärt sich zuvörderst dahin, daß er unter Klassen die vollkommen natürlichen Hauptabtheilungen versteht, die man bey den Pflanzen aufstellen kann. Diese Abtheilungen kann man ihm zu Folge auf 6 festsetzen, nämlich: 1) agamische Pflanzen, 2) kryptogamische von bloß zelligem Bau, 3) Kryptogamen mit Gefäßen versehen, 4) phanerogamische mit nacktem Saamen, wohin die Zapfen tragenden Pflanzen und Cycas ähnlichen (Cycadées) gerechnet werden, 5) monokotyledonische, und 6) dikotyledonische (umhüllte Saamen tragende) Gewächse. Seine Untersuchungen haben Brogniart dahin gebracht, einzusehen, daß die fossilen Vegetabilien, wenn sie nach der Folge, wie sie entstanden sind, betrachtet werden, 3 große Zeiträume bemerklich machen, von welchen jeder seine auffallenden wesentlichen Merkmale hat.

Der erste Zeitraum umfaßt die Zeit von der ersten Bildung eines erdigen Bodensatzes bis zur Entstehung der Kohlenflötze, welche man als Folge der Zerstörung der primitiven Vegetation ansehen kann. Das Alter der Erdschichten, in welchen sich die Vegetabilien dieser Periode vorfinden, beweist, daß die organische Schöpfung mit dem Pflanzenreich angefangen hat. Von Thieren lebten in dieser Periode auf trockner Erde nur wirbellose, vielleicht im Wasser Fische.

In den zunächst nach dieser Periode gebildeten Schichten finden sich nur Seegewächse und so unbe-

deutende Reste von Landpflanzen, daß sich nichts aus ihnen folgern läßt. Unter dieser Lagerung, die hauptsächlich den Muschelkalk begreift, zeigt sich uns deutlich eine zweite Pflanzenschöpfung, die vollkommen von der ersten verschieden ist, und die in den Zeitraum von der Bildung des Quader-Sandsteins bis zur Bildung der Kreide fällt; die Pflanzenreste aus dieser Periode finden sich vornehmlich im Jurakalk oder in den unmittelbar auf oder unter denselben liegenden Schichten. In dieser Periode gab es noch keine Säugthiere, aber große Reptilien: Pterodaktylen (Drachen), Plesiosauren und Ichthyosauren flogen und schwammen umher.

Mit der Kreidebildung endet die zweite Periode; in diesem Gebilde finden sich wiederum nur Reste einiger Meerpflanzen, welche die Gränze zwischen dem zweiten und dritten Zeitraum bilden, welcher letztere die Bildung der tertiären Schichten in sich begreift, während der das Paläotherium, das Anoplotherium und andere ausgestorbene Geschlechter, so wie Elephanten, Rhinoceros und ihre Zeitgenossen, entstanden. Man darf sich indessen die Sache nicht so vorstellen, als ob in jeder Periode der Charakter der Vegetation beständig und ohne Abänderung derselbe geblieben sey, sondern er hatte seine durch die Zeit herbei geführten Abstufungen, so daß man einen Vergleich mit den Pflanzenregionen in Rücksicht der Erhebung über die Meeresfläche machen kann, welche bekanntlich nicht unter allen

Zonen denselben Charakter zeigen, sondern bedeutend variiren. Eine aufmerksame Vergleichung der in den verschiedenen Erdschichten vorfindlichen Ueberreste von Pflanzen mit den jetzt noch lebenden Gewächsen führt zu der Darstellung eines Bildes der Vegetation in jedem der angenommenen Zeiträume. Um ein solches Bild zu entwerfen, beginnt Brogniart umgekehrt wieder mit den zuletzt überschütteten in der oberflächlichsten Schicht befindlichen Pflanzenresten.

Ganz zu oberst finden sich in den Erdschichten noch jetzt existirende Geschlechter: chara, nymphaea u. s. w., die bei Ueberschwemmungen von süßem Wasser überschüttet scheinen.

Unter der folgenden Schicht, die Spuren an sich trägt, daß sie durch Meerüberströmungen aufgetragen wurde, finden wir in jeder Zone nur Pflanzen, die gegenwärtig der heißen Zone eigenthümlich sind, als: Palmen, Lorbeeren, Melastomen u. s. w. Früchte, den Kokosnüssen ähnlich, u. dergl.; Stämme von Palmen und andern monokotyledonischen Bäumen sind auf dem Montmartre gefunden; in den Gypsbrüchen von Aix, so wie in der Nähe von Lausanne, hat man Palmblätter angetroffen; in dem Zeitraume, wo die Thiere des Montmartre das Paläotherium und Anoplotherium in der Gegend von Paris lebten, erzeugte die Sonne dort auch Palmen. Beide Umstände beweisen vereint, daß das Klima damals wärmer war als jetzt, obgleich wohl nicht

so brennend, als gegenwärtig die Gegenden unter der Linie. Uebrigens zeigt die Pflanzenwelt im Allgemeinen in der Periode, von welcher jetzt die Rede ist, abgesehen von der abweichenden Beschaffenheit des Klimas, denselben Charakter, den sie gegenwärtig hat; sie besteht, ganz so wie die, welche jetzt die Erde bekleidet, aus sehr zahlreichen Gewächsen, welche große Mannigfaltigkeit zeigen und, was die Familien und Gattungen betrifft, denen ähnlich sind, welche noch gegenwärtig vorkommen. Das Zahlenverhältniß nach den großen Klassen und Ordnungen ist dasselbe, welches noch jetzt herrscht, d. i. die Dikotyledonen sind bei weiten die zahlreichsten; die großen Kryptogamen, als Farrenkräuter und Lykopodeen, sind die seltensten.

Der zweite Zeitraum der Vegetation, der die Zeit vom Absatz der Sandsteinschicht, welche unmittelbar dem Jurakalk unterliegt, bis zur Bildung der Kreide, diese mit eingeschlossen, umfaßt, zeigt sich wesentlich verschieden; wir finden hier weder Dikotyledonen noch Palmen, die Kryptogamen zeigen sich in vorherrschender Menge, Farrenkräuter allein machen ein Drittheil der ganzen Pflanzenwelt aus, welche außer ihnen fast nur aus Cikadeen und Koniferen besteht; die Entwickelung der Pflanzen, entspricht übrigens derjenigen, in welcher wir diese Pflanzen, und namentlich die Farrenkräuter, gegenwärtig nur unter der Linie antreffen. Die kleinsten und unvollkommensten lassen sich mit den

gegenwärtig im Klima des Kaps und Neuhollands gedeihenden vergleichen. Durch die Gegenwart der zapfentragenden und Cykas ähnlichen Pflanzen bildet diese zweite Periode den Uebergang zur dritten, in welcher die niedern Kryptogamen fast ausschließlich das ganze Pflanzenreich repräsentiren; und so wie die zweite Periode reicher an Arten, aber ärmer an Gattungen ist, so ist die dritte reicher an Gattung, aber ärmer an Arten als die erste. Die Entwickelung der Thierwelt dieser Periode stimmt mit der Entwickelung der Pflanzen überein: kein Säugthier weder auf dem Lande noch im Wasser, nur Reptilien als die einzigen Vertebraten, aber von lauter untergegangenen Geschlechtern und einer Größe und Entwickelung, die auf das heiße Klima hindeutet.

Wir kommen nun auf die Pflanzen der ersten Periode, die sich durch Einfachheit der Form und Gleichförmigkeit charakterisiren. So gut sich die jetzige Pflanzenwelt in 200 Familien vertheilen läßt, eben so gut kann man die Pflanzenüberreste aus diesem Zeitraum unter sechs Familien bringen, von welchen 4 zur Kryptogamie gehören, eine zu den Monokotyledonen, und eine zu den Dikotyledonen; aber die Pflanzen der beiden letztgenannten Familien weichen so sehr von den jetzt lebenden Mono- und Dikotyledonen ab, daß es zweifelhaft bleibt, ob man sie diesen beizählen darf; dagegen sind die 4 ersten Familien zwar selbst der Gattung nach keiner jetzt lebenden Pflanze gleich, aber doch im Allgemeinen

den gegenwärtig lebenden Kryptogamen sehr ähnlich. Das Zahlenverhältniß dieses Zeitraums der Vegetation weicht von dem in der jetzigen Pflanzenwelt herrschenden am auffallendsten ab, indem unter 100 Pflanzenarten dieser ersten Periode wenigstens 92 zu den Kryptogamen, 6 zu den Dikotyledonen und 2 zu den Monokotyledonen gehören, indessen gegenwärtig auf 100 Arten etwa 80 Dikotyledonen, 16 Monokotyledonen und 4 Kryptogamen kommen. Sehen wir auf die Größe und Entwickelung der Pflanzen, so zeigen die Ueberreste der Pflanzen eine Ueppigkeit im Wuchs, die wir gegenwärtig selbst unter der Linie nicht antreffen, in dem z. B. die Farrenkräuter, welche übrigens in ihrer Bildung große Aehnlichkeit mit jetzt lebenden Gattungen zeigen, auf eine Höhe von 40 bis 50 Fuß schließen lassen; da doch jetzt die größten baumförmigen Farrenkräuter der heißen Zone kaum eine Höhe von 25 Fuß erreichen, bei weitem die meisten Arten aber auf die Höhe von 8 bis 10 Fuß beschränkt sind. Die Kolbenmoose und Schafthalme sind gegenwärtig nur krautartig oder höchstens kleine Sträucher von einigen Fuß Höhe. Unter den Pflanzen, welche im Kohlenlager vorkommen, finden sich Schafthalme der Gattung calamita von 10 bis 15 Fuß Höhe und Kolbenmoose, welche das Geschlecht Lepidodendron bilden, die eine Höhe von 60 bis 70 Fuß erreichten.

Da wir nun bemerken, daß die Pflanzen dieser Familien in der jetzt lebenden Pflanzenwelt nur da

zu einer irgend beträchtlichen Entwickelung gelangen, wo sie zugleich große Wärme und eine sehr feuchte Atmosphäre finden, wie z. B. im südlichen Amerika und auf den Inseln des Asiatischen Archipels, so müssen wir annehmen, daß die im Kohlenlager vorkommenden Pflanzen in einem Klima gewachsen sind, welches nicht nur heißer, sondern auch noch feuchter war, als gegenwärtig das Klima des südlichen Amerika und des Asiatischen Archipels ist. Ziehen wir ferner in Betrachtung, daß überhaupt die kryptogamischen Gewächse auf Inseln am meisten vorherrschen, und zwar auf kleinen weit vom festen Lande entfernten am auffallendsten, so daß z. B. auf den Inseln Ascension und Tristan d'Acunna die großen Farrenkräuter und Kolbenmoose die Hälfte der ganzen Pflanzenwelt bilden: so können wir muthmaßen, daß nur kleine vereinzelte Inseln ohne irgend ein festes Land existirten, als die Pflanzenwelt lebte, deren Ueberreste sich in der Steinkohle erhalten haben; und da wir gegenwärtig unter allen Zonen solche Ueberreste finden, so wird wahrscheinlich, daß die ganze Oberfläche der Erde mit Meer bedeckt war, welches nur einzelne kleine Inseln aus sich auftauchen ließ, während aller Orten eine sehr hohe Temperatur herrschte. Die Wahrscheinlichkeit dieser Vermuthung wird durch die geologische Betrachtung der Lagerung des Uebergangkalks noch bedeutend erhöht, und die Beschaffenheit der Thiere, welche damals das Meer nährte, spricht gleich-

falls für eine sehr hohe Temperatur. Kein einziges Säugthier ist aus dieser Periode bekannt, auch jetzt zeigen kleine Inseln wenig oder gar keine einheimische Säugthiere.

Wir sehen also die Vegetation nach den drei von Brogniart angenommenen Zeiträumen folgende Gestaltungen durchlaufen: In der ersten Periode sehen wir die Pflanzenwelt einfach und ärmlich wie die Thierwelt, aber durch ungeheure Größe der Individuen und durch andre Eigenthümlichkeiten ein sehr warmes und feuchtes Klima, und also ein die ganze Erde umgebendes Inselmeer andeutend; die Pflanzen der zweiten Periode zeigen, durch größere Mannigfaltigkeit und geringere Größe der Individuen, aber eine bei weitem größre Zahl der Arten, ein weniger warmes und trockneres Klima an, und lassen vermuthen, daß sich schon festes Land gebildet hatte; doch muß man noch eine über die ganze Erde verbreitete Wärme annehmen, welche der gegenwärtig unter der Linie herrschenden gleich ist. In der dritten Periode werden die Familien und Gattungen der Pflanzen noch zahlreicher und zeigen durch ihre Aehnlichkeit mit der gegenwärtigen Pflanzenwelt eine gemäßigte Temperatur an.

Der Verfasser kommt nun zu der Frage, wie ist es zu erklären, daß man von Anfang an luftathmende Pflanzen, nicht aber in der ersten Periode luftathmende Thiere trifft, und sucht sie auf folgende Weise zu beantworten; es war wahr-

scheinlich im Anfang die Atmosphäre mit einem beträchtlichen Antheil kohlensauren Gases gemischt; dieses konnten wohl Pflanzen, aber nicht Thiere athmen, und eben dieser Kohlenstoff hat, sich aus der Atmosphäre niederschlagend, die Kohlenflötze (Riesentorflager der Urwelt), Braunkohle und Bitumen, gebildet. Saussure's Versuche haben bewiesen, daß Pflanzen sehr wohl eine Beimischung von 5 bis 8 Procent kohlensauren Gases zur Atmosphäre vertragen, wenn nur die Sonne einwirken kann; ja, daß solche Atmosphäre gerade der Entwickelung der Pflanzen ausgezeichnet günstig ist. Bei einer starken Beimischung von Kohlensäure konnten die Reste der abgestorbenen Pflanzen nicht in die Zersetzung übergehen, welche sie gegenwärtig zerstört, sondern sie bildeten Kohlenlager.

Diese Hypothese läßt sich auch für die andere Periode gebrauchen. Der Kohlenstoffgehalt der Atmosphäre war einigermaßen durch die Pflanzen absorbirt und bei der Bildung der Kohlenlager verwandt, es konnten schon Reptilien athmen, die mit einer weniger reinen Luft zufrieden sind, aber noch keine warmblütige Thiere. (Der Verfasser denkt hier nicht an die Vögel, die seine Hypothese trefflich unterstützen, da sich deren gänzlicher Mangel unter den fossilen Thieren durch diese Hypothese besser erklärt, als durch die Annahme einer Ueberschwemmung, wobei sich die Vögel in die Luft gerettet hätten; denn es ist allerdings ausgemacht,

daß die Vögel die reinste Luft bedürfen.) Als sich endlich durch die vergrößerte Ausbreitung der Vegetation, durch die Bildung der Braunkohle und des Bergöls, die Luft noch mehr gereinigt hatte, konnten auch Säugthiere athmen (man könnte hinzusetzen: und in unserer Periode wurde sie selbst für die Vögel athembar.)

Die Springkäfer Livlands,

unter neuere Gattungen vertheilt.

Es ist von mehreren Entomologen für nothwendig erachtet worden, daß die Springkäfer, eben so wie die Raubkäfer und Rüsselkäfer, unter mehrere genau zu bezeichnende Untergattungen vertheilt werden möchten *). Seit einigen Jahren habe ich vielen Fleiß darauf gewandt, diese Aufgabe zu lösen, und im September 1828 sandte ich die erste Uebersicht an das entomologische Archiv von Thon, wo sie im ersten Hefte des zweiten Bandes abgedruckt ist. Ich konnte damals etwas über 200 Arten untersuchen, welche unter 37 Gattungen vertheilt wurden; aber im vorigen Sommer standen mir 500 Arten in der reichen Sammlung des

*) Dejean Cat. de Coleopt. p. VI. — Gyllenhal I. S. IV. p. 360. — Fleming Philosophy of Zoology II. p. 566.

Grafen Dejean zu Gebote, welche ich, dazu aufgefordert vom Besitzer, alle untersuchte. Es fanden sich viele neue Formen, besonders unter den so seltenen Eucnemiden, weshalb nach beendigter Untersuchung die Zahl der Gattungen auf 59 stieg.

Alle Springkäfer kann man unter zwei große sehr natürliche Abtheilungen bringen: bei der ersten stehen die Fühler weit aus einander, so daß das Kopfschild nach vorn zu schmäler wird, diese sind die eigentlichen Elaterides. In der zweiten Abtheilung sind die Fühler an der Wurzel einander sehr genähert, so daß das Kopfschild nach vorn breiter wird; hierher gehören die Eucnemides. Da es hier meine Absicht ist, nur die in Livland gefundenen Springkäfer aufzuzählen, so haben wir es fast ganz allein mit der ersten Abtheilung zu thun, denn aus der zweiten ist bisher nur ein einziges Thierchen gefunden worden.

Erste Abtheilung. Eigentliche Elaterides.

Bei der Untersuchung der Springkäfer dieser Abtheilung muß man zuerst auf die Beschaffenheit der Fußglieder sehen, ob nämlich einige derselben lappenförmige Verlängerungen haben, oder ob sie einfach sind. Lappenförmige Verlängerungen trifft man bei sehr vielen exotischen Springkäfern und auch bei zwei Europäischen Gattungen an; da die letztern aber hier noch nicht gefunden sind, so kann dieses Merkmal wegbleiben.

Bei den Gattungen mit einfachen Fußgliedern untersucht man nun den Kopf, um zu sehen, ob die Mundtheile vorgestreckt sind, oder gegen die Brust hingewandt.

I. Mit vorgestreckten Mundtheilen.

Auf der Stirne befindet sich bei Vielen eine mehr oder weniger hohe Kante, welche von einem Fühler zum andern verläuft, bei andern ist die Stirn eben.

A. Mit hoher Stirnkante.

Ein ferneres Merkmal geben die Bedeckungen der Schenkel der Hinterbeine; diese Schenkelplatten sind entweder schmal und werden nach Innen zu nur allmählig breiter, oder sie erweitern sich hier plötzlich.

a) Schenkelplatten schmal und nach Innen allmählich erweitert.

An der untern Seite bemerkt man bei einer Gattung zwei tiefe Furchen, welche die Fühler aufnehmen.

1) *Agrypnus.* Hiesige Arten sind murinus L., fasciatus L. und conspersus Gyll.

Bei allen übrigen Gattungen finden sich solche Furchen nicht vor. Das erste Fußglied, besonders an den hintersten Füßen, ist bei mehreren so lang, als die zwei folgenden zusammen, bei andern kaum länger, als das folgende.

†) Erstes Fußglied so lang, als die zwei folgenden zusammen.

Einige unter diesen haben einen gerundeten vorspringenden Fortsatz am vordern Rande der untern Seite des Halsschildes, andern mangelt ein solcher.

*] Halsschild unten und vorn mit einem gerundeten Fortsatze.

2) *Athous.* hirtus Hb., haemorrhoidalis F., vittatus F., bifasciatus und subfuscus Gyll.

**] Halsschild unten und vorn gerade abgeschnitten.

3) *Campylus.* Fisch. livens L. (mit der Varietät mesomelas L.) und linearis L.

††) Erstes Fußglied wenig länger, als das folgende.

4) *Limonius.* cylindricus Payk. und tenuicornis Germar Sp. I.

b) Schenkelplatten nach Innen plötzlich stark erweitert.

†) Bei einer Gattung ist das Schildchen bestimmt herzförmig.

5) *Cardiphorus.* Equiseti Hb. und advena Panz. (ebeninus Zenk.)

††) Bei den übrigen ist das Schildchen eiförmig.

*] Unter diesen hat eine Gattung sägeförmige Klauen.

6) *Melanotus.* Megerle. fulvipes Hb.

**] Die Klauen der Uebrigen sind einfach.

°) Die Schenkelplatte hat bei einer Gattung eine zahnförmige Ecke.

7) *Elater* L. die bekannteste Art ist sanguineus L. mit einer Furche und schwarzer Behaarung am Halsschilde, welche aber bisher hier noch

nicht gefunden ist. Dagegen sind hier beobachtet: 1) cinnaberinus m. niger, flavo-pilosus; thorace profunde punctato, brevi, convexo; elytris lucide rufis, immaculatis. 6½ Linie. 2) ochropterus Dej. Cat. niger, fusco-pilosus; thorace subtilissime punctato, convexo; elytris rufo-ferrugineis. 6 Lin. 3) ephippium F. 4) exsanguis m. niger, thorace nigro-piloso, densissime punctato, logiusculo, lateribus recto; elytris flavo-ferrugineis, summo apice nigris, flavo pilosis. 4½ Lin. 5) erubescens m., ater, thorace subtilissime punctato, planiusculo, aequali, nigro-piloso; elytris ochraceis, cinereo-pilosis (apice concoloribus vel infuscatis). 4½ Lin. 6) elongatulus F. 7) praeustus F. 8) balteatus. 9) tristis. 10) erytrogonus Müller (Germar Mag.). 11) nigrinus Payk.

^{oo}) Die Schenkelplatte nach Innen abgerundet, ohne Zahn.

8) *Cryptohypnus.* (Hypolithus m. in Thon's Archiv.) riparius und pulchellus.

B. Ohne Stirnkante.

9) *Ludius.* Latr. pectinicornis, aeneus, cruciatus, impressus, assimilis, tessellatus, quercus, haematodes, castaneus, holosericeus.

II. Die Mundtheile gegen die Brust hingewandt; die Stirn gewölbt, ohne Kante; die Kan-

ten der Fühlerwurzel vereinigen sich mit der Furche zwischen Kopfschild und Oberlippe.

A. Die Schenkelplatten im Ganzen gleichbreit.

a) Die Fühler fadenförmig.

10) *Agriotes.* obscurus, segetis, cribosus m. nigro-fuscus, cinereo-pilosus; elytris antennis pedibusque ferrugineis; thorace breviusculo, profunde punctato, antice tumido et latiori; elytris ovato-oblongis. 3 Lin. collarifer m. nigro-fuscus, cinereo-pilosus; lytris antennis pedibus thoracisque margine antico et postico rufo-ferrugineis; thorace subquadrato, antice angustato, dense punctulato, dorso gibbo; elytris oblongis $2^1/_2$ Lin. — und sputator L.

b) Die Fühler sägeförmig.

11) *Sericus.* brunneus und fugax.

B. Die Schenkelplatte nach Außen schmäler, als innerhalb.

a) Die Fühler sägeförmig.

12) *Ectinus.* aterrimus.

b) Die Fühler fadenförmig.

*] Die Schenkelplatten werden nach Innen plötzlich breiter.

13) *Dolopius.* Megerle. marginatus.

**] Die Schenkelplatten werden nach Innen allmählig breiter.

14) *Adrastus.* Megerle. limbatus.

Zweite Abtheilung. Eucnemides.

Das vierte Fußglied ungetheilt, das Halsschild unten ohne Furchen und die Schenkelplatten schmal.

15) *Xylophilus*. Mannerheim. cruentatus Gyll.

Fr. Eschscholtz.

Witterungsbeobachtungen.

angestellt im Jahre 1828 in Neu-Archangelsk auf der Sitcha an der Nordwestküste Amerika's von Herrn Chlebnikow, Direktor der Kanzelleien der Russisch-Amerikanischen Handelskompagnie daselbst.

Das Jahr 1828 war gar kein außerordentliches, sondern in Hinsicht seiner Witterung ein ganz gewöhnliches; das Klima von Sitcha zeichnet sich durch gelinden Winter, mäßig warmen Sommer und durch vielen Nebel und Regen aus. Die Niederlassung Neu-Archangelsk ist von 3 Seiten von hohen Bergen dicht umgeben und nur gegen Westen gegen das Meer frei, von wo der Wind die Feuchtigkeiten herbeiführt. Im Sommer hört man in der Regel keinen Donner, aber im Winter gewittert es öfters. Der Erdboden und die Zweige der Bäume (alle Nadelholz) sind mit Moos dicht bedeckt. Die Niederlassung liegt unter dem 57sten Grade nördl. Breite.

1828. Monate.	Heitre Tage.	Tage mit Abwechslungen.	Trübe Tage.	Barometerstand, der höchste.	Barometerstand, der niedrigste.	Thermometerstand, der höchste.	Thermometerstand, der niedrigste.	An wie vielen Tagen im Monate der Wind stark.	mäßig.	schwach.
Im Januar ..	10	16	5	29,80	29,20	+ 5	— 7	28	2	1
" Februar .	5	13	11	29,83	29,23	6	1	17	8	4
" März ...	6	12	13	30,44	29,06	8	2	20	5	7
" April ...	4	14	12	30,27	29,38	13½	+ 4	14	10	6
" Mai	1	13	17	30,12	29,57	12	5½	15	16	0
" Juni ...	5	17	8	30,20	29,45	16	7	6	24	0
" Juli ...	7	14	10	30,20	29,75	18	9	9	22	0
" August ..	10	13	8	30,17	29,34	15	5	8	23	0
" September	3	19	8	30,20	29,20	12	2	14	10	6
" Oktober ..	2	18	11	30,01	28,78	10	— 1	3	20	8
" November	2	21	7	30,10	28,66	6	2	9	15	6
" December	11	10	10	30,57	28,72	6½	10	16	10	5
	66	180	120	30,57	28,66	+ 18	— 10	158	165	43

Naturwissenschaftliche Literatur.

Merkwürdigkeiten aus dem 17ten Bande des Ferüssacschen Bulletin de Sciences naturelles.

Für jeden, welcher sich mit Zoologie beschäftigen will, ohne Sammlungen oder eine Bibliothek zur Hand zu haben, ist ein sehr brauchbares Werk begonnen, nämlich:

Guerin Iconographie du regne animal, von welchen indessen erst die erste Lieferung angezeigt wird; es soll eine Abbildung von einer Art jedes Cuvierschen Geschlechts geben, welche ohne irgend einen begleitenden Text, bloß mit untergesetzter Be-

nennung erscheint. Trotz dem kleinen Format (8.) sollen die Darstellungen deutlich und dem Systematiker genügend seyn; der Preis ist nicht genannt, wird aber als sehr billig gerühmt.

Swainson zoological illustrations, wovon drei Lieferungen erschienen sind, geben Abbildungen neuer oder wenig bekannter Arten, begleitet von genauen Beschreibungen. Die sehr genauen und eleganten Abbildungen, welche die von Shaw und Leach bei weitem übertreffen sollen, sind sehr billig, denn das Heft von 5 colorirten Tafeln kostet nur 7 Francs. Die Ornithologie ist in diesem Werk am meisten beachtet.

William Harvey hat in: the Tower Menagerie die im Tower lebend erhaltenen Thiere beschrieben und von Branston und Wright verfertigte Kupfer hinzugefügt, von welchen der französische Berichterstatter sagt: d'une perfection dont rien ne nous donne la moindre idée en France. Der Text soll aber hauptsächlich nur für die nicht Sachkundigen, welche die Menagerie des Tower besuchen wollen, brauchbar seyn und über die Lebensart der Thiere nicht viel Neues und Interessantes liefern. Preis 32 Francs.

Roulin hat in der Königl. Akademie der Wissenschaften eine Abhandlung vorgelesen über die Veränderungen, welche mit den Hausthieren vorgegangen sind, welche man von Europa nach Amerika verpflanzt hat, über welchen Aufsatz Geof-

froy St. Hilaire und Serres einen besondern Bericht gegeben haben. Die Beobachtungen, welche zu Grunde liegen, sind während eines sechsjährigen Aufenthalts in Columbia, Neu-Granada und Venezuela angestellt. Besonders auffallend ist die Bemerkung, daß das Rindvieh, welches mehrere Generationen hindurch nicht gemolken worden ist, ganz die großen Euter verloren hat, und seine Milch sofort verliert, wenn das Kalb abgewöhnt ist; derselbe Fall ist mit den Ziegen, aber noch auffallender die, daß die Schaafe, welche ganz dieselbe Wolle hervorbringen, wie ihre spanische Stammrace (es sind indessen nicht Merino's, sondern andre Racen eingeführt), auch immer solche Wolle wieder erzeugen, so lange sie geschoren werden, sobald man aber aufhört sie zu scheeren, ihre verfilzte Wolle abwerfen und sich mit kurzem platt anliegendem Haar bedecken, ganz dem Haar der Ziegen des heißen Klimas ähnlich, und nie wieder Wolle erzeugen. Auf den Hochebenen von St. Fe findet man noch die Descendenten der fürchterlichen Hunde, womit die Spanier zuerst die unglücklichen Bewohner von Domingo und später die Mexikaner niederhetzten, und die jetzt gebraucht werden, Hirsche zu hetzen, welche sie wüthend an dem Unterleib packen und niederwerfen, obgleich diese Hirsche mehr als sechsmal schwerer sind als die Hunde.

Die Hühner, welche schon über die 20ste Generation hinaus in der heißen Zone gelebt haben, brüten

Küchlein aus, welche nur mit einem dünnen Dunenkleide bedeckt sind, welches bald ganz abfällt, so daß sie außer den Schwung- und Schwanzfedern eine geraume Zeit ganz kahl erscheinen. Die von den Spaniern zuerst nach Amerika gebrachten Hühner gediehen auf den Inseln und an den Küsten gleich Anfangs gut und pflanzten sich fort; aber auf beträchtlichen Höhen, z. B. in Cusco, gelang es erst nach vielen vergeblichen Versuchen sie zur Fortpflanzung zu bringen, im Anfang war aber ihre Fruchtbarkeit sehr gering, nach und nach hat sie von Generation zu Generation zugenommen, so daß sie jetzt der Fruchtbarkeit der Hühner in Europa gleichkommt. Die Hauptresultate dieser Untersuchung sind also folgende:

1) Wenn man Thiere in ein fremdes Klima versetzt, so müssen sich nicht nur die Individuen, sondern allmälig die ganze Race acclimatisiren.
2) Während dieser Acclimatisirung bilden sich gewisse dauernde und erbliche Eigenthümlichkeiten der Race, welche ihre Organisation in bessere Uebereinstimmung mit dem Klima bringen, in welchem sie leben.
3) Der freie unabhängige Zustand bringt die Varietäten der Hausthiere wieder zur Form ihrer Stammrace zurück.

In dem rühmenden Bericht, welchen Geoffroy St. Hilaire und Serres über dieses Roulinsche Memoire abstatten, machen sie besonders darauf aufmerksam, daß durch diese Untersuchungen Isi-

dore Geoffroy St. Hilaire's in seinen Considerations générales sur les mammifères aufgestellte Behauptung, daß die Varietäten der Hausthiere bloß als Resultat der Zähmung anzusehen sind, auf eine auffallende Weise bestätigt werde.

Jules de Cristol und A. Bravard Mem. de la Soc. d'hist. nat. de Paris Tom. IV. 1828 p. 368 haben in der Höhe von Lunel-Viel bei Montpellier ein paar Backenzähne gefunden, welche große Aehnlichkeit mit den Backenzähnen der jetzt lebenden gestreiften Hyäne, und nicht, wie die bisher gefundenen fossilen Hyänenschädel, mit der gefleckten Hyäne haben, und schließen daraus auf eine neue fossile Hyänenart, die sie gestreifte fossile Hyäne oder Hyäne von Monpellier genannt haben wollen.

Roulin hat in der Königl. Akademie der Wissenschaften am 9ten Februar 1829 ein Memoire über den Tapir und insbesondre über eine neue Art, die sich auf den Höhen der Anden findet, vorgelesen, worüber der Baron Cuvier und Dumenil den Bericht zu erstatten hatten, welcher in dem Bulletin mitgetheilt wird. Aus diesem Bericht geht Folgendes hervor:

Man kannte bis vor einigen Jahren nur eine Art Tapir, dessen Naturgeschichte indessen sehr unvollständig war, so daß man nicht einmal den Zahnbau dieses Thiers kannte, welchen erst Geoffroy St. Hylaire zuerst beschrieb, und wovon Cuvier

selbst in seinem Werk sur les ossemens fossiles die erste Abbildung gab. Duvancel und Diard entdeckten darauf eine zweite größere Art auf Sumatra und Malacca und schickten dessen Beschreibung und auch das Thier selbst nach Europa. Den sehr abweichenden Knochenbau dieses Thiers findet man ebenfalls in dem ebengenannten Werke Cuvier's beschrieben und abgebildet. Roulin fügt nun die dritte Art hinzu, welche wesentlich von diesen beiden Arten verschieden ist und sich im Schädelbau einigermaaßen dem Paläotherium nähert. Oviedo's Beschreibung des Tapir, in welcher diesem Thier dichte und schwärzliche Haare beigelegt werden, ließ ihn die Existenz einer zweiten Art in Amerika vermuthen. Anfänglich glaubte er, der Aufenthalt in höhern und daher kältern Gegenden könne vielleicht dem in den heißen Ebenen nackt erscheinenden Thier ein stärkeres Haar geben, aber er kam bald von dieser Meinung ab, als er beobachtete, daß der bis dahin bekannte Tapir nur in heißen Niederungen und nie auf irgend beträchtlichen Anhöhen vorkomme; da die Spuren dieses Thieres wegen seiner Loosung und der Pfade, welche es sich durch das Gebüsch bahnt, so leicht zu entdecken sind. Endlich war er so glücklich, zwei Exemplare der neuen Art, welche nicht weit von Bogota erlegt waren, zu Gesicht zu bekommen. Da er die ganzen Thiere nicht erhalten konnte, nahm er eine Abbildung des Thiers und Kopf und Füße desselben mit und brachte sie nach Paris. Dieses

Thier ist nun durch die Form des Kopfes, welcher kürzer und weniger nach dem Nacken hin verlängert ist, und durch ein dichtes schwarzbraunes Haar, welches den ganzen Körper bedeckt, schon auf den ersten Anblick leicht von dem Tapir der Ebne zu unterscheiden; noch mehr aber weicht es durch seinen Knochenbau von diesem ab, indem es sich in dieser Rücksicht mehr dem Tapir von Sumatra nähert, und also auch dem Palàotherium.

Man kann also nun aus den Geschlechtern Palaeotherium, Lophiodon, Tapirus, Equus eine besondere natürliche Familie der Pachydermen bilden. Gelegentlich erklären sich die Berichterstatter gegen die von d'Alton und Pander bei Beschreibung des Megatheriums aufgestellten Hypothesen, als ließe sich behaupten, daß diese oder jene Art unsrer jetzigen Thiere in gerader Linie von dieser oder jener Thierart der Vorwelt abstamme. Es ist nicht der mindeste Grund vorhanden, eine Verwandlung dieser antediluvischen Gattung der Palàotherien in die Tapire unsererer jetzigen Welt zu vermuthen. Die Backenzähne der einen und der andern gleichen sich nicht, und es ist in der ganzen Thiergeschichte keine anerkannte Thatsache vorhanden, woraus man schließen könnte, daß irgend eine Veränderung der Nahrung, der Luft und der Temperatur eine merkliche Abweichung in der Bildung der Zähne hätte hervorbringen können. H. Lichtenstein.

* * *

Zoologia Specialis quam expositis animalibus tum vivis, tum fossilibus potissimum Rossiae in universum, et poloniae in specie, in usum lectionum publicarum in universitate caesarea Vilnensi habendarum edidit D. Eduardus Eichwald, P. P. O. etc. Pars prior propaedeutiam zoologiae atque specialem Heterozoorum expositionem continens cum icone tituli et quinque aliis lithographicis. Vilnae. Typis Josephi Zawadzki. 1829. 8. VI. 314. Mit dem Motto: Deum sempiternum, immensum, omniscium, omnipotentem, expergefactus a tergo transeuntem vidi et obstupui! Legi aliquot ejus vestigia per creata rerum, in quibus omnibus, etiam in minimis, ut fere nullis, quae vis! quanta sapientia! quam inextricabilis perfectio! Linn. Syst. nat. edit. XIII. Tom. I. p. 3.

Die Absicht des Herrn Verfassers bei der Bearbeitung dieses Werkes war, seinen Zuhörern ein Handbuch der speciellen Zoologie zu ihren häuslichen Studien zu liefern, da ein solches, in Bezug auf Rußland im Allgemeinen, und auf Polen insbesondere, noch fehlte. Vorstehender erster Band zerfällt in 2 Theile. In dem propädeutischen Theile der speciellen Zoologie verbreitet sich der Herr Verfasser in der Einleitung über den Gegenstand der Zoologie und ihre Abtheilungen, über organische und unorganische Körper, über die verschiede-

nen Aeußerungen des organischen Lebens, über die Ernährung, Respiration, Fortpflanzung, Incitabilität, über das thierische Leben, den Zufluß der Säfte, die Reproduction, das vegetative Leben, den Unterschied zwischen Thier und Pflanze, und geht dann über zu den einzelnen Abschnitten der Zoologie.

Das erste Kapitel behandelt die Zoographie. Nach Erklärung des Begriffes wird von dem künstlichen sowohl, als von dem natürlichen Systeme gehandelt, über die Eintheilung der Thiere in Klassen, Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten gesprochen, im Kurzen die Geschichte der Zoologie von Aristoteles an bis auf die neueste Zeit entwickelt, dabei die Literatur angegeben und eine Uebersicht der vorzüglichsten Classificationen geliefert. Zur Eintheilung der Thiere nimmt der Herr Verfasser 6 Urtypen derselben an:

I. Spondilozoa; umfaßt die Säugethiere, Vögel, Amphibien und Fische.
II. Podozoa; begreift die Krustaten, Insekten, Arachnoiden, Weichthiere (Sepien).
III. Therozoa; dahin gehören die übrigen Molusken Cuvier's mit Ausnahme der Sepien.
IV. Grammozoa; enthält die Eingeweidewürmer und die außer dem Körper lebenden Würmer.
V. Cyclozoa; wozu er alle Radiaten mit den Acalephen zählt; und
VI. Phytozoa; welche außer den Wirblern die Hydern und die übrigen Korallen einschließt.

Am Schlusse dieses Kapitels wird von dem thierischen Chaos und dem thierischen Lebensbaume — worauf das Titelkupfer Bezug hat — gehandelt.

Das zweite Kapitel ist der Zootomie gewidmet. An der Spitze steht die Literatur, dann wird der Stoffe und Gewebe gedacht, woraus der Thierkörper zusammengesetzt ist, und endlich werden die Organe der Bewegung, der Sensibilität, der Reproduction und der Zeugung beleuchtet.

Das dritte Kapitel beschäftigt sich mit der Zoonomie, wobei ebenfalls zuerst die Literatur gegeben wird und dann die Gesetze des thierischen Lebens genauer erörtert werden.

Das vierte Kapitel endlich erläutert die Oryctozoologie, der gleichfalls die Hauptwerke vorgesetzt sind.

In dem zoographischen Theile der speciellen Zoologie handelt der erste Theil von den Heterozoen. Es wird zuerst das Allgemeine dieser Abtheilung, wozu die Thiere der 4 untern Organisationstypen gehören, erörtert; darauf folgt das Allgemeine des Chaos mit der dahin gehörigen Literatur und die specielle Auseinandersetzung desselben, und endlich werden die einzelnen Klassen: Phytozoen, Cyclozoen, Gramozoen und Therozoen, durchgegangen. Bei jeder dieser Klassen wird zuerst die wichtigste Literatur angegeben, dann folgen allgemeine Bemerkungen, die Beschreibung der Bewegungsorgane, der Sensibilitäts-

organe, der Reproductionsorgane, der Zeugungsorgane und endlich ihre Eintheilungen in Ordnungen, Familien, Gattungen und Arten, Letztere besonders in Bezug auf Rußland überhaupt und auf Polen insbesondere. Die Gränzen dieser Zeitschrift gestatten indessen nicht, in das Specielle einer jeden dieser Klassen einzugehen, zumal so viel des Wissenswerthen und Neuen darin enthalten ist, daß gewiß jeder Zoologe dieses reichhaltige Werk, dem am Schlusse eine Erklärung der abgebildeten Gegenstände beigegeben ist, nicht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Dr. Fleischer.

* * *

Naturhistorische Skizze von Lithauen, Volhynien und Podolien, in geognostisch-mineralogischer, botanischer und zoologischer Hinsicht, entworfen von Ed. Eichwald, der Medicin Dr. und Prof. zu Wilna u. s. w. Mit 3 lithogr. Taf. Wilna, auf Kosten des Verfassers, in Commiss. bei L. Voß in Leipzig. 1830. 255 S. gr. 4.

Was ursprünglich zu einer feierlichen Vorlesung bei einem erwarteten Besuche des Freiherrn Alex. Humboldt bei der Wilnaer Universität bestimmt war, liefert hier der unermüdliche Herr Verfasser zu einer größern Schrift verarbeitet, welche die Aufmerksamkeit der Naturfreunde im Allgemeinen, der inländischen aber vorzüglich, auf sich ziehen muß. Da seine Untersuchung alle drei Reiche der Natur umfaßt, so sind die Ergeb-

nisse der Beobachtungen in 3 Abschnitte vertheilt. Der 1ste Abschnitt enthält die geognostisch-mineralogischen Bemerkungen, der 2te die botanischen, der 3te die zoologischen. In diesem letzten Abschnitt hat vorzügliches Interesse die Beschreibung der Auer nach eigener Beobachtung. Eine neue Abbildung dieses Thieres liefert der Titel-Steindruck, so wie auch eine Zeichnung des Waldes gegeben wird, worin diese merkwürdigen Geschöpfe leben. Doch ein weiterer Auszug der Schrift scheint überflüssig, da gewiß jeder Gebildete mit dem Inhalte aus der Quelle selbst sich bekannt machen wird. — Dem Vernehmen nach dürfen wir nun auch der baldigen Erscheinung der Reise des Herrn v. Eichwald nach dem Kaspischen Meere, im Cottaischen Verlage, entgegensehen. Freiherr Alexander v. Humboldt (dem auch oben angezeigtes Werk gewidmet ist) hat beim Lesen des Manuscriptes hohes Interesse für diese Reisebeschreibung gefaßt. Tr.

* * *

Nachtrag zum Prodromo Florae osiliensis nebst einem vollständigen Register. Vom Dr. J. W. L. v. Luce, mehrer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Reval, 1829, gedruckt bei Lindfors Erben. 8. IV. und mit den Seitenzahlen 389 — 462.

Durch diesen Nachtrag beabsichtigte der Herr Verfasser seinen im Jahr 1823 herausgegebenen Pro-

dromus Florae osiliensis theils zu vervollständigen, theils vermöge der beigegebenen Register brauchbarer zu machen. Es werden darin 182 Phanerogamen — worunter 4 als angebaute — und 1 Cryptogam aufgeführt, welche fast alle für die Flor der Insel Oesel neu sind und wovon folgende 21 Arten als neue Bürger der Flor unserer Ostseeprovinzen überhaupt besonders der Beachtung werth seyn dürften: Schoenus ferrugineus und Sch. fuscus, Poa maritima, Bromus sylvaticus, Galium pusillum, Samolus Valerandi, Solanum pseudo-capsicum *), Allium arenarium, Rumex Nemolapathum, Polygonum erectum **), Arenaria marina, Alyssum montanum, Dentaria bulbifera, Sisymbrium palustre, Hypericum dubium, Hieracium molle, Satyrium Epipogium, Carex chordorrhiza, C. remota, C. verna und C. patula. — Möchte es doch mehrern Botanikern gefallen, uns mit ihren Entdeckungen bekannt zu machen! —

Dr. Fleischer.

---

*) Das Vaterland dieser Pflanze ist Madera, weshalb ich einigermaaßen ihr Vorkommen auf Oesel bezweifle.

**) Diese Pflanze gehört Philadelphia an.

* * *

Systematisches Verzeichniß der in den Ostseeprovinzen bis jetzt bekannt gewordenen Phanerogamen, mit Angabe der gebräuchlichsten deutschen, lettischen und esthnischen Benennungen. — Den Freunden der vaterländischen Pflanzenkunde zum Behufe einer künftigen Bearbeitung der Flora der Ostseeprovinzen zur Beprüfung und Ergänzung vorgelegt von dem Dr. Johann Gottlieb Fleischer, Ordentl. Mitgl. der Kurl. Gesellsch. für Lit. und Kunst und der Kaiserl. naturf. Gesellsch. zu Moskau. Mitau, 1830. Lithographirt und zu haben bei F. D. Schabert. 120. S. in 4.

Der für die Bereicherung der Fauna und Flora unserer Ostseeprovinzen so thätig bemühte Herr Verfasser giebt mit dieser Schrift abermals einen sehr schätzbaren Beitrag. Er hoffte, wie er im Vorworte sagt, durch dieses Verzeichniß der Phanerogamen als Vorläufer einer vollständigen Flora dieser Ostseeprovinzen, erstens die Freunde der vaterländischen Pflanzenkunde sowohl mit dem bekannt zu machen, was aus der Klasse der Phanerogamen bis jetzt bei uns entdeckt und beobachtet ist, als auch auf diese Weise manche Berichtigungen und Zusätze zu erhalten. Er giebt dabei eine Uebersicht von dem bisher in diesem Fach Geleisteten, von Fischers Naturgeschichte an, bis auf die von ihm selbst gelieferten Beiträge. Zweitens hofft er, durch die Bekanntmachung dieses Vorläufers vielleicht eine

festere und sicherere Bestimmung der lettischen und esthnischen Pflanzennamen und ihrer Rechtschreibung zu erlangen; zu diesem Behufe macht er auch die Quellen namhaft, aus welchen er in dieser Hinsicht schöpfte, und die Einrichtung des Werkes, wonach für die unbekannten Namen Platz leer geblieben, der auf dem Schreibpapier, worauf das Werk gedruckt ist, sich leicht ausfüllen läßt, ist für diese Vervollständigung selbst sehr bequem. Am Schlusse des Vorworts wird noch eine kurze Schilderung des Bodens und der Vegetation unserer Ostseelande hinzugefügt. Dann folgt, in getheilten Kolumnen für die Namen in den vier Sprachen, das Verzeichniß selbst, wofür der Herr Verfasser wohl des Dankes unsrer Naturfreunde gewiß seyn kann. Tr.

* * *

Anfangsgründe der Naturkunde und Erdbeschreibung. Von Moriz von Engelhardt ꝛc. Erste Abtheilung. Naturkunde. Dorpat 1827. (XI u. 184 S.)

Sehr löblich, daß Naturforscher von Fach (den Abschnitt: „Anleitung zur Kenntni˜ der Erde als Weltkörper“, hat Struve, die Lehre von den Pflanzen, Parrot d. J. bearbeitet) ein so gemeinfaßliches und gemeinnütziges Werk zu Tage förderten! Nicht bloß für die Jugend, auch für die meisten Erwachsenen wird es belehrend seyn.

Trautvetter.

II.

Mathematisches und Philologisches.

Neue Theorie der Parallelen.

Von J. F. R....r.

Geschrieben im Jahre 1829 *).

Wie selten werden solche große Geister wie Newton, Leibnitz, Wolf ꝛc. angetroffen! Und selbst diese müssen gestehen, daß alles menschliche Wissen nur Stückwerk ist. Darum sollte Jeder Andere

*) Ich muß anmerken, daß dieser Aufsatz mir schon vor einem Jahre eingesandt, das verspätete Erscheinen desselben aber durch Umstände, zum Theil durch die Schwierigkeit der Figuren für den Druck, veranlaßt worden ist. Die Bemerkung des Herrn Verf., daß man in der Geometrie fortgebaut hat, ohne sich um die feste Begründung der Elemente gehörig zu bekümmern, leidet auch auf andere Fächer ihre Anwendung. Am meisten freilich muß diese Erscheinung in den formellen oder reinen Wissenschaften, nehmlich den mathematischen und logischen oder sprachlichen, befremden. Das Fehlerhafte in den Anfangsgründen aber ist dem Humanistischen, zur allgemeinen Bildung Gehörigen, gerade am wenigsten gleichgültig, und es wird daher unserm Zwecke nicht fremd seyn, auch einmal zu dem gelehrten Staube zu treten.

Anm. des Herausg.

schonend beurtheilen und Schwächere liebreich zurechtweisen.

Wie unvollkommen ist überhaupt noch die Wissenschaft! Soll diese eine Zusammenstellung von Wahrheiten nach der Idee eines Ganzen seyn; so muß Einheit in derselben herrschen und sie muß von Einem Grundsatze ausgehen. Solche Wissenschaften haben wir aber nicht, und namentlich fehlt es der Geometrie an dieser Einheit, weil mehr als Ein Grundsatz in ihr aufgestellt wird.

Die meisten großen Mathematiker halten es nicht der Mühe werth, oder kümmern sich nicht darum, die Anfänge der Geometrie zu berichtigen. Sie schweben lieber in höhern Regionen umher; haben dadurch einen höhern Genuß, der ihrem tiefdenkenden Geiste angemessener scheint, als sich mit Kleinigkeiten abzugeben. Obgleich alle Gegenstände, die zu einer Wissenschaft nothwendig gehören, als solche nicht übergangen werden müssen, und daher nicht als Kleinigkeiten zu betrachten sind. Solche tiefdenkende Geister bauen das Gebäude immer höher aus, und denken nicht daran, das Fundament mehr zu befestigen. Sie wissen wohl, daß das Gebäude nicht einstürzen kann; aber eben so gut ist es ihnen bewußt oder sollte ihnen wenigstens bewußt seyn, daß sie ein wissenschaftlich fehlerhaftes Gebäude als ein Non plus ultra der Gewißheit anbeten. Solchen großen Geistern wird es oft schwer, sich in den Vorhof der Wissenschaft zu ver-

setzen und hier die nöthigen Operationen des Verstandes in Bezug auf die Wissenschaft vorzunehmen; weil sie gewohnt sind, einen hohen Flug zu nehmen, und öfter das ganz Einfache und Endliche im Zusammengesetzten und Unendlichen suchen, was sie doch nur finden können und müssen, ohne sich so hoch zu versteigen.

Es ist freilich leichter auf gebahntem Wege fortzuschreiten, als die ersten Gründe, den obersten Grundsatz, auf ungebahntem Wege zu finden.

Ist nun Etwas entdeckt und erfunden; dann ist es Allen ein Kinderspiel des Kolumbus Ey auf die Spitze zu stellen: Periti sunt imitandi et inventis addendi aliquid.

Meines Dafürhaltens hat auch der ein Verdienst um die Wissenschaft, der den sogenannten Grundsatz: Zwischen zwei Punkten ist nur eine gerade Linie möglich. Zusatz: daher können zwei gerade Linien keinen Raum begränzen, — als Lehrsatz beweiset. Denn wenn in jeder Wissenschaft bewiesen werden muß, was sich beweisen läßt; so müssen die Nachbeter, die Alles auf Treu und Glauben ohne Prüfung annehmen, sich wohl gestehen, daß sie die logischen Regeln nur mechanisch befolgen und nach dem Schlendrian tanzen. Die Geometrie ist eine gemachte Verstandeswissenschaft a priori, deren Anschauungen und Sätze construirt werden müssen. Allen muß aber nur ein einziger Grundsatz zum

Grunde liegen und sie alle müssen auf diesen Grundsatz gebaut seyn. Werden daher neben letzterem mehr angeblich dergleichen aufgestellt; so sind dieses nur Sätze, die bewiesen werden müssen; und wenn wir diese noch nicht bewiesen haben; so ist es ein Beweis, daß wir entweder sie nicht beweisen wollen oder nicht können. Das erste verbietet uns aber der categorische Imperativ: Du sollst beweisen; also bleibt das Nichtkönnen nur übrig. Aber warum kannst du nicht? die Antwort: weil ich nicht kann! wäre eine schlechte Antwort; da die Sätze sich beweisen lassen müssen. Es wird uns also nur übrig bleiben zu behaupten: wir sind noch nicht auf dem rechten Wege gewesen, den Beweis für die unächten Axiome zu finden. (Wobei ich hier nicht unbemerkt lassen kann, daß wir uns auch nicht viele Mühe geben, den rechten Weg zu finden.) Man stellt Grundsätze auf, der Eine mehr, der Andere weniger, und sagt: unter diesen Bedingungen ist meine Wissenschaft eine Wissenschaft und habeat sibi! wem es nicht gefällt oder wer sie dafür nicht gelten lassen will. Daher bleibt denn auch die Geometrie hübsch in statu quo, und die Geometer, wenn ich so frei sprechen darf, schlafen in dieser Hinsicht seit Theons Zeiten, die großen den Schlummer der Gleichgültigkeit, die kleinen den der Nachahmung: oscitante uno, oscitat et alter.

Also wenn Jemand einen sogenannten Grundsatz als Lehrsatz beweiset, so hat er schon um die Wissen-

schaft einiges Verdienst; denn wenn dieses nicht wäre, so wäre die Aufstellung der Grundsätze schwankend und willkührlich, und ein Jeder könnte deren so viele aufstellen, als er wollte und ihm dienlich schienen. Euklids Elemente sind ein merkwürdiges Werk, welches mit Recht in jedes Geometers Händen seyn wird. Daher will ich, wenn ich von Grundsätzen spreche, nur die des Euklides verstanden wissen. Dieses Werk ist seines zusammenhängenden Baues wegen klassisch zu nennen.

Würde der Geometer nicht befürchten, mißverstanden zu werden; so hätte er keine Erklärungen nöthig und es würden zum System der Wissenschaft nur Postulate, Grundsätze, Sätze nebst Corrolarien nöthig seyn. So aber schickt er jene voran, damit sich ein Jeder darnach richten könne. Bekanntlich theilt man nach logischen Prinzipien die Definitionen ein in Verbal- und Realdefinitionen. Und wenn man unter letztern solche versteht, wodurch der definirte Gegenstand zugleich als möglich gedacht und construirt wird; so müssen diese vor den Verbaldefinitionen den Vorzug haben. Zwar giebt es Geometer, die diese nicht gelten lassen wollen und sie mechanisch nennen, weil sie auf Bewegung beruhen, welche letztere sie nicht verstatten; aber solche kritische Männer, vor denen ich übrigens, ihrer Kenntnisse wegen, Hochachtung hege, wissen eigentlich wohl selbst nicht, was sie wollen. Vor

lauter Subtilitäten verirrt sich ihr hoher Verstand von dem gesunden. Hier muß man aber in concreto denken und sprechen. Also: Die Geometrie ist die Wissenschaft der stätigen Größen. Die Elementargeometrie in ihrem ganzen Umfange beruht auf dem Ziehen und Verlängern einer geraden Linie und auf der Beschreibung eines Kreises (Euklids Postulate). Nun frage ich aber (ich will gar nicht einmal von Euklides sprechen, der in seinen Elementen manchen Körper durch Umdrehung einer ebenen Figur entstehen läßt [Realdefinition]): ist das Ziehen und Verlängern einer geraden Linie, das Beschreiben eines Kreises wohl, ohne Bewegung sich vorzustellen, denkbar? Mit Nichten! denn in diesen Begriffen liegt nothwendig Bewegung. Wenn jenes nicht möglich, und daher auch nicht denkbar ist; so muß das Gegentheil möglich, wirklich, nothwendig seyn. Also beruht die ganze Elementargeometrie auf Bewegung, und zwar auf Bewegung eines geometrischen Punktes, weil keine Linie ohne vorhergehende Bewegung des Punktes gedacht werden kann. Weil nun keine Construction ohne Annahme eines beweglichen Punktes ausgeführt werden kann; so ist folgender Satz: Es giebt einen nach jeder beliebigen Richtung bewegbaren Punkt, oder: Man kann überall einen Punkt annehmen, und ihn in jeder beliebigen Richtung fortbewegen, — das einzige Postulat und der oberste Grundsatz für die ganze Geometrie (Wissenschaft continuirlicher Grö-

ßen). Mithin fallen die drei Euklidischen Postulate in eins zusammen und (wenn die Geometrie eine Wissenschaft im strengen Sinne seyn soll) die übrigen sogenannten Grundsätze müssen theils als Corrolarien, theils als Sätze sich construiren und demonstriren lassen.

Raum und Zeit, als Bedingungen jeder Anschauung, sind in der Geometrie auch nur als solche nöthig. Der Geometer schafft sich seine Quanta, seinen Raum, und, wenn es nöthig ist, seinen unendlichen Raum, selbst, und zwar durch jenen aufgestellten obersten Grundsatz: Man kann überall einen Punkt annehmen u. s. w. Er construirt seine Flächen jeder Art, seine Körper jeder Art durch den aufgestellten Grundsatz, selbst dann, wenn es keine extensiven Größen gäbe, und wir nur Verstand, Vernunft und Urtheilskraft besitzen, nach den Regeln des Denkens zu verfahren. Denn ich muß mir meine Quanta schaffen können, oder meinen Verstand im Allgemeinen verlieren für geometrische Anschauungen. Der Raum in concreto ist also für den Geometer nicht einmal nothwendig, denn ich construire meine Quanta in meinem Geiste.

Da nun der oberste Grundsatz aufgestellt ist; so müssen die übrigen (Grundsätze insbesondere, nicht Postulate) erwiesen werden. Diese im Euklides aufgestellten betreffen die Mathematik im Allgemeinen, theils die Geometrie insbesondere, theils beide Disciplinen. Die beiden äußern hat schon

Wolf in seinen Elementis Mathesios universis, und nach ihm Johann Schultz in seinen Anfangsgründen der Mathematik, größtentheils als Lehrsätze demonstrirt; es bleiben also nur noch diejenigen, die die Geometrie insbesondere betreffen, zu demonstriren übrig.

Wer im Gebiete der Geometrie nur etwas mit Aufmerksamkeit gearbeitet hat, wird finden, daß es nicht so leicht ist, auf die ersten Gründe zurück zu gehen, einen Satz zu erfinden, oder für ein Axiom, das als solches aufgestellt wird, aber es in der That nicht ist, einen Beweis zu führen. Oft glaubt man hier seinen Fund gemacht zu haben, man freut sich, aufs Reine gekommen zu seyn. Der nach Wahrheit ringende Verstand wähnt die Arbeit vollbracht. Wie schmerzhaft ist aber dem Forscher zu Muthe, wenn er nach einiger Zeit demüthig von seiner Höhe herabstimmen muß, indem er seinen herrlichen Fund als Seifenblase zerstäuben sieht. Wie vielen Werth hat hier nicht ein erfahrner, tüchtiger Freund (der freilich mathematischer und logischer Kopf seyn muß), dem man sich anvertrauen und von dem man guten Rath, Belehrung und Zurechtweisung einholen kann! Dieser tüchtige Freund wird schonend seyn gegen die Person, deren Verstand sich bemühte, Wahrheiten zu beweisen, die aber damit noch nicht bewiesen waren; dagegen wird er äußerst streng in Hinsicht auf Logik und Wissenschaft die Bemühungen des Andern beurthei-

len müssen, weil hier Nachsicht ganz fehlerhaft angebracht seyn würde.

Man beweise den Satz: „Jeder Diameter acb (Fig. 1.) theilt die Peripherie und den Kreis selbst in zwei gleiche Theile;“ so läßt sich daraus leicht beweisen:

1) Zwei gerade Linien haben nicht einen und eben denselben Abschnitt gemein. Duae rectae lineae non habent unum et idem segmentum commune (Barrow's Euklides Axioma 10. London 1659).

2) Wird eine gerade Linie ab (Fig. 2.) von einer andern cd getroffen; so schneidet diese cd verlängert die erste ab in d (Barrow Axioma 11).

3) Zwei gerade Linien ab, acb (Fig. 3.) schließen keinen Raum ein (Barrow Axioma 14. Lorenz Eukl. Gr. 12).

4) Zwischen zwei Punkten a, b (Fig. 4.) ist nur eine gerade Linie ab möglich.

Dann läßt sich anderweitig auch beweisen: Was sich deckt, ist einander gleich (Barrow Axioma 8. Lorenz Gr. 8.). Dann läßt sich auch strenge beweisen aus der Congruenz der Summen zweier Nebenwinkel acd + dcb (Fig. 5.) mit zweien andern efg + gfh, der Satz: Alle rechte Winkel sind einander gleich (Lorenz Gr. 10. Barrow Ax. 12).

Auch der Lehrsatz: Wenn zwei gerade Linien ab, cd (Fig. 6.) sich einander schneiden; so sind die Scheitelwinkel gleich u. s. w.

Doch schwerlich wird man mich von dem Beweise meiner Behauptung, daß die übrigen Grundsätze, die zwar als solche aufgeführt werden, es dennoch in der That nicht sind, durch ein u. s. w. loslassen, wenn man das berüchtigte Axiom des Euklides hervorsucht: „Zwei gerade Linien, die von einer dritten, ef, (Fig. 7.) geschnitten werden, so daß die beiden Innern an einerlei Seite liegenden Winkel zusammen kleiner als zwei rechte sind (bef + dfe $<$ 2 R.), treffen, genugsam verlängert, an dieser Seite zusammen.“ (Lorenz Gr. 11. Barrow Ax. 13.)

Ein Stein des Anstoßes ist von jeher dieser Satz gewesen, der zur Begründung der Theorie der Parallelen durchaus nothwendig ist, aber durchaus kein Grundsatz seyn kann, weil nehmlich die Logik, oder das denkende Princip im Menschen, einen allgemein bejahten Lehrsatz: (laufen zwei gerade Linien ab, cb (Fig. 9.), welche von einer dritten, de, geschnitten werden, in einem Punkte, b, zusammen; so sind bde + bed $<$ 2 R. [Euklid 17ter S.]) nicht ohne Beweis umkehren läßt. Den Gordischen Knoten zu zerhauen, geht also nicht; man wird ihn demnach lösen müssen. Die Bemühungen selbst großer Geometer, diesen Grund-

satz als Lehrsatz zu beweisen, sind allen denen bekannt, die diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit gewidmet haben. Die meisten Geometer nehmen Eigenschaften der Parallelen an, die erst bewiesen werden müssen; oder Mancher stützt seinen Beweis auf eine Petitio principii, die in der strengen Disciplin nicht stattfinden darf. Man muß hier nichts erbetteln. — Robert Simson, Professor zu Glasgow in Schottland, hat durch seine Lateinische und Englische Ausgaben der ersten 6 Bücher und des 11ten und 12ten des Euklides hinreichend dargethan, daß die Elemente des Euklides corrupt auf die Nachwelt gekommen sind. Es läßt sich nicht vermuthen, daß ein so scharfsinniger, ein so tiefdenkender und sorgfältiger Geometer, als Euklides, dieselben so, wie sie vorhanden sind, hinterlassen habe. Und so wird denn auch Theon oder ein anderer Ordner und Herausgeber derselben sie verstümmelt, und den berüchtigten obigen 11ten Grundsatz, da man nicht wußte, wohin man mit ihm als Lehrsatz sollte, und dabei doch in Hinsicht des Beweises in Verlegenheit kam, unter die Grundsätze gestellt haben, ungeachtet er unter diesen gewaltig auffallend absticht. — Dem sey aber, wie ihm wolle, der nach Wahrheit strebende Verstand des Menschen, insbesondere hier der Geometer, ich wollte sagen der denkende Geometer, kann mit diesem Grundsatze nicht zufrieden seyn. Denn ohne ihn als Lehrsatz zu beweisen, bleibt die Theorie der

Parallelen und beinahe Alles, was von ihnen gesagt und aus ihnen hergeleitet werden kann (und dieses ist nicht wenig), mangelhaft, und beruht auf einem morschen, fehlerhaften Grunde.

In der Geometrie gilt keine Autorität. Daher muß Jeder hier willkommen seyn, der etwas Falsches hinwegzuräumen und dafür Wahrheit hinzustellen sucht. Wie sehr man aber auch, bei redlicher Bemühung, dennoch irren kann, zeigt die Disputation des Herrn Professor Klügel: Conatuum theoriam parallelarum demonstrandi etc. Gotting. 1763. Ein Jeder wähnt seinen Fund gethan zu haben und Jeder stellt seinen Gang als den einzig möglichen dar, zum Ziele zu gelangen. (Joh. Schulz'ens Winkelflächen u. s. w.) Wenn ich übrigens als ein Autodidactos in der Geometrie auch schon im Jahr 1803 und 1804 diesen Versuch gemacht habe, die Theorie der Parallelen zu begründen; so blieb er doch eine geraume Zeit liegen. Jetzt in meiner, durch Umstände veranlaßten Einsamkeit habe ich diesen Gegenstand wieder aufgenommen, mehr darüber nachgedacht und zum Theil denselben Gang beibehalten, den ich 1804 genommen. Unter mehreren Versuchen scheint mir dieser der richtigste und gelungendste. Irren kann man sich, daß ich indeß auf richtigem Wege bin, rem acu tangendi, davon bin ich überzeugt. Ich wünschte aber, auch Andere davon zu überzeugen; und es würde mich freuen, und würden vielleicht anderweitige Leistun-

gen daraus entspringen, wenn ich diesen Versuch, die Parallelen-Theorie zu begründen, nicht einen bloßen Versuch nennen dürfte, sondern:

„Neu entdeckte,
„ganz einfach aus den ersten Elementarsätzen des „Euklides dargestellte und in vollkommner Schärfe „begründete Theorie der Parallelen.“

Erklärungen.

1) Zwei gerade Linien ab, cd (Fig. 9.), in einer Ebene, welche genugsam verlängert, von beiden Seiten in einem Punkt e auf der einen Seite zusammentreffen, heißen auf dieser: zusammenlaufend (convergent) und auf der entgegengesetzten Seite: auseinanderlaufend (divergent).

2) Zwei gerade Linien ab, cd (Fig. 10.), in einer Ebene, welche niemals in einem Punkt zusammentreffen, so weit man sie auch auf beiden Seiten verlängern mag, heißen gleichlaufend *) (parallel).

3) Eine gerade Linie ac (Fig. 11.), welche zwischen zwei andern geraden Linien in derselben Ebene auf beiden senkrecht steht, heißt ein gemeinsamer Perpendikel.

*) Meine Uebersetzung des Ausdrucks parallel ist seitrecht, nach Aehnlichkeit von waagerecht, senkrecht, folgerecht gebildet.
Anm. des Herausg.

Satz A. Lehrsatz. Wenn zwei gerade, in einer Ebene auf beiden Seiten genugsam verlängerte, Linien ab, cd (Fig. 12.) auf der einen in einem Punkte e zusammenlaufen; so sind sie auf der entgegengesetzten Seite auseinanderlaufend.

Denn wären ba, dc nicht auseinanderlaufend; so müßten sie hier entweder zusammenlaufend oder gleichlaufend seyn. — Gesetzt nun sie, ba, dc, liefen hier auf dieser Seite verlängert in einen Punkt f zusammen; so würden ab, cd die beiden Punkte e, f gemein haben und einen Raum einschließen, welches (Lorenz Euklides Gr. 12) unmöglich. Also sind nicht ab, cd auf dieser Seite zusammenlaufend. Wären aber zweitens ba, dc gleichlaufend auf dieser Seite; so müßten sie, so weit man selbige auch auf beiden Seiten verlängern mag, in keinem Punkte zusammentreffen. Nun treffen sie aber (hyp) in dem Punkte e zusammen; also sind ab, cd auf der entgegengesetzten Seite auch nicht gleichlaufend. Da nun, wie bewiesen, die beiden in e zusammenlaufenden Linien ab, cd, auf der andern Seite weder zusammenlaufend, noch gleichlaufend seyn können; so sind ab, cd hier auseinanderlaufend. W. z. e.

Zusatz. Also sind jede zwei gerade Linien in einer Ebene entweder auf der einen Seite zusammenlaufend und auf der andern auseinanderlaufend; — oder sie sind gleichlaufend.

Denn da zwei gerade Linien ab, cd, keinen Raum einschließen und also auch nicht zwei Punkte

gemein haben; so haben ab, cd, entweder nur einen Punkt e gemein (Fig. 13., 1.), oder keinen (Fig. 13. 2.). Also sind jede zwei gerade Linien ab, cd, entweder auf der einen Seite zusammenlaufend und auf der andern auseinanderlaufend; — oder sie sind gleichlaufend. W. z. e. w.

Zusatz 2. Also ist für jede zwei gerade Linien ab, cd (1., 2.), in derselben Ebene, keine anderweitige Lage (positio) möglich.

Satz B. Lehrsatz. Aus einem Punkte a (Fig. 14.) außerhalb einer geraden Linie bc, ist auf dieser nur ein Perpendikel ad möglich.

Denn wäre noch ein zweiter Perpendikel ae möglich; so ist aed = R.

Verlängere ad nach f, mache df = da und ziehe fe.

Da (Euklides S. 13.) bei d rechte Winkel, da = df und de = de; so sind (S. 4.) △ und ∠ dea = △ und ∠ def. Nun war (hyp) dea = R., folglich (pr. dem.) auch def = R.; folglich dea + def = 2 R. Also (Euklides S. 14.) aef eine gerade Linie. Nun ist auch adf eine gerade Linie. Folglich schließen die beiden geraden Linien adf und aef einen Raum ein. Welches (Eukl. Gr. 12.) unmöglich. Also ist nicht ae auf bc senkrecht und aus eben den Gründen auch keine andere, außer ad. W. z. e. w.

Zusatz: Also ist zwischen zwei zusammenlaufenden Linien ab, cb (Fig. 15.) kein gemeinsamer Perpendikel ac möglich.

Gesetzt ac wäre auf ab und cb senkrecht; so wären auch ba und bc auf ac senkrecht; welches (S. B.) unmöglich. Also u. s. w. W. z. e.

Satz C. Lehrsatz. Stehen auf einer geraden Linie ab (Fig. 16.) zwei andere cd, ef senkrecht; so sind diese gleichlaufend. Wären cd, ef nicht gleichlaufend; so müßten sie (S. A. Z. 1.) auf einer Seite in einem Punkt g zusammenlaufen. Welches (S. B. Z.) unmöglich. Folglich sind cd, ef gleichlaufend. W. z. e.

Zusatz 1. Wird daher eine gerade Linie ab (Fig. 17.) von zwei andern cd, ef unter rechten Winkeln geschnitten (bei a und b sind rechte Winkel); so sind diese gleichlaufend (S. C.).

Zusatz 2. Also können zwei gerade Linien cd, ef eine solche Lage haben, daß zwischen ihnen ein gemeinsamer Perpendikel ab möglich ist.

Denn man kann in a, b, auf ab Perpendikel errichten, oder cd, ef durch a, b, in solche Lage bringen, daß ab von ihnen unter rechten Winkeln geschnitten wird.

Zusatz 3. Werden zwei gerade Linien ab, cd (Fig. 18.) von einer dritten ef unter rechten Winkeln geschnitten (bei e, f sind rechte Winkel); so sind ab, cd gleichlaufend. — Denn hier wird ef

von ab, cd unter rechten Winkeln geschnitten. Also sind (S. C. Zus. 1.) ab, cd gleichlaufend.

Satz D. Lehrsatz. Fället man zwischen zwei Parallellinien ab, cd (Fig. 19.), aus einem Punkte e, der ersten ab auf die andere cd einen Perpendikel ef; so ist dieser ein gemeinsamer Perpendikel zwischen beiden Parallelen ab, cd.

Soll oder kann ef zwischen ab, cd ein gemeinsamer Perpendikel seyn; so ist derselbe nur dadurch möglich, daß durch einen Punkt e der ersten ab, auf die zweite cd ein Perpendikel ef gefällt werde; oder daß man in einem Punkt f der einen cd einen Perpendikel errichte, der die andere ab in e trifft. Hier ist das Erste geschehen.

Wären nun ef nicht zugleich auch auf ab senkrecht, also bei e nicht rechte Winkel; so wäre fea ∠ R. oder feb ∠ R. Es sey daher feb < R. und fea > R.

Fälle aus f auf ab den Perpendikel fg; so fällt dieser in den spitzen ∠ feb. Denn er fiele, wenn es möglich, in den stumpfen ∠ fea in fa. Errichte auf ae in e die senkrechte eh; so ist ae und fe mit he in e zusammenlaufend; also (S. A.) eh mit ea und ef auseinanderlaufend; folglich trifft eh verlängert die fa. Da nun (pr. hyp.) fae oder hae = R. und (pr. Constr. et hyp.) hea = R.; so sind ha und he auf ae senkrecht, welches (S. B.) unmöglich. Also fällt ein aus f auf ab gefällter Perpendikel in den spitzen Winkel feb. Es sey daher fg auf

ab (Fig. 20.) senkrecht; so ist (pr. Constr.) efd = R.; also gfd ∠ R. und es sey wieder (Constr.) gk ⊥ cd, kd ⊥ ab (Constr.), LM ⊥ cd (LM senkrecht auf cd) u. s. w.; so sieht man deutlich und klar, daß kein gemeinschaftlicher Perpendikel zwischen zwei Parallelen möglich ist, und daß ef ⊥ cd, so auch gk, LM u. s. w. auf cd senkrecht sind (pr. Constr.).

Da aber (Satz A. Z. 1.) jede zwei gerade Linien in einer Ebene entweder auf der einen Seite zusammenlaufend und auf der andern auseinanderlaufend; oder gleichlaufend sind; auch (Satz A. Zus. 2.) für jede zwei gerade Linien keine anderweitige Lage (positio) möglich ist; ferner (S. B. Zus.) zwischen zwei zusammenlaufenden geraden Linien kein gemeinsamer Perpendikel möglich und auch nach dem (S. D.) Bewiesenen zwischen zwei Parallellinien ab, cd ein gemeinsamer Perpendikel unmöglich ist; so ist allgemein zwischen keinen zwei geraden Linien in einer Ebene ein gemeinsamer Perpendikel möglich.

Da aber (pr. Constr.) ef, gk, LM u. s. w. auf cd senkrecht stehen; so sind (Erkl. 3.) fk zwizwischen fe und kg, auch km zwischen kg und ML gemeinschaftliche Perpendikel; also zwischen den geraden Linien fe, kg, ML u. s. w.

Da dieses dem vorher Bewiesenen: „Es ist all„gemein zwischen keinen zwei geraden Linien ein ge„meinsamer Perpendikel möglich“ widerspricht; so

ist allgemein zwischen zwei Parallelen ein gemeinsamer Perpendikel möglich. Also der Satz D. allgemein wahr. Welches zu erweisen.

Zus. 1. Hieraus erhellet, daß ein gemeinsamer Perpendikel zwischen zwei geraden Linien das allgemeine Criterium für den Parallelismus dieser beiden Linien ist. Denn stehen zwei gerade Linien auf einer dritten senkrecht; so sind sie (Satz C.) gleichlaufend; und „werden zwei Parallelen von einer dritten und „die eine von ihnen unter rechten Winkeln geschnit„ten; so wird auch (Satz D.) die andere von ihnen „unter rechten Winkeln geschnitten.“

Demnach ist zwischen zwei Parallelen nicht nur ein gemeinsamer Perpendikel möglich; sondern auch wirklich und nothwendig. Folglich derselbe ein allgemeines Criterium für den Parallelismus zweier geraden Linien. Welches zu erweisen.

Ansicht von der Uebersetzungsmethode eines Dichters überhaupt, und des Horatius insbesondere.

Vor mehreren Jahren bildete sich in Reval ein kleiner literärischer Zirkel, in welchem fünf Winter hindurch, einmal in der Woche, ein freier zwangloser Ideentausch so Manches zur Sprache brachte, das oft eben so belehrend war, als angenehm die Unterhaltung würzte. In der Regel wurden zwei Stun-

den ausschließlich rein-literärischen Gegenständen gewidmet. So fügte es sich denn, daß einst Klamer Schmidts (des in früherer Zeit nicht unberühmten Sängers in deutscher Zunge) „Verdeutschung der sämmtlichen lyrischen Dichtungen des Horatius Flaccus in den Versmaaßen der Originale. Halberstadt 1820.“ uns beschäftigte. Manche Erinnerung des Einen und des Andern aus dem Jugend- und Gymnasialleben knüpfte sich an die Beprüfung des Ganzen und einzelner Oden. Veranlaßt nun durch die Diskussionen, welche die Vergleichung der 10ten Ode des 2ten Buchs herbeiführte, suchte ich meiner beschränkten Zeit einige Augenblicke abzugewinnen, um diese Ode genauer zu prüfen und auch meinerseits eine metrische Verdeutschung zu wagen. In der nächsten Versammlung theilte ich als Einleitung mit, was hier ohne Veränderung folgt.

Meines Erachtens geht für die zweckmäßigste Uebersetzungsmethode ein haltbares Princip aus dem Wesen der Poesie hervor, welche wiederum wesentlich von der Prosa verschieden ist, sowohl in Hinsicht des Zweckes als der Mittel. Man darf nur in Erinnerung bringen, was die besten Aesthetiker neuerer Zeit darüber gesagt haben. Die Poesie nehmlich, eine freie Kunst, drückt die Sprache des Gemüths aus; die Prosa, eine nicht freie Kunst, die des Verstandes. Bei jener ist das Schöne allein Zweck, bei dieser das Schöne nur Mittel;

daher man die Poesie mit Recht eine schöne, die Beredsamkeit hingegen nur eine verschönernde Kunst nennt. Freilich vermittelt die Wortsprache bei beiden die Darstellung; jedoch bei jeder auf verschiedene, eigenthümliche Weise. Der Prosaiker spricht durch und für den Verstand; der Dichter offenbart seine Gefühle durch gesangartige Töne, die articulirt erst zu Vorstellungen und Ideen gedeihen. Seine Sprache zwängt sich ungesucht in Rhythmus, Klang und Sylbenmaaß, und verbindet Einheit mit Mannigfaltigkeit; daher sie tropisch ist und immer neue Tropen schafft. Die Sprache des Prosaikers hingegen ist bestimmt, weil Begriffe bezeichnet werden sollen. So ist Anschaulichkeit, Lebhaftigkeit, welche besonders die Redefiguren bewirken, der Dichtersprache eigen, indeß zu große Lebhaftigkeit des Prosaikers ein Fehler ist, weil sie auf die Ueberzeugung des Verstandes einen nachtheiligen Einfluß haben kann. Die Dichtersprache bedarf nur der Klarheit und keinesweges der Deutlichkeit wie die prosaische. Dunkelheit wäre bei beiden ein Fehler. Endlich muß in dem dichterischen Ausdrucke Wahrheit und Nothwendigkeit begründet liegen; denn eigentlich ist nur eine einzige schöne Darstellung des Schönen gedenkbar. Auf vielfache Art und doch immer gleich deutlich und überzeugend läßt sich ein und derselbe Gedanke durch Worte bezeichnen; eine Idee hingegen läßt sich in dem bestimmten Falle nur auf Eine schöne Art dar-

stellen. Würde man es besser können: so müßte die erste Darstellung nothwendig fehlerhaft seyn. Der Grund davon liegt in der Dichtersprache selbst, indem diese nur ein Gefühl erregt, so daß kein anderer Ausdruck zu wählen ist, als dasselbe giebt. Auch in musikalischer Hinsicht weicht die Sprache der Poesie von der prosaischen entschieden ab. Sie hat einen regelmäßigern bestimmten Rhythmus, verlangt melodische Euphonie und ein ihr eignes Sylbenmaaß, und zwar so, daß diese drei Stücke in Einklang mit der Gemüthsstimmung des Dichters stehen.

Nach diesen nicht zu bestreitenden Prämissen darf man nicht in Abrede seyn, daß bei Poesien, d. h. solchen, die nicht bloß regelgerechte Verse mit Reimerei, sondern wirklich Producte eines gesteigerten Gefühls, der Begeisterung sind, die Form, d. i. das Prosodische, innigst mit der Idee des Gefühls, die jene zur Anschauung bringt, verwebt erscheint. Ich habe Gelegenheit gehabt, zwei Dichter, den classisch gebildeten Klopstock und den Naturzögling Theoboul Kosegarten (meinen Bruder), in dichterischer Begeisterung zu sehen (jenen bei einer seiner Oden in der ersten Periode der französischen Revolution, diesen bei dem Ausströmen eines seiner gelungensten Gedichte, Arkona betitelt), und habe bei beiden wahrgenommen, daß sie das Metrum nicht erst suchten, sondern daß es fließend ihnen zu Gebote stand, so wie ihr enthusiastisches Gefühl in ästheti-

schen Worten hervorquoll. Und wenn ich nun nach der kleinen Gabe von Dichtertalent, welche der Himmel mir verliehen hat, urtheilen darf; so ist analogisch es mir zur Ueberzeugung geworden, daß Form und Idee nicht getrennt werden können. Denn bei Gedichten, die mein Gefühl erzeugte, fand sich das Metrum von selbst, bei andern, z. B. bei solchen Gelegenheitsgedichten, wo ich mir ein Metrum aufgab, oder wo es mir vorgezeichnet wurde, wenn etwa das Gedicht nach einer gewissen bestimmten Melodie abgefaßt seyn sollte, fand ein umgekehrtes Verhältniß statt. Die Idee mußte sich in die gegebene Form zwängen. Dann ist das Gedicht aber kein Product des reinen Gefühls, sondern des vorherrschenden Verstandes. Gern geb ich zu, daß solch ein Verstandesgedicht regelgerecht, ja! bisweilen regelgerechter ist und seyn kann, als ein aus wahrer Begeisterung entsprungenes poetisches Product; aber daraus folgt keinesweges, daß jenes die Gefühlssaiten des Lesers oder vielmehr des Zuhörers so in Vibrationen setzen werde, als dieses.

Wenn man denn nun zugeben muß, daß in einem Originalgedichte (wohl verstanden, einem wirklichen und zwar lyrischen Gedichte) die Idee innigst mit der Form verknüpft ist: so folgt daraus von selbst, daß bei Uebersetzungen die Idee nicht von der Form getrennt werden darf, sondern, gleichwie jene möglichst wieder gegeben werden muß, auch diese, wie im Ganzen so im Einzelnen, densel-

ben möglichst anzupassen ist. Ich sage: möglichst; denn ich bin der Ueberzeugung, daß ein lyrisches Gedicht (so empfangen und geboren, wie vorhin angedeutet worden ist) in keiner Uebersetzung sich vollkommen wieder geben läßt. Auch die beste metrische Uebersetzung wird immer nur Kopie, ein Bild, ein Abglanz des Originals seyn. Und dieß aus ganz natürlichen Gründen. Jede freie Kunst, ein Spiel der Einbildungskraft, ist und bleibt in der Form nur Kopie, Bild, Abglanz von dem, was in dem Gemüthe des Künstlers vorging. Daher es auch zu erklären ist, warum der Maler, der Bildhauer, der Komponist, der Dichter mit den äußern Erscheinungen ihrer productiven Kraft selten ganz zufrieden sind; denn sie fühlen es, daß solche ihrer innern Anschauung nicht vollkommen entsprechen. Daraus folgre ich weiter, daß ihre Bewunderer und Lobredner durchaus nicht von dem und von der Begeisterung ergriffen werden können, welches und welche die Künstler subjectivisch ergriff, noch weniger in gleichem Grade. Der Grund hievon liegt in der Unmöglichkeit, theils Gefühle überhaupt durch die Sprache vollkommen zur Anschauung zu bringen, theils die individuellen einem Andern in gleicher Stärke und mit gleichen Ideen verknüpft bei sich zu erwecken oder wahrzunehmen. Da das Schöne, d. h. das Idealischschöne, als Gegenstand und höchster Zweck der Poesie, kein Gegenstand des Wissens ist, sondern nur empfunden werden kann; so läßt

es sich auch nicht durch die Sprache entziffern und begreiflich machen. Haben wir aber die Poesie gehörig definirt, aufgefaßt; so ergiebt sich ein ähnliches Resultat für die Producte der Poesie. Wer weiß nicht, wie viel über eine solche Definition raisonirt und radotirt worden ist? — Kant, der kalte Denker, und Schiller, der philosophische Dichter, glaub' ich, sind der Wahrheit am nächsten gekommen. Kant erklärt Poesie für die Kunst, ein freies Spiel der Einbildungskraft als ein Geschäft des Verstandes auszuführen, im Gegensatz der Beredsamkeit, die er für die Kunst hält, ein Geschäft des Verstandes als ein freies Spiel der Einbildungskraft zu betreiben. Indem aber die Beredsamkeit immer bestimmte Begriffe bezielt und der Verstand immer Schönes hervorbringt, kann diese Definition nicht befriedigen, so viel Wahres auch in ihr liegt. Schiller greift tiefer, wenn er sagt: „Der Zweck der Poesie ist: der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben. Dies ist in alten Zeiten (bei Griechen und Römern) durch Nachahmung des Wirklichen geschehen, weil da das Ganze der Natur des Menschen durch das harmonische Spiel aller seiner Kräfte in der Wirklichkeit sich vollständig ausdrückte: in der neuern Zeit aber, in dem Zustande der Kultur, wo jenes harmonische Zusammenwirken der Kräfte nur Idee ist, macht Darstellung des Ideals den Dichter." — Die Poesie ist und war demnach nie etwas Anderes als Darstellung des

Idealen oder Schönen durch die Sprache als Form; oder man könnte auch sagen: Poesie ist die Kunst oder vielmehr die subjective Kraft (angebornes Vermögen), bestimmte Gefühle nach den Gesetzen des Schönen durch eine möglichst klangreiche Sprache objectiv zu veranschaulichen.

Wenn nun das Dichtergefühl so bedingt, die Entäußerung seiner steigenden Kraft so unvollkommen ist; wie sollte denn die Anforderung an den Verdollmetscher in irgend einer andern Zunge wohl minder strenge und bedingt seyn können? — Noch weniger erläßlich sind aber die Translationsgesetze bei einem correcten Dichter, wie Horaz. Mag dieser erste Lyriker unter den Römern, ja! ich möchte fast sagen, aller Zeiten und Zungen, Nachahmer der Griechen seyn, wie so vielfältig behauptet wird, ich jedoch stark bezweifle, und wenn auch nicht die 19te Epistel im ersten Buche, besonders die Verse:

O imitatores, servum pecus, ut mihi saepe
Bilem, saepe jocum vestri movere tumultus! etc.

meine Zweifel bestätigten, — mag er's also seyn oder nicht; er ist und bleibt einzig in seiner Art. schwingt sein Odenflug sich auch nicht so kühn, wie der Pindarische: so zeigt sein Genius doch gewisse Eigenthümlichkeiten, die das Gepräge einer reichen und gesunden Phantasie und wahrhaft ästhetischer Ideen tragen. Er erscheint als ein wahrer Dichter des veredelten Lebens, in dessen Darstellungen er

gediegene Sprüche, goldene Lehren der Weisheit so glücklich verwebt. Seine Begeisterung ist keine wilde, ausschweifende, gesetzlose, dithyrambenartige. Alles erscheint gleichsam wie berechnet, und doch kunstlos und unvermerkt mit Grazie und in treffenden Bildern zum Zwecke führend. Kein Ausdruck steht überflüssig; Reichthum ist mit weislicher Oeconomie verknüpft. Wie viele classische Stellen! welche feine Wendungen! welche gemüthvolle Andeutungen, welche Herzensergüsse! wie zart, wie nüancirt und schattirt! Und doch zeugt jedes Gedicht im Ganzen, wie in jedem einzelnen Ausdruck, von Correctheit. Eben daher ist die vorgedachte Uebersetzungsmethode bei ihm hochwichtig.

Reval, den 1sten December 1829.

Dr. Fr. Fr. Kosegarten.

III.

Geschichtliches und gemischte Sachen.

Eine Reliquie von Büsching.

Ich weiß nicht, warum die Leute an so vielen Orten von mir schwatzen. Die Fürstin zu Stadthagen schrieb neulich an meine Frau, in dortiger Gegend versetze man mich nach Magdeburg. Ein seltsames Geschwätz. Aus Wien schrieb mir neulich einer meiner Correspondenten, meine Erdbeschreibung liege beständig auf dem Tisch des Kaisers, er schlage sie bey aller Gelegenheit nach, habe auch allen seinen Ministern und Residenten an auswärtigen Höfen befolen, daß sie sich dieselbige anschaffen, und nach diesen Mustern Nachrichten sammeln solte. Der Correspondent fragte mich, ob der jetzige Cabinetssecretair des Kaisers, welcher hier gewesen, mein Bekannter ist, in Ansehung meiner dem Kaiser etwas vortragen solte? Ich antwortete, ja wenn der Kaiser es einleiten wolte, daß das deutsche Reich mich unter einem beträchtlichen Gehalt zu seinem Geographen bestelle, damit ich alle meine übrige Lebenszeit ganz der Geographie widmen könnte: so würde mir das recht lieb seyn. So habe ich ihn abgefertiget.

Die Urschrift vorstehender Zeilen von des verewigten Büsching's Hand (Rechtschreibung und

Interpunction des Schreibens ist beibehalten) sandte ich neulich an Herrn Grafen M. von D. in Wien, welcher schon längst Autographa sammelt. Wahrscheinlich füllt das Blatt, dachte ich, nicht übel ein Plätzchen im neuesten Hefte Ihrer Quatember. Wer wollte nicht Ihrer für die Ostseeprovinzen so zweckgemäßen Zeitschrift lange Dauer wünschen!

Dp. Mstn.

Südlicher und nördlicher Kunsthimmel.

Eine kunstgeschichtliche Betrachtung.

Von E. Ch. v. Trautvetter.

Blicke ich um mich in die Gegenwart, blicke ich zurück in die Vergangenheit, so muß ich Sohn des Nordens mir gestehn, daß dort, nach Süden, ein Kunsthimmel lacht, dem dieser nördliche kaum vergleichbar ist. Man rede nicht von morgenländischer Phantasie, von morgenländischer Ueppigkeit: der Süden ist's, der diese Wunder schafft. Denn morgenländisch ist uns auch der Sibirier, der Kamtschadale. Es ist nicht der Grad der Länge, sondern der Grad der Breite, der uns von der Erstarrung der Natur hin zum höchsten Leben der Natur, zu den Wundern der Tropenländer, führt. Grasend, dem Bauche dienend, hat sich die Menschheit nach Norden hin verbreitet; wenn sie Wohlleben, schönes Leben suchte, dann zog sie gen Süden. Da ist Reife, da ist Würze, da ist Geistigkeit des Lebens.

Auch die Geschichte der Wissenschaften hebt dort an; aber es ist wahr, die Wissenschaft hat auch hier im Norden ihre Felder, ihre Gärten, die, mit Sorgfalt und Mühe gepflegt, schöne, reiche Aerndte getragen haben. Die Kunst aber, das höhere Geistesleben, scheint immer, wie ein Zugvogel, nur für ein halbes Jahr, für ein halbes Leben ihre Heimath hier zu finden. Sehe ich auf die Erstlinge, auf Homer, auf Hesiod: was hat der Norden aus ihnen gemacht? Compendien und Wörterbücher der Mythologie. Jämmerlich zerfleischt sind jene geistig hingehauchten Gebilde. So beißen sich meine nordländischen Brüder um die Knochen. Erhielt ich eine Herausforderung zu solchem Kampf, und wäre es auch nicht von einem Crispin, sondern von einem Heyne oder Voß; dennoch riefe ich mit Horaz: der Ort mißfällt mir, ich fordere Aufschub. Zu welchen Verzerrungen hat nicht das Homerische Schicksal nordische Dichter geführt, zu welchen Hypothesen die Mythologen! und doch hatten sie nicht einmal den Schlüssel zum rechten Verständniß. Mancher noch meint es wohl klüger anzufangen, wenn er sich in eine Alles untereinanderwerfende mythologische Symbolik und Muckerei wirft. Und nicht in der Dichtung allein, auch in andern Künsten läßt der Norden das warme, sanfte südliche Leben erstarren. Ich brauche noch jetzt nicht weit, ich brauche nur über die Alpen, über die Pyreneen zu gehen, um mich dort an der Anmuth Raphaëlischer Gestalten zu

laben, um die schmelzenden Töne eines Pocherini, eines Jomelli zu belauschen. Aber was sehe, was höre ich hier, diesseits der Berge? Der Maler sucht nur in krüppelhafter Verkürzung einer Hand, eines Gesichtes, darzustellen, was er versteht, nicht was seine Seele Himmlisches empfindet, was sie erlebt. Der Sebastian Bach läßt mich den unübertrefflichen Mechanismus seines Satzes bewundern, wie ein Fabrikherr seine Spinnmaschinen; er führt mich durch alle Modulationen, aber die Seele, die in vier Tönen einer Rossinischen Melodie, in einer einzigen leisen Ausweichung eines Chors von Leo lebt, die finde ich hier nicht. Dort, unter dem südlichen Kunsthimmel, welches Maaß, welches feine Gefühl dafür, wenn es genug ist! hier ein Rubensches Stück ohne Ende, ein Beethovensches *) Gemälde ohne Aufhören! Das heißt dann Kraft, das heißt nordische, Händelsche Kraft! und jenes soll Süßlichkeit seyn. Grandios mag es

*) Honni soit qui mal y pense! Da manche Leute gern Alles ins Arge, nicht, wie Luther will, zum Besten kehren, so bemerkt der Verf., daß er in dieser Verbindung und bei dieser Darstellung dieß Alles sehr wohl sagen konnte, obwohl er übrigens Verkürzungen, Fugen, Bach, Händel, Beethoven, in höchsten Ehren hält. Eine Darstellung, welche mit dieser Aehnlichkeit hat, findet er eben in der Berl. musik. Zeit. No. 5. 1830: „Streit der deutschen und italienischen Oper."

seyn, Ohrfeigen zu geben, ästhetisch sind' ich es nicht. Ich pflichte dem Spruch bei: nicht ist's genug, daß Gesänge schön sind, süß sollen sie seyn. Die saure Traube ist unreif. Ich rede von der Kunst, die im Norden in die Distel der Recension ausartet, so daß man über das Allgemeine und über das Ueber nicht zur besondern Sache, von der Schaale nicht zum Kerne kommt: aber muß ich nicht eigentlich von der Wissenschaft dasselbe sagen? Wo wuchs diesseits der Alpenkette ein Lehrbuch so gemessen, wie Euklids Feldmessung, eine Rede so gediegen, wie die Vertheidigung des Archias? Was ist das Classische? Ist es nicht das Südliche? Dort ist der Naturtrieb selbst stark genug, um das Gebilde in der rechten Form zu vollenden. — Doch, so muß ich nun endlich wohl auch fragen: was soll ich Sohn des Nordens thun? Soll ich mich damit trösten, daß ich doch selbst diese warme Empfänglichkeit, diese heiße Sehnsucht besitze? — Und wenn ich denn einmal warm, einmal südlich empfinde, bin ich nicht mehr ich selbst, ein südlicher Anhauch und Anflug hat mich meinem Boden entrissen, und vielleicht ist eben diese heiße Gluth nur ein Zeichen des Nordens, wo der lange Tag das Versäumte in Uebertreibung nachzuholen sucht. Wie es nun auch mit mir sey; ich habe als gebildeter Nordländer Verstand und Besonnenheit genug, nur seyn zu wollen, was mein Wesen mit sich bringt. Ich werde nicht mit dem Völkerwanderer und Wall-

fahrer mich meinem Boden entheben, um in Andalusien, Lombardien oder dem numidischen Vandalien unterzugehen. Ich werde nicht wie eine Christine, ein Winkelmann, aus philosophischer Kunstliebe meine Nationalität aufgeben. Mich mahnen ab mein deutsches Geschlecht, mein deutscher Name, mein blaues Aug, mein blondes Haar. Jener Süden ist mir fremd, und ich bin es ihm. Hier im deutschen, germanischen Heim will ich meine Felder der Wissenschaft, meine Gärten und Treibhäuser der Kunst warten und pflegen, um selbstgezogene Trauben und Birnen zu kosten. Kann der Wahlspruch: „nicht über den Oelbaum!“ nicht der meine seyn, so sey es der: „nicht über die Rebe, nicht über den Apfel!“ Aber auch einschrumpfender Eigensinn soll mein Patriotismus nicht seyn. Ich will den Chierbecher nicht ausschlagen, gleich wie Heinse seine deutsche Vaterlandsliebe nicht darein setzt, die italischen Partituren nicht zu lieben. Und wenn ich hier ansässig seyn muß, soll meine Wanderschaft mir den Südhimmel öffnen; Rom soll mich eher sehn, als Paris; ich will, wie Göthe, von Siciliens Spitze hinüber nach Afrika schaun, oder will bis zu jenem Gränzstrich der Sandwüste dringen, den die Natur gezogen, und jenseits dessen auch die Rebe nicht mehr blüht. Denn auch der Süd, den ich meine, ist nicht die Uebertreibung, nicht die Siedhitze, er ist die hinreichende gemäßigte Wärme, die dem Leben behagt. Ein Sohn der gemäßigten Zone bin ich noch,

dem Neger zuvor, wie dem Lappen. Vortrefflichkeit findet sich in dieser gemäßigten Zone noch überall; und auch jenseits der Alpen ist sie nichts Gemeines, nur daß ich hier in der Ferne bloß die glänzenden Gestirne erblicke. Die Mäßigung soll meine Losung seyn. Doch wenn ich mich einst zur Ruhe lege, sey mein Gesicht, wie das der Väter, der Mittagssonne zugewandt!

Goethe's Würdigung in Rußland zur Würdigung von Rußland.

Dem Dichterfürsten geweiht und zugesandt von Nic. Borchardt zu Moskwa.

(Vorgelesen in der Sitzung der Kurländischen Gesellschaft f. L. u. K. am 17ten Junius 1830.)

Die ausgezeichnete Richtung, welche die russisch-slavische Literatur in jeder Hinsicht genommen hat, ist dem übrigen Europa größtentheils bis jetzt unbekannt geblieben. In Bezug auf ausländische Literatur hat sie sich, besonders seit dem großen Völkerkriege des ersten Decenniums unsers Jahrhunderts, mehr und mehr ausgebildet, und der größere Theil des gebildeten Publicums ist bereits hinlänglich mit den Elementen der vier Hauptvölker der neuern Literatur, dem geistigen Kerne Europens, bekannt und befreundet.

Nachdem die französische Literatur in ihren leichten und empfänglichen Gaben eine mannigfaltige Ausbeute geliefert hatte, wandten sich in den letzt-

verflossenen Jahren der wißbegierige Späherblick und die Kraft des russischen Forschers nach England und Deutschland; und — nicht nur die vorzüglichsten, sondern sogar die bekanntern Producte der beiden Völker wurden analysirt, übersetzt, oft glücklich commentirt.

Diese Richtung ward im Allgemeinen durch die Tendenz der neuesten vorzüglichsten Zeitschriften und periodischen Blätter erweckt. Besonders geschah dieses durch die beiden folgenden, die aus der anwachsenden Zahl ihrer Mitgenossen kräftig und geschätzt emporstreben. Der Moskowische Telegraph (seit 1825) und der Moskowische Bote (seit 1827) sind die zwei Haupthebel gewesen, die ein allgemeines Publicum gleichsam gezwungen haben, ihren Antheil an Frankreich mit dem übrigen Europa zu theilen. Goethe, Byron, Scott — werden vorzüglich mit einem Enthusiasmus gewürdigt, der eben so gerecht, als geläutert ist. Die Bildnisse dieser drei Coryphеen schmücken die Jahrgänge 1827 beider obiger Journäle nach den besten ausländischen Copien.

Einen jeden Deutschen muß aber, trotz des literarischen Cosmopolitismus, die innige reinausgesprochene Verehrung des Altvaters der deutschen Poesie, des unsterblichen Goethe, am Innigsten ansprechen. Es giebt kein periodisches Blatt, keine Zeitschrift, der größern Werke nicht zu gedenken, in welchen nicht mit höchster Achtung und Enthu-

siasmus des großen Sängers Germaniens erwähnt würde. Ueberall erscheinen Uebersetzungen einzelner Gedichte und Fragmente aus den Schöpfungen des großen Meisters *), — und daß bis jetzt keine vollständige Uebersetzung seiner Schriften erschien, ist uns ein Beweis, mit welcher Schüchternheit und Ehrfurcht würdige Literatoren Erzeugnisse betrachten, an die sich eine kundige Hand selbst nicht ungestraft wagen darf.

Die immer mehr sich verbreitende Kenntniß der deutschen Sprache hat bereits nicht nur den größern Theil der besten neuen Dichter Deutschlands, oft mit Erfolg, ins Russische einzeln übertragen, hat nicht nur, von allgemeinem Interesse beseelt, die neuesten Novellen und Ergebnisse der Zeit einem bedeutenden Lesepublicum dargebracht — selbst Philosophie der Kunst und Wissenschaft von Deutschlands Philosophen und Kunstrichtern ausgesprochen, wird fortwährend im treuesten Gewande in den Blättern der Zeit eingeführt; — Goethe, Schiller, Klopstock's Werke werden als Heiligthümer betrachtet, deren Sprache selbst der Laie zu erlernen sich bestrebt, um dieselben würdig zu genießen.

*) So finden wir im Europäischen Boten (No. 20. des Jahres 1827) den herrlichen Versuch einer Uebersetzung des „Fischers“ ins Kleinrussische, das in seinen weichen südlichen Tönen, mit einem ganz charakteristischen Reize die von Shukowsky so schön übertragene Ballade wiedergiebt.

Byron's Wunsch in deutscher Zunge den hehren Dichterfürsten zu verstehen, ward dem Russen zum Gesetze! —

Aber nicht nur lesen und verstehen — deuten und ergründen — wollen ihn Rußlands schöne Geister — Ihn ganz zu besitzen, ist ihr höchstes reines Streben. Wie weit es ihnen möglich ist, ersehe man aus nachfolgendem Bruchstücke, welches Unterzeichneter in getreuer Uebersetzung dem Urheber desselben darzubringen sich erdreistet.

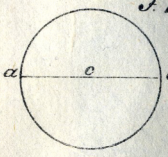
Der junge geschätzte Dichter St. Schewireff, der thätigste Theilnehmer am moskowischen Boten, hat im XXI. Hefte desselben (Jahrgang 1827) ein Fragment aus dem Zwischenspiele zu Faust: Helena (— Lynceus S. 269 bis zu den Worten: „meine Hand" 274) übersetzt, hierauf in demselben (mit dem Bildnisse Goethe's geschmückten) Hefte sich bestrebt, eine Darstellung des Inhalts und die Haupthebel der Dichtung, seiner Ansicht nach, anzudeuten. Hiermit folgt die getreue Uebersetzung dieses Aufsatzes. Ist des jungen Dichters Ansicht auch nicht vollkommen, so ist doch eine solche Würdigung Goethe's die beste Andeutung für die Würdigung einer Literatur, welche in ihren jüngsten Gliedern einen Schwung zu einer geistigen Höhe nimmt, die Rußlands Söhnen, dem Riesenvolk eines Jahrhunderts, ein intellectuelles Gleichgewicht mit seiner Riesenkraft zu schaffen verspricht. Kein Menschenwerk ist makellos! mag auch diese, durch

einen jungen würdigen Dichter ausgesprochene, allgemeine Theilnahme dem Genius des Schöpfers jenes Zwischenspiels kaum gleichmäßig entsprechen: so verbleibt doch das Streben selbst eine neue Huldigung in einer Zunge, die vom baltischen Gestade bis zu den Fluthen, die Kamtschatka bespühlen, in Herrscherkraft mächtig ertönet; eine Zunge, welche Goethe's Namen mit Ehrfurcht und Innigkeit wiederholt und hierdurch den Kreislauf beschließt, den der Triumph des großen Anerkannten aus Germaniens gesegneten Fluren, über den Ocean hin, nach Amerikas westlichen Triften mit edlem Geistesstolze durchschnitten hat. Und mit hohem Beifalljubel zeichnete der edelste unserer Dichter, der tiefe Shukowsky, in Rutheniens Namen unter dem Bildnisse Goethe's jüngst jene Zeilen:

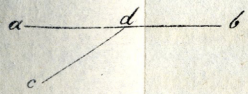
In der Freiheit fesselloser Regel,
schwebt' Er, ein alldurchdringender Gedanke über das Weltall hin,
und alles ward Ihm klar in dieser Welt,
und unbezwingbar blieb Er immerdar.

(Der Beschluß folgt.)

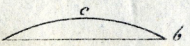
F. 1.



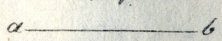
F. 2.



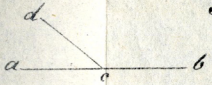
F. 3.

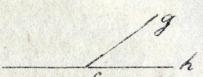


F. 4.

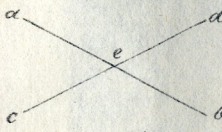


F. 5.

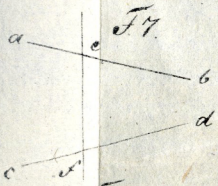




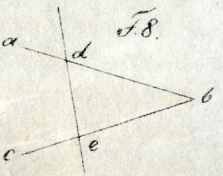
F. 6.



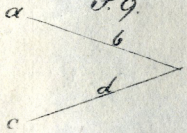
F. 7.



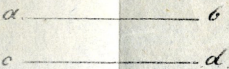
F. 8.



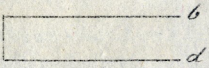
F. 9.



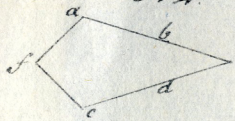
F. 10.

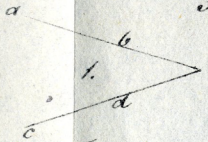


F. 11.

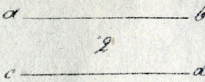


F. 12.

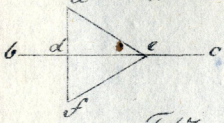




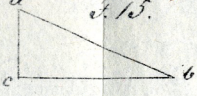
F. 13.



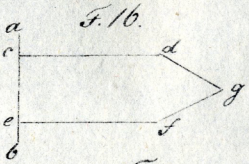
F. 14.



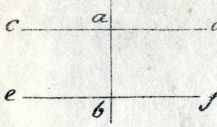
F. 15.



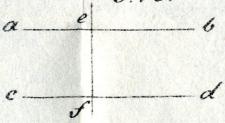
F. 16.



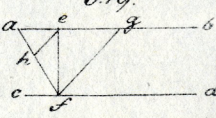
F. 17.



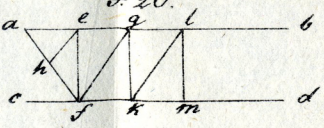
F. 18.



F. 19.



F. 20.



Lith. v. D. S.